

5. Jahrgang

1995

Heft 4

Region und Regionalität in der Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts

C

COMPARATIV

Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung

TRANSFER

Deutsch-Französische Kulturbibliothek, Band 3

„Mein Herr befindet sich gottlob gesund und wohl.“ Sächsische Prinzen auf Reisen. Hrsg. von Katrin Keller

536 Seiten, DM 68,- • ISBN 3-929031-21-3

TRANSFER

Deutsch-Französische Kulturbibliothek, Band 4

Matthias Beermann: Zeitung zwischen Profit und Politik. Der Courir du Bas-Rhin (1767–1810): eine Fallstudie zur politischen Tagespublizistik im Europa des späten 18. Jahrhunderts

ca. 580 Seiten, DM 75,- • ISBN 3-929031-73-6

TRANSFER

Deutsch-Französische Kulturbibliothek, Band 5

Aufklärung/Lumières und Politik. Zur politischen Kultur der deutschen und französischen Aufklärung. Hrsg. von Hans-Erich Bödeker und Etienne François

ca. 350 Seiten, DM 60,- • ISBN 3-929031-74-4

TRANSFER

Deutsch-Französische Kulturbibliothek, Band 6

L'Ecole Normale Supérieure et l'Allemagne.

Textes rassemblés par Michel Espagne

ca. 300 Seiten, DM 58,- • ISBN 3-929031-80-9

LEIPZIGER UNIVERSITÄTSVERLAG GmbH

Augustusplatz 10/11 • 04109 Leipzig • Tel. + Fax 03 41/69 58 81

COMPARATIV

Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung

Herausgegeben im Auftrag der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e.V.
von Matthias Middell

Wissenschaftlicher Beirat:

Anatoli V. Ado †, Moskau • Lluis Roura Aulinas, Barcelona • Alberto Gil Novales,
Madrid • Wolfgang Küttler, Berlin • Wojciech Kunicki, Wrocław •
Guy Lemarchand, Rouen • Hans-Jürgen Lüsebrink, Saarbrücken • Magnus Mörner,
Göteborg • Horst Pietschmann, Hamburg • Ljudmila A. Pimenova, Moskau •
Ernst Schulin, Freiburg • Edoardo Tortarolo, Turin • Michel Vovelle, Paris

Redaktion:

Gerald Diesener, Hartmut Elsenhans, Wolfgang Fach, Christian Fenner, Eckhardt
Fuchs, Frank Geißler, Editha Kroß, Katharina Middell, Matthias Middell,
Rolf Müller-Syring, Georg Vobruba, Michael Zeuske

Redaktionssekretär:

Steffen Sammler

Anschrift der Redaktion:

Zentrum für Höhere Studien

Universität Leipzig

Augustusplatz 10/11 • 04109 Leipzig • Tel. (03 41) 9 73 02 30

Fax: (03 41) 97 300 99

Heftproduktion:

Verlagsbüro Pauselius, Leipzig

Bezugsbedingungen:

Die Zeitschrift erscheint sechsmal jährlich mit einem Umfang von ca. 160 Seiten.

Einzelheftpreis 12,80 DM; Jahresabonnement 66,- DM;

Ermäßigtes Abonnement 32,50 DM, Abonnement für Mitglieder der
Karl-Lamprecht-Gesellschaft 45,- DM (im Mitgliedsbeitrag enthalten).

Bestellungen über den Buchhandel oder an die Redaktion erbeten.

Region und Regionalität in der Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts

Herausgegeben von
Werner Bramke und Ulrich Heß



Leipziger Universitätsverlag 1995

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Comparativ: Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung / hrsg. im Auftrag der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e. V. von Matthias Middell. – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl.

Früher Schriftenreihe

Jg. 5, H. 4. Region und Regionalität in der Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts.–1995

Region und Regionalität in der Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts / hrsg. von Werner Bramke und Ulrich Heß. – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., 1995

(Comparativ; Jg. 5, H. 4)

ISBN 3-929031-35-3

NE: Bramke, Werner [Hrsg.]

© Leipziger Universitätsverlag GmbH 1995

COMPARATIV

Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und
vergleichenden Gesellschaftsforschung

Heft 4 (1995)

Region und Regionalität in der Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts

Herausgegeben von Werner Bramke und Ulrich Heß

ISSN 0940 – 3566

ISBN 3-929031-35-3

Inhalt	Seite
Anatoli V. Ado (1928–1995)	9
Editorial	13
Aufsätze	
<i>Gerhard Brunn</i>	Regionalismus in Europa 23
<i>Rolf-Peter Sieferle</i>	Naturlandschaft, Kulturlandschaft, Industriellandschaft 40
<i>Ulrich Heß</i>	Landes- und Raumforschung in der Zeit des Nationalsozialismus. Die Leipziger Hochschularbeitsgemein- schaften für Raumforschung (1936–1945/46) 57
<i>Karl Heinz Schneider</i>	Schaumburg – Beispiel einer er- folgreichen regionalen Industria- lisierung 70
<i>Martina Pietschl/ Manfred Jahn</i>	Regionale Spezifika der Ansiedlung vertriebener Deutscher in Sachsen 1945–1948. Eine Fallstudie zum Kreis Borna 81
<i>Thomas Adam</i>	Vom Industriedorf zum Stadtteil – die Geschichte zweier Leipziger Stadtteile in der Jahrhundertwende 90
<i>Detlef Briesen</i>	Warum Bundeslandsgeschichte? Reflexionen am Beispiel einer „Wirtschafts- und Gesellschafts- geschichte des Rheinlandes und Westfalens 1955-1995“ 102

<i>Frank Schulz</i>	Elitenwandel in der Leipziger Wirtschaftsregion 1945–1948. Von den Leipziger „sächsischen Industriamilien“ zu Kadern aus dem Leipziger Arbeitermilieu	112
<i>Christian Kurzweg</i>	Unternehmeridentität und regionale Selbstthematization. Auseinandersetzungen um die maschinelle Herstellung von Zigarren im sächsischen Döbeln	127

Forum

<i>Michael Zürn</i>	Das Ende des Ost-West-Gegensatzes und die Globalisierung – eine Nachbetrachtung	146
---------------------	---	-----

Buchbesprechungen

Kurt Nowak, <i>Der umstrittene Bürger von Genf. Zur Wirkungsgeschichte Rousseaus im deutschen Protestantismus des 18. Jahrhunderts</i> , Berlin 1993 (<i>Katharina Middell</i>)	161
Arlette Farge, <i>Lauffeuer in Paris. Die Stimme des Volkes im 18. Jahrhundert. Aus dem Französischen von Grete Osterwald</i> , Stuttgart 1993 (<i>Kurt Holzzapfel</i>)	162
Helmut Reinalter (Hrsg.), <i>Aufklärungsgesellschaften</i> , Frankfurt a.M. u.a. 1993 (<i>Holger Zaunstöck</i>)	164
Konrad Ratz, <i>Maximilian in Querétaro. Bilddokumentation über den Untergang des zweiten mexikanischen Kaiserreiches</i> , Graz 1991 (<i>Michael Zeuske</i>)	168
Hartwig A. Vogelsberger, <i>Kaiser von Mexiko. Ein Habsburger auf Montezumas Thron</i> , Wien/München 1991 (<i>Michael Zeuske</i>)	168

Heinrich August Winkler, Weimar 1918-1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie, München 1993 (<i>Gerald Diesener</i>)	173
George L. Mosse, Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben, Stuttgart 1993 (<i>Rolf Rieß</i>)	176
Hans-Jürgen Lüsebrink (Hrsg.), Nationalismus im Mittelmeerraum, Passau 1994 (<i>Cornelie Kunze</i>)	178
Formen des nationalen Bewußtseins im Lichte zeitgenössischer Nationalismustheorien, hrsg. von Eva Schmidt-Hartmann, München 1994 (<i>Vito Francesco Gironda</i>)	182
Conceptions of National History. Proceedings of Nobel Symposium 78, ed. by Erik Lönnroth, Karl Molin, Ragnar Björk, Berlin/New York 1994 (<i>Matthias Middell</i>)	184
Reinhard Schulze, Geschichte der islamischen Welt im 20. Jahrhundert, München 1994 (<i>Uwe Pfullmann</i>)	186
Ulrich Raulff, Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch, Frankfurt a.M. 1995 (<i>Gabriele Lingelbach</i>)	191
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	194

Im Sommer diesen Jahres erreichte uns die schmerzliche Nachricht, daß das Mitglied des Redaktionsbeirates unserer Zeitschrift, Anatoli Vassilevic Ado, verstorben ist. Wir veröffentlichen im folgenden eine Würdigung aus der Feder seiner Schülerin Ludmila Pimenova.

Die Redaktion von *Comparativ* verdankt Prof. Ado gerade in einer turbulenten Zeit wichtige Anregungen für die komparatistische historische Analyse und unschätzbare Hilfe beim Neuaufbau der Kontakte zur russischen Geschichtswissenschaft unserer Tage. Wir werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Die Redaktion

Anatoli V. Ado (1928–1995)

Anatoli Vassilevič Ado, einer der bekanntesten Historiker in der gegenwärtigen russischen Geschichtsschreibung, starb unverhofft am 1. Juli 1995 im Alter von 67 Jahren. Er war Professor an der Lomonossov-Universität Moskau, ein großer Spezialist der französischen Geschichte und Geschichtsschreibung der Neuzeit. Mehrere Generationen von Historikern erhielten ihre berufliche Ausbildung in seinen Vorlesungen, beim Studium seiner Arbeiten und Lehrbücher. In der Historiographie der Französischen Revolution, vor allem auf dem Gebiet der Agrargeschichte, hat Professor Ado die Traditionen der berühmten „russischen historischen Schule“ des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts, wie sie die Werke N. I. Kareevs und I. V. Lucizkys verkörpern, aufgegriffen und weiterentwickelt. Sein unerwarteter und verfrühter Tod ist für die russischen Historiker und für alle Historiker der Französischen Revolution ein großer Verlust.

In seinem Beruf und in seinem ganzen Leben verkörperte Professor Ado stets beispielhaft die russische Universitätstradition.

Er wurde am 8. Januar 1928 in Kasan, einem alten Universitätszentrum Rußlands, geboren. Nach einer glaubwürdigen Familienlegende kamen Ados Vorfahren aus Schweden. (Der Name, der nicht russischen Ursprungs ist, kommt auf der skandinavischen Halbinsel in der Form von „Addo“ häufig vor.) Die Familie gehörte zum Milieu der russischen Intelligencija. Mehrere Universitätsprofessoren, Mediziner und Wissenschaftler entstammten der Familie, deren intellektuelle und menschliche Traditionen Professor Ado teuer waren. Sein Vater lehrte Geschichte an der Universität Kasan, seine Mutter, eine Archäologin, arbeitete am Historischen Museum der Stadt und leitete Grabungen an den Ufern der Wolga.

Das Leben Ados war seit seinen Studienjahren untrennbar mit der Moskauer Lomonossov-Universität verbunden. Im Herbst 1945 wurde er Student an deren Historischen Fakultät. Nach Beendigung des Studiums 1950 blieb er an der Fakultät und erwarb die akademischen Grade, wurde zunächst Dozent, dann Universitätsprofessor. Als Wissenschaftler wurde er von Boris Fjedorovič Poršnev ausgebildet, der selbst eine herausragende Gestalt der russischen Geschichtsschreibung war, insbesondere berühmt durch sein Buch über „Die Volksbewegungen in Frankreich vor der Fronde“. Während seines ganzen Lebens bewahrte Ado eine bewegte und freundschaftliche Erinnerung an seinen Lehrer, auch wenn er seine historischen Auffassungen nicht vollständig teilte.

Die Zeit, in der Anatoli Ado seine Laufbahn als Historiker begann, war für die sowjetische Geschichtsschreibung, damals hinter dem „eisernen Vorhang“ isoliert, eine der schwierigsten. Kontakte zu ausländischen Historikern waren nur vorübergehender Natur, die Arbeiten westlicher Historiker waren wenig bekannt und das dominierende und obligatorische Bild von der westlichen nichtmarxistischen Geschichtsschreibung einschließlich der französischen Annales-Schule war sehr kritisch. Trotz solcher Umstände, die vor allem einen jungen Historiker nicht begünstigten, der über die Geschichte des Auslands arbeitete, war Anatoli Ado von Anfang an ein europäisch inspirierter Historiker, offen gegenüber neuen historiographischen Ansätzen und Tendenzen. In seinen Forschungen verstand er sich als marxistischer Analytiker und war zugleich den Beiträgen anderer Schulen gegenüber aufgeschlossen.

Er besaß die Fähigkeit, neue fruchtbare Forschungsgebiete zu entdecken. Im Jahre 1950 begann er mit seinen Arbeiten über die Bauernbewegung in der Französischen Revolution, die nach drei Jahren in eine Dissertation über „Die Bauernbewegung in Frankreich in den ersten Jahren der Französischen Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts (1789-1790)“ mündeten. Während des ersten „Tauwetters“ in der UdSSR 1962-1963 erhielt er erstmals die Möglichkeit, nach Frankreich zu gehen, um im französischen Nationalarchiv und den Departementalarchiven zu forschen. Seine vielfachen Beziehungen zu bedeutenden Historikern verschiedener europäischer Länder, u.a. Richard Cobb und Armando Saitta und besonders Albert Soboul, der einer seiner besten Freunde wurde, begannen während dieses Aufenthalts in Paris, dessen Ergebnis die 1968 verteidigte Habilitation über „Die Bauernbewegung in Frankreich am Vorabend und während der Gro-

Ben Französische Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts“ war. Die Arbeit Ados zeigt die bäuerlichen Kämpfe als inhärenter und dennoch partikularer Bestandteil der Französische Revolution, die er als soziale Revolution verstand. Diese Arbeit erschien in der UdSSR in zwei Auflagen (1987 neu aufgelegt unter dem Titel „Die Bauern und die Große Französische Revolution“), und derzeit erscheinen die deutsche und französische Übersetzung dieses Werkes zeitgleich. Das Buch wurde von den Spezialisten der Revolutionsgeschichtsschreibung gerühmt, obgleich es bislang nur in russischer Sprache vorlag.

Außer diesem Buch war Professor Ado als Autor, Mitautor und Herausgeber an über 130 wissenschaftlichen Arbeiten beteiligt, darunter an der Reihe „Die Große Französische Revolution. Quellen und Forschungen“, die 1985-1992 in Rußland zum Bicentenaire erschien, an Lehrbüchern über die neuzeitliche Geschichte Europas und Amerikas 1640-1870, über die Geschichtsschreibung der neueren und neuesten Geschichte Europas und Amerikas. Er war verantwortlicher Herausgeber mehrerer Bände der russischen Ausgabe von Jean Jaurès „Histoire socialiste de la Révolution Française“, Mitglied der Redaktionsbeiräte mehrerer russischer und ausländischer Zeitschriften und des Jahrbuchs zur französischen Geschichte (Francuzskij Eĭegodnik), das in der UdSSR veröffentlicht wurde. Seine Arbeiten, besonders über die Agrar- und Bauerngeschichte der Französische Revolution, erschienen übersetzt in mehreren Ländern, darunter Frankreich, Deutschland, den Vereinigten Staaten, Italien und Portugal.

Anatoli Ado war ein unermüdlicher Arbeiter. Er arbeitete sehr gern in den Archiven, am Schreibtisch, in der Bibliothek. Die Lehre an der Universität bereitete ihm, der ein exzellenter Redner und Professor war, große Freude. Sein Vergnügen bestand vor allem darin, den Studierenden die Geheimnisse des Historikerberufes zu entdecken, und für seine Schüler sparte er weder Zeit noch Kraft. Er gab Vorlesungen über die Weltgeschichte der Neuzeit, über die Geschichte Frankreichs, der Französische Revolution und der politischen Ideen in Europa. Zwölf Habilitationen entstanden unter seiner Leitung, und seine Schüler arbeiten heute an verschiedenen Universitäten des In- und Auslandes.

Er pflegte ebenso intensive berufliche und freundschaftliche Beziehungen zu deutschen Historikern mehrerer Generationen. Zweimal – 1977 und 1985 – hielt er an der Universität Leipzig Vorlesungen über die Rolle der Bauernschaft in den europäischen Revolutionen des 17. und 18. Jahrhunderts und über die Historiographie zur Französische Revolution. Während vieler Jahre entwickelte er eine frucht-

bare Zusammenarbeit mit Manfred Kossok, mit dem ihn eine treue Freundschaft verband. Anatoli Ado nahm an wissenschaftlichen Konferenzen in Deutschland teil und lud deutsche Historiker nach Rußland ein.

A. Ado war ein großzügiger, heiterer und kunstsinniger Mensch, der das Leben sehr liebte. Frankreich war für ihn nicht nur Gegenstand seiner Forschungen. Er hegte eine Leidenschaft für dieses Land, seine Kultur, seine Küche und das Ambiente der alten Pariser Stadtviertel. Es gab kein menschliches Wesen, das für ihn nicht interessant gewesen wäre. Jeder, sei es ein französischer Bauer des 18. Jahrhunderts oder ein gewöhnlicher oder auch ungewöhnlicher Zeitgenosse unseres Jahrhunderts, erweckte sein lebhaftes Interesse und seine Sympathie. Alle, die ihn kannten, liebten und verehrten ihn sehr und bewahren ein Andenken voller Achtung und Zuneigung für diese bemerkenswerte Persönlichkeit.

Ljudmila A. Pimenova

Editorial

„Ohne Zweifel sind Region, Regionalisierung und Regionalismus in den letzten zwei Jahrzehnten beinahe zu einem Modethema geworden – und das mit steigender Tendenz“¹, konstatiert *Gerhard Brunn* in den einleitenden Bemerkungen seines Beitrages über Regionalismus in Europa in diesem Heft. Ist „Comparativ“ also modisch, wenn es ein ganzes Heft den Themen Region, Regionalität und Identität in und mit der Region widmet? Wenn ja, so folgt es einem soliden Modetrend, dessen Ende nicht abzusehen ist. Es handelt sich zudem um einen internationalen Trend, in dem sich aktuelle Bedürfnisse vor allem der Wirtschaft und Politik mit historischer Forschung seit langem verbinden, wie auch in diesem Heft durch Brunn und in den Studien von *Detlef Briesen*, *Rolf-Peter Sieferle* sowie *Ulrich Heß* belegt wird.

In den alten Bundesländern ist die Regionalgeschichte fest etabliert, teils in den universitären und außeruniversitären landesgeschichtlichen Institutionen, teils in anderen Bereichen der Geschichtswissenschaft, auch in der neueren und Zeitgeschichte, vor allem dort, wo mit quantifizierender Forschung aus dem „kleinen Raum“ der Vorstoß zu großen Fragestellungen unternommen wird. Das letztere betrifft vor allem die sozialgeschichtlich orientierte Forschung seit Anfang der sechziger Jahre, die der Landesgeschichte neue Impulse gegeben und dazu geführt hat, daß „die jüngere Landesgeschichte oder Kulturräumforschung partiell mit den neueren regionalgeschichtlichen Ansätzen identisch sein kann“², wie Briesen hervorhebt.

Bei der Neugestaltung der Geschichtslandschaft in den ostdeutschen Bundesländern konnte einerseits an diese Entwicklung vor allem bei der Einrichtung einer institutionell recht starken Landesgeschichte angeknüpft wie auf eine andererseits vor Ort gewachsene regionalgeschichtliche Basis zurückgegriffen werden. Die Forschungen Karlheinz Blaschkes sind seit längerem weithin bekannt, doch scheint der Eindruck verbreitet zu sein, daß er, der sich nicht der Disziplinierung der marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft der DDR unterworfen hatte, in einer Nische und unter dem Dach der Kirche die Tradition sächsischer Geschichte allein fortgesetzt habe. Dieser Eindruck ist aber in zweierlei Hinsicht unzutreffend: Zum einen hat Blaschke Landesgeschichte im von Briesen umrissenen Sinne betrieben, zum anderen entwickelte sich in der DDR seit den sechziger

Jahren erfolgreich eine Regionalgeschichtsschreibung, die gleichfalls entscheidende Impulse von der sozialgeschichtlich orientierten Historiographie erhielt und für die Karl Czok insbesondere in der Stadtgeschichtsforschung³, Hartmut Zwahr mit seiner Geschichte des Leipziger Proletariats^{3a} sowie eine Reihe von Agrarhistorikern⁴ Akzente setzten. Zwar war die Etablierung dieser Regionalgeschichtsschreibung an Universitäten und an der Akademie der Wissenschaften mit dem Ziel betrieben worden, die traditionelle Landesgeschichtsschreibung, die nach der Auflösung der Länder 1952 wichtige Voraussetzungen verloren hatte, vergessen zu machen. Aber das erleichterte auch die Hinwendung zur modernen Sozialgeschichte, die insofern als unverdächtig galt, als in ihr Marx'sche Ansätze entdeckt werden konnten. Als dann die in den siebziger Jahren einsetzende Erbediskussion ein unverkrampfteres Umgehen mit der Geschichte insgesamt ermöglichte, war auch der Weg frei, Landesgeschichte, die in der Historischen Kommission der Sächsischen Akademie eigentlich immer fortexistiert hatte, auch an Universitäten partiell wieder zu institutionalisieren. Czok, der an der Karl-Marx-Universität Leipzig zunächst (1966) für den Wissenschaftsbereich „Regionalgeschichte“ berufen, 1971 für das Lehrgebiet „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ umberufen worden war, obwohl er mit seinen Arbeiten diese Thematik nur marginal bediente, erhielt 1984 den Lehrstuhl „Territorialgeschichte (Sachsen)“ und betrieb während der achtziger Jahre Forschungen zu einer Gesamtdarstellung der sächsischen Geschichte, die kurz vor dem Umbruch des Jahres 1989 erschien.⁵

Ulrich Heß und ich, die wir zeitweilig zu Czoks Lehrstuhl gehört hatten, profitierten seit den frühen achtziger Jahren von dessen und Hartmut Zwahrs Arbeiten, was uns, als durch die Neustrukturierung des Wissenschaftsbetriebes neue Voraussetzungen für Forschungsprojekte geschaffen wurden, in die Lage versetzte, 1992 erfolgreich Forschungsmittel der Volkswagen-Stiftung für das Projekt „Sachsen im 20. Jahrhundert“ einzuwerben. Ein erster Ertrag dieses Forschungsvorhabens, ein Sammelband, dessen Ausgangspunkt ein internationales Kolloquium zum Thema „Sachsens Wirtschaft im Wechsel politischer Systeme im 20. Jahrhundert“ war, liegt inzwischen vor.⁶ Ein zweites Kolloquium unter der Thematik „Region und Regionalität in der Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts“ Ende März 1995 diente dem Ziel, den Ideenaustausch mit KollegInnen, die zu vergleichbaren Themen arbeiten, zu fördern, wobei die Verständigung über die Begriffe Region, Regionalisierung und Identität in ihrer historischen Ge-

bundenheit im Mittelpunkt stand. Ein besonderes Leipziger Interesse an dieser Diskussion ergab sich nicht zuletzt aus den inzwischen aufgenommenen Vorarbeiten zu einem Sonderforschungsbereich der Universität Leipzig, der mit der Themenstellung „Regionen und Identitäten unter dem Einfluß von Modernisierung und Transfer. Das Beispiel Sachsen“ bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft beantragt wurde.

Die hier versammelten Beiträge gingen aus diesem Kolloquium hervor. Der Ideenaustausch führte freilich nicht zu einer verbindlichen Definition des Begriffs Region; es wurde – man ist versucht zu sagen: vernünftigerweise – dazu nicht einmal ein ernsthafter Versuch gemacht. Der Grund dafür ist nicht in erster Linie darin zu sehen, daß – im Gegensatz zum ersten Kolloquium – die Diskussion auf deutsche Regionalforschung und die deutschen Regionen konzentriert war (mit der Ausnahme des Beitrags von Sieferle, der Vergleiche zu Großbritannien herstellte) und diese Eingrenzung von vornherein zur Beschränkung gegenüber Verallgemeinerungen gemahnt hätte. Es war vielmehr der Realismus in Kenntnis bisheriger definitorischer Versuche, die entweder sehr allgemein und damit recht unverbindlich ausgefallen oder aus der Sicht einer Disziplin unternommen worden und damit für andere Bereiche höchstens bedingt anwendbar waren, der zur Zurückhaltung riet. Zur ersteren Diskussion gehört z.B. die Begriffsbestimmung im „dtv Wörterbuch zur Geschichte“, in dem die Region als „Gegend, Gebiet im Sinne eines bestimmten und begrenzten Bereichs“⁷ mit kaum noch zu übertreffender Beliebigkeit benannt wird. Zum regelrechten Kuriosum wird diese Definition in der spezifizierenden Fortsetzung „namentlich der Stadtbezirk von Rom, nachdem durch Augustus (...) im Jahre 7 v. Christus eine Einteilung in 14 regiones urbis geschaffen worden war.“⁸ Der Unbestimmtheit des ersten Teils wird eine Einschränkung angehängt, die nicht einmal der Teildisziplin Alte Geschichte gerecht wird, ganz zu schweigen davon, daß der oben skizzierten Aufwertung der Regionalgeschichte im heutigen Verständnis Rechnung getragen würde. Exemplarisch für die zweite, von vornherein auf eine Spezialdisziplin ausgerichtete Art zu definieren ist das Gabler Wirtschaftslexikon, das die generalisierende Beschreibung ganz umgeht und dafür zehn kombinierte Begriffe von Regionalbanken bis Regionalverkehr⁹ anbietet.

In einer Analyse unterschiedlicher Zugänge zum Begriff Region, wie sie vor allem durch die Fachspezifik bedingt, aber auch innerhalb der Sparten sehr verschieden sind, hat Rainer Schulze darauf verwie-

sen, daß schon in den dreißiger Jahren allein in den USA über vierzig Definitionen zum Thema Region in wissenschaftlichen Veröffentlichungen anzutreffen waren.¹⁰

Auch für den Regionalhistoriker oder den Nutzer regionalgeschichtlicher Untersuchungen tut sich eine Vielfalt von Bestimmungsmöglichkeiten der Region auf. Wahlforscher sind überwiegend an staatliche bzw. administrativ begrenzte Räume gebunden. Die verwaltungsmäßige Gliederung ist überhaupt oft maßgeblich, schon weil die Aktenlage durch sie bestimmt wird, auch wenn dadurch grenzüberschreitende regionale Prozesse, wie für die Wirtschaft charakteristisch, nur schwer zu erfassen sind, z.B. wenn durch Kriegsverlust die Akten eines Verwaltungsbezirks einer einheitlichen Wirtschaftseinheit ausfallen. Zum Teil bestimmen staatliche bzw. administrative Begrenzungen auch die Größe der Region, wie im vorliegenden Heft die Beiträge Briesens zu Nordrhein-Westfalen und *Karlheinz Schneiders* über Schaumburg verdeutlichen.

Sieht man von den politisch bestimmten Grenzziehungen ab, wird es schwer, eine durch die Charakteristik der Region bestimmte Größe als auch nur relativ allgemein zutreffend anzugeben. Im „Handwörterbuch der Raumforschung und Raumordnung“ wird eine „mittlere Größenordnung“¹¹ angenommen, was auch Schulze aus „forschungsstrategischen Gründen“¹² für sinnvoll hält. Die Fixierung auf diese sogenannte mittlere Größe hängt offensichtlich mit der quantitativen Erfäßbarkeit von Daten in Projekten von Wirtschafts- und Sozialhistorikern, aber auch damit zusammen, daß diese sich bevorzugt von Industrie geprägten Regionen zuwenden und dabei der regionalen Industrialisierung Rechnung zu tragen haben. Forscher, die sich wie Karl Rohe mit der regionalen politischen Kultur befassen und dabei den Zusammenhang von Partei und das sie tragende Milieu verfolgen, gehen überwiegend von kleinräumigen Milieus aus, räumen aber auch ein, daß diese durchaus großräumiger sein können.¹³

Da der Aufschwung der regional orientierten Geschichtsschreibung wesentlich von dem der Sozialgeschichte abhing, verwundert es nicht, daß die Charakteristik einer Region wesentlich an die wirtschaftliche und an die industrielle Entwicklung – auch an die Deindustrialisierung, wie Schulze verdeutlicht¹⁴ und es in unserem Falle bei Sieferle anklängt – gebunden wird. Maßstäbe setzte diesbezüglich der in Bielefeld wirkende Wirtschafts- und Sozialhistoriker Sidney Pollard, der darauf verwies, daß in der Periode der Industrialisierung auch die Arbeitsmärkte, die Preisabsprachen und z.T. sogar die Kapitalmärkte

„einen regionalen Zuschnitt“¹⁵ gehabt haben. Rainer Fremdling schlägt vor, die „Region durch die relative Homogenität ihrer Wirtschaftsstruktur zu definieren“.¹⁶ Briesen macht in unserem Heft darauf aufmerksam, daß für Nordrhein-Westfalen die Ruhrregion so prägend wurde, daß auch heute, Jahrzehnte nach dem Einsetzen einer dramatischen Bedeutungsminderung des „Reviere“, Ruhrgebiet und NRW fast immer im Zusammenhang und nicht selten als identisch angesehen werden. Klaus Tenfelde schließlich hebt hervor, daß zumindest für die Industriegesellschaften regionale Untersuchungen für die Konfliktforschung unverzichtbar sind, weil die aus der Hochindustrialisierungsphase herrührenden „Strukturdominanten von maßgeblich prägender Kraft für die Arbeitergeschichte“¹⁷ seien.

Mehrfach aber wurde bisher auf die Relativität solcher und anderer Aussagen hingewiesen, was den Autoren, die diese Aussage getroffen hatten, weitgehend bewußt war. So schränkt Fremdling seinen Definitionsvorschlag (die Region werde durch relative wirtschaftliche Homogenität bestimmt) auch sofort mit der weiteren Relativierung ein, daß eine solche Charakterisierung der Region eher theoretisch zu fordern als durch die Wirklichkeit unbedingt bestätigt anzusehen sei.¹⁸ Hinzu kommen noch durch den Forschungsgegenstand bestimmte Kriterien. Wer sich mit der Arbeitergeschichte Leipzigs befaßt, wird den Regionen-Begriff enger definieren als derjenige, der die Industrialisierung Sachsens ins Visier nimmt.

Resümiert man die angedeutete Vielfalt und Widersprüchlichkeit der Auffassungen darüber, was eine Region ausmache und wie sie zu definieren sei und berücksichtigt gleichzeitig, daß Regionen in der Politik, Wirtschaft und Kultur als leidlich feste Größen angenommen werden, fühlt man sich an Emil Lederers humorig-resignative Äußerung erinnert, daß sich zwar alle Welt darüber streite, wie Angestellte definiert werden können, aber doch jedermann wisse, was ein Angestellter sei. Freilich erst, so werden wir hinzufügen müssen, wenn man einigermaßen gut die Streitpunkte kennt. Und das macht dann auch den Sinn der Definitionsversuche aus: Sofern sie nicht nur bloße Profilierungsversuche darstellen, führen sie zum Kern des umstrittenen Gegenstandes. Das hat kaum jemand besser als Lederer gewußt, der selbst vor und nach dem Ersten Weltkrieg im Zusammenhang mit dem noch unsicheren Kantonisten „Angestellter“ diesen in seiner Widersprüchlichkeit und doch faßbar zu bestimmen verstand.¹⁹

Kaum Streit gibt es darüber, daß die Region „kein(en) statische(n) Begriff, ... sondern eine historisch relative und von den jeweiligen

Gegebenheiten abhängige Größe, die ihre nähere Bestimmung erst durch eine konkrete Fragestellung erfährt⁴²⁰, darstelle. Demzufolge sind auch die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen in ihrer Zeitgebundenheit zu sehen. Brunn verdeutlicht das im vorliegenden Heft am Bedeutungswandel der Region und des Regionalismus im 19. und 20. Jh., dabei auf unterschiedliche europäische Lagen und Sichten verweisend. Dieser Wandel führte auch dazu, daß der Regionalismus bis in die fünfziger und sechziger Jahre unseres Jahrhunderts konservativ und nationalistisch ausgerichtet war, dann jedoch und besonders seit den siebziger Jahren zunehmend zum Instrument sozialistischer Parteien in den westlichen Ländern wurde. Regionalismus konnte ebenso ein Beharrungsmoment wie einen beachtlichen Modernisierungsfaktor darstellen. Sieferle verfolgt den Wandel der Landschaft und den des Begriffs der Landschaft unter dem Einfluß der sie bearbeitenden Menschen vor allem im Zuge der Industrialisierung. Er zeichnet nach, wie in diesem Prozeß eine regelrechte Faszination von der frühen Industrie auch im Zusammenhang mit der Landschaft ausging, wie diese Faszination im 20. Jh. nachließ und schließlich einem Negativimage Platz machen mußte – wegen ihres landschaftszerstörenden, aber auch landschaftsnivellierenden Einflusses, der eine Vielfalt der Formen nur vortäuschte. Schneider sieht zwar auch den allumfassenden Einfluß der Industrie auf die Region, also auch auf die Landschaft und auch dort bereits im 19. Jh., doch stellte er dabei stärker eine modernisierende, sprich: die dort lebenden Menschen unterstützende Wirkung heraus.

Landschaft und Raum werden nicht selten in einem Zusammenhang thematisiert, denken wir an die Sicht auf ländliche Räume. Raumforschung und -ordnung bedeuten jedoch häufig etwas ganz anderes als Landschaftsplanung und -gestaltung, gerade wenn, wie im Beitrag von Heß, die deutsche Entwicklung im Blickfeld ist. Die Raumforschung war durchaus auch in Deutschland an Sachzwängen ausgerichtet, die von der Hochindustrialisierung oder von den gravierenden Veränderungen durch den und nach dem Ersten Weltkrieg ausgingen. Aber schon in der Weimarer Republik geriet sie stärker als anderswo unter den Einfluß nationalistischer und völkischer Politik, so daß ihre Inbesitznahme durch die NS-Raumordnungspolitik völlig problemlos verlief. So ist wohl auch in diesem Bereich von einem „deutschen Sonderweg“ zu sprechen, wenn eine an sich hochqualifizierte Raumforschung nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in jeder Hinsicht vor einem Trümmerhaufen stand, wie Heß an einem Leipziger Bei-

spiel der zwanziger bis vierziger Jahre zeigt.

Einen Paradigmenwechsel in der Landesgeschichtsschreibung untersucht Briesen am Beispiel Nordrhein-Westfalens. Für ihn sind Landesgeschichte und Kulturraumforschung mit der Regionalforschung weitgehend identisch. Interessant sind seine Überlegungen zur Frage, was Landesgeschichte bzw. Landesgeschichtsschreibung leisten können, besonders was die Zeit seit Mitte der siebziger Jahre betrifft. Die Verschiebung der Kompetenzen zum Bund und zur Exekutive hin schwächte das föderale Eigengewicht der Länder. Aber, so nimmt er als Möglichkeit an, soziokulturelle und wirtschaftliche Strukturbildungen vollziehen sich heute gerade auf der regionalen Ebene, und eine moderne Regionalgeschichte – also auch Landesgeschichte – „fragt somit nach den Veränderungen horizontaler Schichtung und Wirtschaftsbeziehungen durch die und nach der Moderne. (...) Bundeslandsgeschichte ist somit ein schwieriges, aber keineswegs sinnloses Objekt von Geschichtsschreibung.“

Fast alle Autoren gehen auf das Problem von Identität ein und darauf, wie sie sich regional herstellen lasse. Dabei schimmern überwiegend Skepsis oder Distanz durch. Das liegt durchaus nicht im Trend der sonstigen Forschungen oder anderweitigen Aussagen zur Region, schon gar nicht zur Region Sachsen, auf die sich die Autoren in diesem Heft mehr oder minder direkt beziehen. Blaschke jedenfalls ist von einer intensiven Prägung der Geschichte Sachsens auf seine Bewohner überzeugt und sieht die friedliche Revolution 1989, die bekanntlich in Dresden und Leipzig besondere Stützpfiler hatte, wesentlich darauf gegründet. Er resümiert: „Wenn es einen sächsischen Menschen mit bestimmten Eigenschaften gibt, dann war das eine gut sächsische Revolution, maßvoll, ohne radikale Ausfälle, unblutig, geordnet und stückchenweise nur nach getaner Arbeit, aber nichtsdestoweniger unaufhaltsam, eindringlich, unnachgiebig und erfolgreich.“²¹

Zweifel und Skepsis gegenüber solcher regional bezogenen Identität erwachsen dort, wo die Region als zu einem guten Teil theoretisches Konstrukt (Fremdling) oder als „an intellectual concept“ angesehen wird: „It exists only in terms of the criteria by which it is defined.“²² Die bei Briesen benannte Abhängigkeit der Region von nationalen und anderen Faktoren ist schon vorher in aller Deutlichkeit von Peter Steinbach betont worden, der schlußfolgerte: „Region kann niemals Träger eigenständiger historischer Entwicklung sein, sie wird niemals zum historischen Subjekt, sondern gibt allein einen in seiner Komplexität vergleichsweise überschaubaren Rahmen menschlichen

Zusammenwirkens und Zusammenlebens an.“²³ Auch wenn die Mehrzahl der Autoren dieses Heftes regionaler Entwicklung eine etwas größere Eigenständigkeit einräumt, wird man wie Brunn die regionale Identität als fragwürdig und sogar durch Machtträger manipuliert bzw. suggeriert ansehen oder zumindest Zweifel haben am Sinn einer Identitätsstiftung um jeden Preis.

In diesem Zusammenhang ist es interessant zu erfahren, was *Christian Kurzweg* und *Frank Schulz* in ihren empirisch abgesicherten Studien über die Identität sächsischer Unternehmer in den zwanziger bis vierziger Jahren herausgefunden haben. Ersterer wägt sorgfältig tatsächliche – ortsspezifische und branchenmäßig bedingte – Eigenheiten Döbelner Unternehmer gegenüber Selbststilisierungen ab. Er sieht durchaus historisch gewachsene Eigenheiten eines sächsischen Unternehmertypus und versteht diese zu erklären. Aber auch er kommt zu dem Schluß, die Selbstdarstellung des uneigennütigen und wendigen Unternehmers sei zum guten Teil pragmatisch und die so behauptete Identität durchaus wandelbar. Ähnlich auch Schulz in seinem Urteil über bekannte Leipziger Industrielle in der Umbruchsituation der Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. In diesem Beitrag wird Interessantes über sächsische Unternehmerfamilien und Besonderheiten des Wechsels der Wirtschaftseliten zunächst unter amerikanischer und dann sowjetischer Besatzung gesagt. Danach sind bisherige Aussagen über den relativ schnellen und radikalen Elitenwechsel in der SBZ zumindest mit einigem Vorbehalt zu betrachten.

Sowohl bei Schulz als auch im Beitrag von *Martina Pietsch* und *Manfred Jahn* über die Integration von Zwangsumgesiedelten in sächsischen Bergbauregionen werden die regionalen Dirigismen der sowjetischen Besatzungsmacht untersucht. Dabei werden situationsbedingte, aus Zwangslagen erwachsene und gezielt planerische Verfahren in ihrer widersprüchlichen Wechselwirkung deutlich. Pietsch/Jahn halten sich in ihrem Urteil, inwieweit die Integration der Vertriebenen die sächsischen Bergbauregionen veränderte und diese Veränderungen eventuell Bedeutungsgewinne oder -verluste dieser Subregionen in Sachsen nach sich zogen, zurück. Die damit nur angedeutete planerische Gestaltung von Regionen – in diesen beiden Fällen mehr Ausnahmebedingungen – wird bei Brunn deutlicher thematisiert, wenn er von „Designerregionen“ schreibt. Inwieweit werden diese real und wünschenswert? Bei dieser Frage ziehe ich mich auf Jürgen Kocka zurück, der in einem anderen Zusammenhang formulierte: „Die Zukunft ist offener geworden. Man ist gespannt und fühlt sich auf dün-

nem Eis. Der Wandel ist rasant, z.T. schwindelerregend. Das Leben hat an Intensität gewonnen, die neuen Erfahrungen sind kaum zu verarbeiten, von Langeweile keine Spur, man schwankt zwischen Befürchtung und Faszination.“²⁴

Werner Bramke

- 1 G. Brunn, Regionalismus in Europa, in diesem Heft S. 23-39.
- 2 D. Briesen, Warum Bundeslandsgeschichte? Reflexionen am Beispiel einer „Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte des Rheinlandes und Westfalens 1955-1995“, in diesem Heft S. 102-111.
- 3 Vgl. W. Coblenz/R. Gross/M. Unger, Karl Czok zum 60. Geburtstag, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 14 (1986), S. 11-14.
- 3a H. Zwahr, Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse – Strukturuntersuchungen über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution, Berlin 1978.
- 4 Vgl. G. Iggers, Geschichtswissenschaft und autoritärer Staat. Ein deutsch-deutscher Vergleich (1933-1990), in: Berliner Debatte Initial, 2 (1991) 2, S. 128ff.; C. Kleßmann, DDR-Historiographie aus bundesdeutscher Sicht, ebenda, S. 139. Das von Czok verantwortete Jahrbuch für Regionalgeschichte, das in der Bundesrepublik und international schon vor 1989 Anerkennung gefunden hatte, vermittelt den besten Einblick in die Regionalgeschichtsschreibung der DDR.
- 5 K. Czok (Hrsg.), Geschichte Sachsens, Weimar 1989.
- 6 W. Bramke/U. Heß (Hrsg.), Sachsen und Mitteldeutschland. Politische, wirtschaftliche und soziale Wandlungen im 20. Jahrhundert, Weimar/Köln/Wien 1995.
- 7 K. Fuchs/H. Raab, dtv-Wörterbuch zur Geschichte, Bd. 2, München 1987, S. 680.
- 8 Ebenda.
- 9 R. Sellien/H. Sellien (Hrsg.), Gabler Wirtschaftslexikon, Wiesbaden 1988, Sp. 1202-1206.
- 10 R. Schulze, Region – Industrialisierung – Strukturwandel: Annäherungen an eine regionale Perspektive sozio-ökonomischen Wandels, in: Industrieregionen im Umbruch. Historische Voraussetzungen und Verlaufsmuster des regionalen Strukturwandels im europäischen Vergleich, hrsg. von R. Schulze, Essen 1993, S. 14-33, hier S. 20.
- 11 K. Lange, Regionen, in: Handwörterbuch der Raumforschung und Raumordnung, Bd. 3, hrsg. von der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Hannover 1970, Sp. 2705.
- 12 Schulze, Region (Anm. 10), S. 24.
- 13 K. Rohe, Regionale (politische) Kultur = ein sinnvolles Konzept für die Wahl- und Parteiforschung?, in: Parteien und regionale politische Tradition in der Bundesrepublik Deutschland, hrsg. von D. Oberndörfer und K. Schmitt, Berlin 1991, S. 17.
- 14 Schulze, Region (Anm. 10), S. 28f.
- 15 S. Pollard, Region und Industrialisierung. Studien zur Rolle der Region in der Wirtschaftsgeschichte der letzten zwei Jahrzehnte, Göttingen 1980, S. 13.
- 16 R. Fremdling/T. Pierenkämper/R. H. Tilly, Regionale Differenzierung als Schwerpunkt wirtschaftlicher Forschung, in: Industrialisierung und Raum. Studien zur regionalen Differenzierung im Deutschland des 19. Jahrhunderts, hrsg. von R. Fremdling und R. H. Tilly, Stuttgart 1979, S. 17.

Editorial

- 17 K. Tenfelde, Wege zur Sozialgeschichte der Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung. Regional- und lokalgeschichtliche Forschungen (1945-1975) zur deutschen Arbeiterbewegung bis 1914, in: Die moderne deutsche Geschichte in der internationalen Forschung, hrsg. von H.-U. Wehler, Göttingen 1978, S. 209, 252.
- 18 Fremdling u.a., Regionale Differenzierung (Anm. 16).
- 19 Angestellte und Arbeiter. Drei Vorträge von A. Thomas, E. Lederer, O. Suhr, hrsg. vom Allgemeinen freien Angestelltenbund, Berlin 1928, S. 28f.
- 20 Schulze, Region (Anm. 10), S. 22.
- 21 Sächsische Zeitung vom 30.6.1995.
- 22 G.J. Fielding, Geography as Social Science, New York 1974, S. 38.
- 23 P. Steinbach, Zur Diskussion über den Begriff der 'Region' – eine Grundsatzfrage neuerer Landesgeschichte, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 31 (1981), S. 194.
- 24 J. Kocka, Zwischen Befürchtung und Faszination, in: Neues Deutschland. Innenansichten einer wiedervereinigten Nation, hrsg. von J. Kogel, W. Schütte und H. Zimmermann, Frankfurt a.M. 1993, S. 68.

Gerhard Brunn

Unter Mitarbeit von Armin Flender und Wolfgang Degenhardt

Regionalismus in Europa

Region und Regionalismus sind in vieler Munde: Aufstand der Regionen, Europas unruhige Regionen, die Kraft der Region, Regionalisierung des europäischen Raumes, Regionalismus und die Gestaltung Europas, so lauten nur einige der Titel der in ihrer Vielzahl kaum noch erfaßbaren Veröffentlichungen der letzten Jahre zu diesem Themenbereich.

Ohne Zweifel sind Region, Regionalisierung und Regionalismus in den letzten zwei Jahrzehnten beinahe zu einem Modethema geworden – und das mit steigender Tendenz. Ein handfestes Beispiel bietet der Brockhaus, dessen neueste Ausgabe von Artikeln zu diesem Gegenstandsbereich geradezu überfließt.

Während in den sechziger Jahren der Begriff des Regionalismus im deutschen Sprachraum so gut wie unbekannt und völlig ungebräuchlich war – eine gewisse Ausnahme stellten die Literaturwissenschaften dar –, widmet ihm die neueste Ausgabe des Brockhaus mehr als vier Spalten, und er fehlt in keinem der zahlreichen Handbücher der Politikwissenschaften, die seit der zweiten Hälfte der achtziger Jahre auf den Markt gekommen sind.

So gängig der Begriff aber heute ist, so betonen doch alle Autoren in ihren Ausführungen, daß es keine eindeutige Verwendung gibt. Er ist analytisch unbestimmt und schillernd, vieldeutig und wird zugleich selektiv gebraucht. Daraus abgeleitet wird von vielen Autoren, daß man mit dem Regionalismus-Begriff pragmatisch operieren, ihn praxisbezogen und am Einzelfall orientiert einsetzen müsse.

Das enthebt natürlich nicht der Pflicht, den empirischen Befund mit Hilfe von Typologien zu sichten, einer Ordnung zu unterziehen und schließlich auch theoriegeleitete Erklärungsansätze für das Phänomen anzubieten. Politikwissenschaftliche Autoren erheben diesen Anspruch.

Zur sinnvollen Beschreibung dessen, was unter Regionalismus zu verstehen ist, und als Voraussetzung für vergleichende Analysen gilt

es, einige grundsätzliche Merkmale festzuhalten. Nicht explizit, aber stillschweigend wird in den europäischen Abhandlungen Regionalismus als eine europäische oder nordamerikanische Erscheinung beschrieben und analysiert. Schaut man sich jedoch die Geschichte Lateinamerikas an, so sieht man, daß dort Regionalismus im 19. und 20. Jh. eine viel größere Bedeutung besessen hat als in Europa, daß der Gegensatz zwischen Zentralismus und Regionalismus eines der großen, die historische Entwicklung bestimmenden Konfliktfelder gewesen ist.

Legen wir den kleinsten gemeinsamen Nenner der Begriffsbestimmungen zugrunde, so handelt es sich beim Regionalismus um einen subnationalen oder grenzüberschreitenden Prozeß gesellschaftlicher Mobilisierung und Organisierung zur Verfolgung territorial definierter Interessen kultureller, politischer oder wirtschaftlicher Art.

Anders formuliert bedeutet dies: Der Regionalismus begründet neben dem gesamtstaatlichen, von einem Zentrum aus gesteuerten Bezugsrahmen gesellschaftlicher und politischer Orientierungen und Aktivitäten einen zusätzlichen konkurrierenden territorialen Bezugsrahmen. Dem Paradigma des Nationalstaates tritt ein anderes, auf kleinere subnationale oder grenzüberschreitende Räume orientiertes Paradigma zur Seite.

Dies kann durchaus ein konkurrierendes Paradigma sein, muß es aber nicht. Genauso gut kann es unterstützende und das nationale Paradigma sogar verstärkende Funktionen erfüllen.

Die Territorialität, also der Raumbezug des Regionalismus, stellt sich zu übergeordneten Raumeinheiten her, in erster Linie zum Nationalstaat, in den letzten Jahren in Europa aber immer stärker auch zur Europäischen Union bzw. idealiter zum gesamten vergemeinschafteten Kontinent.

Wenn über die sehr allgemeine Definition eine weitgehende Einigkeit besteht, kann dies leicht darüber hinwegtäuschen, daß es verschiedene Typen von Regionalismen gibt, deren jeweilige Zielrichtung völlig verschieden ist. Gleichwohl läßt sich innerhalb der Vielfalt über eine Ordnung und über Subtypologien anhand der Zielvorstellungen und Aktionsprogramme mehr oder weniger Übereinstimmung herstellen. Die Erklärungsmodelle bezüglich der Ursachen und strukturellen Voraussetzungen regionalistischer Bewegungen differieren allerdings erheblich.

Für die Entstehung von Regionalismus ist eine Bedingung von grundlegender Bedeutung: Es ist notwendig, daß eine gewisse Anzahl

von Personen, in der Regel Mitglieder der Bildungseliten, ein regionales Bewußtsein entwickeln, die Vorstellung, daß innerhalb perzipierter oder normativ gesetzter politischer und/oder kultureller Räume abgegrenzte Subräume existieren, die in sich homogen sind.

Die Wahrnehmung und Behauptung der Homogenität dieser Räume richtet sich nach historischen, kulturellen, politischen oder ökonomischen Kriterien, wobei jedes von ihnen einzeln oder in Kombination mit den anderen konstituierend wirken kann.

Als Regionen gelten dabei zum Beispiel Gebiete, in denen bestimmte Volksgruppen bzw. Ethnien konzentriert sind, oder solche Gebiete, für die eine eigenständige Geschichte reklamiert wird. Region kann auch nach relativ weichen kulturellen Kriterien bestimmt werden, nach „Brauchtum“, Lebensweisen, dialektalen Eigenheiten. In diesem Kontext verbindet sich die Region mit dem Begriff der „Heimat“.

Auch Abgrenzungen auf der Basis struktureller, vorwiegend wirtschaftlicher Merkmale, der Unterentwicklung oder Überentwicklung, können zur Begründung von Regionalismus benutzt werden.

Die Versuche, auf der Basis solcher strategisch gewählter Merkmale eine gemeinschaftsstiftende Eigenständigkeit von Regionen zu begründen, setzen sich um in Mobilisierungsstrategien individueller Akteure, die mit der Behauptung gemeinschaftlicher Identitäten und Interessenlagen diese gezielt gegen übergeordnete Macht- und Deutungsansprüche durchzusetzen versuchen.

In diesem Kontext wird die Region als Träger spezifischer Interessen personalisiert und als ein politischer Akteur dargestellt. Zur Personalisierung dient die rhetorische Stilfigur des Geographismus. Aus der reinen namentlichen Bezeichnung eines Territoriums macht man den verselbständigten Träger politischer Handlungen oder wirtschaftlicher Operationen. Die Region selbst wird also zum aktiven oder leidenden Akteur – Südtirol leidet, das Baskenland steht auf.

Mit solchen rhetorischen Figuren läßt sich suggerieren, es sei nicht nur die gesamte Bevölkerung eines so personalisierten, wenn nicht gar sakralisierten Raumes, leidend, betroffen, oder stehe geschlossen hinter einer bezeichneten politischen Handlung, sondern forme auch ein homogenes Ganzes ohne Gräben zwischen sozialen Schichten oder interne Interessendivergenzen bzw. Auseinandersetzungen. Mit einer solchen Vorstellung, daß die Tatsache, einer Region anzugehören, die divergierenden sozialen Interessenlagen in eins bringe, gewinnt die Region in der Vorstellung ihrer Propagandisten dieselbe Qualität wie die Nation, mit der sich bekanntlich vornehmlich eine solche sozialharmonisierende Vorstellung verbindet.

Wenden wir uns den Politikbereichen zu, denen in der heutigen wissenschaftlichen und politischen Diskussion Regionalismus zugeordnet wird, so lassen sich drei solcher Bereiche identifizieren.

1. Das Bemühen sozialer Gruppen, territorial bezogene interessen-geleitete Politik gegenüber den nationalstaatlichen Herrschafts- und Machtstrukturen durchzusetzen.

2. Die Bewegung der raumbezogenen, vielfach nationale Grenzen überschreitenden Kooperation zumeist nicht souveräner Gebietskörperschaften, die man als „Designerregionen“ bezeichnen könnte.

3. Das Bemühen der zur Zeit in der Versammlung der Regionen Europas (VRE) und zum Teil im Brüsseler Ausschuß der Regionen vereinigten Länder, Regionen und autonomen Gemeinschaften um politische Mitwirkungsrechte. Diese Regionen, die in diesem Kontext als unmittelbar unterhalb der nationalstaatlichen Zentralgewalt bestehende Gebietskörperschaften definiert werden, beanspruchen politische Beteiligung innerhalb der EU und die möglichst weitgehende Durchsetzung des Subsidiaritätsprinzips in Konkurrenz zu den Nationalstaaten. Mit dem Subsidiaritätsprinzip ist das Recht zur Regelung eigener Angelegenheiten in Eigenverantwortung gemeint. Dies versteht sich sowohl als Strukturelement bei der Zuordnung von Zuständigkeiten, wie auch als Gestaltungselement bei der Erfüllung dieser Aufgabe. Dabei werden als eigene Angelegenheiten alle jene gesehen, die nicht einer einheitlichen europäischen Regelung bedürfen.

Im folgenden werden knapp drei Formen von Regionalismus und die dazugehörigen Erklärungsmodelle vorgestellt.

Regionalismus als subnationale politische Bewegung

Seit dem Beginn der modernen Nationalstaatlichkeit in Europa gibt es die Konkurrenz zweier staatlicher Organisationsmodelle: des unitarischen oder zentralistischen und des dezentralen oder föderalistischen. Das Entstehen oder Wiederentstehen regionsbezogener Politikpotentiale nach dem Zweiten Weltkrieg war jedoch unabhängig von der zentralistischen oder föderalistischen Struktur der Nationalstaaten. Es betraf zentralistische Staaten wie Großbritannien, Frankreich, Belgien, Spanien, Italien genauso wie das Idealmodell eines föderalistischen Staates, die Schweiz. Die Erscheinungsformen, die Organisationsformen, die Interventionsformen bei der Vertretung angenommener besonderer Interessen der Bevölkerung innerstaatlicher Terri-

torien sind ganz unterschiedlich. Sozialwissenschaftler ebenso wie Geschichtsphilosophen, hier ist Hermann Lübke zu nennen, haben versucht, gemeinsame Ursprünge bloßzulegen. Sie sind nicht zu übereinstimmenden Ergebnissen gekommen, sondern haben konkurrierende Erklärungsmodelle vorgelegt. Diese konzentrieren sich in der Mehrzahl auf eine typologisierende Deskription oder den Versuch, den Regionalismus unter Verwendung sozial-struktureller und geistig-kultureller Variablen als Begleiterscheinung oder Folge des sozialen Wandels darzustellen. Ich möchte nach Sturm, Gerdes und Lübke fünf davon hervorheben.

1. Die Persistenzthese

Nach dieser These haben sich auf der Basis von Sprache, Kultur, Religion nicht nur traditionelle regionale Zugehörigkeitsgefühle, sondern auch ethnische Unterschiede erhalten. Regionalismus ist demnach eine politische Bewegung, in der ethnische Minderheiten im nationalstaatlichen Rahmen um gesellschaftliche Rechte, vor allem um das Recht der Selbstbestimmung streiten. Nach Lübke handelt es sich beim Regionalismus um eine Bewegung raumbezogener politischer Verselbständigung historisch-ethnisch identifizierbarer Bevölkerungsgruppen.

Der ethnisch geprägte Regionalismus sieht in der „Region“ einen Raum, der von einer Mehrheit oder Einheit von Menschen einer bestimmten Volkszugehörigkeit geprägt wird (Monoethnizität), aber (noch) keinen eigenen Nationalstaat bildet. Der Begriff der Volkszugehörigkeit wird dabei historisch, volkscundlich, sprachlich, aber auch geologistisch-rassistisch definiert, wenn etwa „der Kelte“ sich morphologisch vom „Germanen“ unterscheiden soll. Volksgruppen, Minderheiten und Regionen sind dabei leicht in eins gesetzt. Es wird postuliert, daß eine „monoethnische“ Region (richtiger wäre: „oligoethnische“ Region mit bestimmter ethnischer Mehrheit) das Recht hat, Unabhängigkeit von einem Großstaat zu verlangen, der ethnisch anders geprägt ist. Je nach dem Grad der verlangten Unabhängigkeit kann eine solche „regionalistische“ Bewegung als föderalistisch, autonomistisch oder sezessionistisch charakterisiert werden, wobei die Grenzen fließend sind. Die politikwissenschaftliche Regionalismusforschung hat sich so weitgehend auf diese spezielle Form von Regionalismus spezialisiert, daß beide Begriffe, „Regionalismus“ und „Ethnischer Regionalismus“ heute sehr weitgehend als identisch gesehen werden.

2. Die These vom Wertewandel

Danach gehört Regionalismus zu postindustriellen, postmateriellen Gesellschaften, in denen bisherige sozioökonomische Konfliktmuster wie die Konfrontationen von „rechts“ und „links“ Realitätsgehalt verloren, die Entfremdungsprozesse des Kapitalismus, die Homogenisierungs- und rasenden Veränderungsprozesse der modernen Zivilisation aber immer realer geworden sind und gegenläufige Widerstandsbewegungen zur Identitätsfindung in überschaubaren Räumen und vorgegebenen ethnisch-kulturellen Zugehörigkeitsverhältnissen provozieren. Die Erhaltungsansprüche kontingenter Herkunftsidentitäten, die Absicht, Herkunftswelten präsent zu halten, werden, so schreibt Hermann Lübke, zum politischen Faktor, münden in die Forderung nach einer Territorialisierung der Politik. Etwas anders formuliert es der Bielefelder Soziologe Hildebrandt. Für ihn ist die Idee des Regionalismus die politische Konsequenz des zunächst sozialpsychologischen und -ökologischen Wunsches, in überschaubaren Lebensräumen zu wohnen, und sich dort als besondere Einheit zu verstehen.

In diesem Zusammenhang erlebt die „Identität“ seit Jahren eine besondere Konjunktur. Äußerungen von Politikern, Artikel in Zeitungen und Zeitschriften und größere Publikationen zum Thema sind kaum noch zu zählen.

Im Zuge der Selbstthematizierung und versuchter Identitätsstiftung regionalistischer Bewegungen sind es immer wieder „primordiale“ Elemente wie die Geschichte, die Sprache, die Region oder die eigene Kultur, die herangezogen werden, um die Identität einer Region zu „beweisen“ und sich dadurch unterscheidend abzugrenzen. Die durch Symbole – zum Beispiel Feste, Jubiläen oder Heimattage – vermittelte Kennzeichnung und Inszenierung der Region dient dabei letztendlich dem Zweck der Integration nach innen und der Exklusivität nach außen. Identitäten beruhen also stets auf der Dichotomie des „Wir“ und des „Anderen“.

Identität als gesellschaftliche, also nicht als Kategorie der Individualpsychologie ist demnach immer ein an Machtverhältnisse und Interessen gebundenes Konstrukt, das offensichtlich Bedürfnissen moderner Sozialgebilde entspricht.

Da die Erklärungsansätze zum Regionalismus die Entstehung solcher Bewegungen unter anderem als dialektischen Reflex auf die zunehmende Globalisierung und internationale wirtschaftliche Vernetzung gegenwärtiger Gesellschaften thematisieren, bietet sich hier eine Brücke zu der gegenwärtigen Diskussion über Identitäten. Regio-

nalismus, verstanden als Suche nach Heimat (oder Identität) bezeichnet in diesem Kontext den Versuch, gegenüber anonymen und entfremdeten Funktionsabläufen Überschaubarkeit und identifizierbare Nahräume zu schaffen. Er bietet auf diese Weise räumliche Orientierungsleistungen an.

Während der Wunsch nach Heimat an die sozialen Subjekte und ihre Interaktionen, Bedürfnisse, Erinnerungen und Partizipationen gebunden ist, kommt der Konstruktion von Identitäten noch eine weitere Funktion zu. Das Kenntlichmachen oder die Distinktion der Region entspricht dem Wunsch politischer und wirtschaftlicher Eliten, durch endogene Faktoren die Attraktivität der Standorte zu steigern.

3. Die Modernisierungsthese

Hiernach sind Regionalismen eine Antwort auf die unvollendete Modernisierung, auf das Weiterbestehen regionaler, ökonomischer Disparitäten.

Nach dieser These heißt Regionalismus die Forderung nach der Einheitlichkeit der Lebensverhältnisse und nach Instrumenten, um eine kompensatorische Politik zum Ausbau der regionalen Wirtschaftsstruktur betreiben zu können.

Hier wird also als Ursache für die Entstehung von Regionalismen die fehlende Integrationsleistung und die „akzelerierende Instabilität“ des Nationalstaates gesehen. Danach ist der Regionalismus eine Antwort auf die nicht vollzogene sozio-kulturelle Homogenisierung moderner Gesellschaften. Die unterstützenden Bedingungen für regionalistische Bewegungen sind dabei wie im anderen theoretischen Erklärungsansatz die wachsende Globalisierung, die supranationale Mobilität wirtschaftlicher Ressourcen, der fortschreitende Einbezug von Regionen in den Prozeß der europäischen und internationalen Arbeitsteilung, der Funktionsverlust des Nationalstaates und die Regierungskrise des Wohlfahrtsstaates.

Regionalismus wird in diesen Modellen im Kontext der System- und Modernisierungstheorie verortet. Allerdings erhebt sich das Problem, inwieweit es sich bei den soeben beschriebenen Momenten um Bedingungen handelt, wie es von Krosigk vorschlägt, oder ob der Regionalismus nicht vielmehr die ökonomisch-funktionale Rationalität von Markt und Arbeitsteilung ebenso in Frage stellt wie die Annahme von sozialem Entwicklungsfortschritt aufgrund struktureller Differenzierung. So zumindest postulieren es Schultze und Sturm.

4. Die These vom „Internen Kolonialismus“

Auch diese These geht von der internen ungleichen Entwicklung aus, die jedoch nicht als ungeplantes Ergebnis „primär national verursachter Entwicklungsungleichgewichte“, sondern als strukturelle Diskriminierung oder ökonomische Unterprivilegierung gesehen wird. Diese wiederum sei als „kulturelle Arbeitsteilung“ zu verstehen, in der „führende gesellschaftliche Statusgruppen“ den durch Sprache/Religion/Hautfarbe unterschiedenen Vertretern der herrschenden „Ethnie“ vorbehalten sei. Regionalismus ist danach die politische Antwort auf die von Wallerstein im Weltmaßstab konstatierte ökonomische Polarisierung zwischen Zentrum und Peripherie im nationalstaatlichen Rahmen.

Diese mit dem Schlagwort des „internen Kolonialismus“ verbundene Dependenztheorie der ungleichzeitigen sozialen und politökonomischen Entwicklung von Zentrum und Peripherie und die damit verbundene regionale Unterentwicklung als ein Motor des Regionalismus ist empirisch nicht ohne weiteres nachweisbar. Es sind unter anderem gerade die wirtschaftlich wohlhabenden Regionen, zum Beispiel Südtirol oder Katalonien, die starke regionalistische Bewegungen aufweisen.

Alle Erklärungsmuster, auch die der ökonomischen Disparitäten oder Polaritäten, besitzen nur einen eingeschränkten Erklärungswert für das Entstehen von Regionalismen. Diese haben aber doch weitgehende politische Folgen nach sich gezogen. So hat etwa inzwischen das Schlagwort von der Entwicklung der endogenen Potentiale überall Eingang in die Politik gefunden und liegt allerorten in Europa den massiven staatlichen Interventionen in die regionalen Wirtschaftskreisläufe zugrunde. Angesichts dieser massiven interventionsstaatlichen Praxis wurde eine fünfte These entwickelt.

5. Die These vom Staatsregionalismus

Danach ist Regionalismus das Ergebnis sektoraler und regionaler Modernisierungspolitik von interventionistischen Technokraten, in deren Kategorienraster Region und Regionalismus als Planungselemente und Elemente administrativer Effizienz eine wichtige Rolle spielen. Ziel dieser Technokraten ist die gezielte Mobilisierung von Entwicklungspotentialen. Doch nehme sich ihre Fortschrittsperspektive aus der Sicht von Regionen oft genug als Drohung oder Zerstörung

konkreter Fortschrittserwartungen aus, sagt Gerdes, daraus resultiere die Forderung nach Partizipation. Nach Daniel Bell ist Regionalismus nicht eine Erscheinung ursprünglicher Bindungen und tiefverwurzelter Identitäten, sondern eine strategische Wahl von Individuen, die unter anderen Bedingungen andere Gruppenmitgliedschaften wählen würden, um Macht und Vorteile zu gewinnen.

Auch bei diesem Erklärungsansatz spielt die Systemkritik also eine Rolle. Regionalismus wird in diesem Zusammenhang als Gegenbewegung zu bestimmten Konzepten des Staates gesehen. Er richtet sich danach sowohl gegen den nationalisierten zentralistischen Verwaltungsstaat wie überhaupt gegen den Staat als politisches Machtinstrument mit dem Anspruch auf monopolisierte Hoheitsgewalt. Regionalistische Bewegungen sind hier dialektische Reflexe auf Modernitäts- und Rationalitätsannahmen des Industriekapitalismus. Dieser Erklärungsansatz hat sich in den letzten Jahrzehnten als eine neue Variante der Regionalismus-Diskussion herauskristallisiert.

Subnationaler Regionalismus ist also, wie an diesen Erklärungsmustern deutlich geworden sein sollte, eine facettenreiche Erscheinung. Es gibt eine ganze Anzahl von Typologisierungsversuchen, von denen ich zwei plakativ nennen und einen weiteren etwas ausführlicher vorstellen möchte. So versuchen Kreckel und Krosigk eine Typologie anhand gesellschaftlicher Entwicklungsstadien. Sie identifizieren einen *industriegesellschaftlichen Regionalismus*, bei dem sie zwischen industriell-kapitalistischen und industriell-sozialistischen Formen unterscheiden. Sie kontrastieren diesen mit dem Regionalismus der postindustriellen Gesellschaft, in der sie wiederum zwei Typen glauben unterscheiden zu können: einen *postindustriell-emanzipatorischen* und einen *postindustriell-regressiven* Regionalismus. Wolfgang Lipp macht es sich einfacher: Er unterscheidet lediglich zwischen ökonomischem und ethnisch-kulturellem Regionalismus.

Dirk Gerdes wählt für seine Typologisierung die programmatische Ausrichtung gegenüber dem Zentralstaat. Seine Begründung dafür lautet: Die politische Stoßrichtung der regionalistischen Bewegungen zielte auf die Zurückweisung zentralstaatlicher Eingriffe in regionale Wirtschaftskreisläufe und Lebensweisen und war in der Regel nur in der Außendarstellung akzentuiert.

Unter diesem Blickwinkel unterscheidet er zunächst autonomistische, föderalistische und separatistische Bewegungen und korreliert dann die programmatische Ausrichtung in der Artikulation

regionalistischer Interessen mit der politischen Reichweite der regionalistischen Bewegungen.

Autonomisten sind selbstbezogen. Sie reklamieren für sich eine besondere Eigenart innerhalb des bestehenden Staatsverbandes: „Wir sind etwas anderes“ („somos diferente“) ist ihre Losung. Sie fordern für sich Anerkennung durch die Zentralregierung, Gewährung von Sonderrechten vor allem kultureller Art, weitergehend aber auch Selbstregierung innerhalb des bestehenden Staatsverbandes.

Föderalisten denken genereller. Sie fordern nicht nur für sich, für ihre Region Selbstverwaltungsrechte, sondern konzipieren einen vertikalen Staatsaufbau nach dem Prinzip der Subsidiarität, nach der die Regionen aus eigenem Recht und eventuell mit eigener Staatlichkeit die Aufgaben erledigen und die Kompetenzen besitzen, die in einem regionalem Rahmen bürgernah, effizienter und demokratisch legitimer erledigt werden können.

Das Ziel der *Separatisten* dagegen ist Loslösung von dem bestehenden Nationalstaat. Sie definieren sich in der Regel auch als eigenständige Nation und pochen dementsprechend auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker, auf das Recht, einen eigenen monoethnischen Staat zu konstituieren.

Dieses separatistische Modell ist gegenwärtig das „erfolgreiche“ in dem Sinne, daß sich tatsächlich vor allem in den osteuropäischen, Balkan- und vorderasiatischen Staaten einzelne Regionen, die sich selbst als ethnisch homogen verstehen, aus den früher zentralistisch organisierten Großstaaten herauszulösen versuchen und dafür auch Gewalt jeder Art in Kauf nehmen.

Es ist schon erstaunlich zu sehen, in welchem Maße die Bevölkerung von kleinen und Kleinstgebieten bereit ist, schwerste Gewaltwirkungen, wirtschaftliche und soziale Nachteile in Kauf zu nehmen, um einen Staat zu schaffen, der in vielen Fällen kaum weitere Voraussetzungen für seine Existenz erfüllt als eben eine gewisse ethnische Geschlossenheit der Bevölkerung bzw. die Dominanz einer bestimmten ethnischen Gruppe.

Dieser in der Tat immer wieder zu beobachtende hohe Grad an Identifikation einer Bevölkerungsgruppe mit einem bestimmten Raum in direkter Verbindung mit „Volkstum“ ist die wesentliche Legitimationskraft für den ethnischen Regionalismus mit separatistischen Neigungen und offenbart ihn gleichzeitig als das, was er in Wirklichkeit ist: den Nationalismus des kleinen Raumes.

Die Mobilisierungsstärke und der politische Einfluß regio-

nalistischer Bewegungen, ihre Fähigkeit, die Homogenität ihrer Region als historisches oder sprachlich-kulturelles Faktum darzustellen, regionale Interessenverbände aus dem Gesamtstaatlichen herauszulösen und eine territorial orientierte Problemschau und Bündelung der Probleme durchzusetzen, war sehr unterschiedlich, wie sich aus der Tabelle von Gerdes erschließen läßt.

In fast allen Ländern Westeuropas betrieben die Regierungen seit den siebziger Jahren eine Politik zur Pazifizierung des regionalistischen Potentials. Es gab institutionelle Konzessionen zugunsten regionaler Repräsentation und Delegation begrenzter administrativer und legislatorischer Kompetenzen. Regionale Gebietskörperschaften wurden neu geschaffen oder neu strukturiert. Die Reichweite solcher regionaler Restrukturierungsprozesse, die in den einzelnen Ländern, sei es Belgien, Frankreich, Spanien oder Italien sehr unterschiedlich gewesen ist, wie die dadurch gegebenen Wirkungsmöglichkeiten der Regionen und die Umsetzungsmöglichkeiten der Wirkungsmöglichkeiten sind eine Untersuchung für sich wert. Im Ergebnis hat diese Entwicklung dazu geführt, daß Länder mit einer, man könnte sagen, „überdehnten föderalen Struktur“ neben weiterhin strikt zentralistisch regierten Ländern bestehen, in denen Regionen nichts weiter als nach verschiedenen Zwecken eingerichtete administrative Untergliederungen der Zentralregierungen sind. Dazwischen gibt es wiederum unterschiedliche Mischformen. Die meisten historischen und sozialwissenschaftlichen Untersuchungen der jüngeren Zeit kommen in der Regel zu dem Schluß, daß diese Reformen wesentliche Forderungen des Regionalismus der siebziger Jahre aufgesogen und neutralisiert hätten. Ob das wirklich der Fall ist, wird sich in den nächsten Jahren noch erweisen müssen. Jedoch leben ehemals strikt zentralistische Länder, wie Frankreich, Spanien, Italien, welche Dezentralisierungs- oder Autonomieprogramme durchgeführt haben, wie auch zentralistische Länder, z. B. Großbritannien, weiterhin in der Furcht vor weitgehenden Verselbständigungs- oder gar Separationsbewegungen. Diese Länder waren folgerichtig diejenigen, die in der Auflösungsphase Jugoslawiens auf die Erhaltung seiner staatlichen Integrität drängten, weil sie Befürchtungen vor einer Neubelebung von Ansprüchen im eigenen Lande nach slowenischem oder kroatischem Muster hegten.

Andererseits hat es den Anschein, als ob viele Regionen sich Anfang der neunziger Jahre in einer Zwischenphase befänden, in der sie in unterschiedlicher Intensität damit beschäftigt sind, die eröffneten Spielräume auszuloten und auszufüllen. Vermutlich werden sie in ei-

nigen Jahren politisch und institutionell gestärkt und – in erheblich vermehrter Zahl! – im Rahmen eines neustrukturierten Europa gewichtiger ihre Ansprüche auf strukturelle Aufwertung und Zuweisungen bei der Aufgabenerfüllung erheben. Der Ausschuß der Regionen eröffnet ihnen dafür ein größeres Feld der Mitsprache.

Dies führt direkt zu den beiden anderen eingangs erwähnten Formen des Regionalismus.

Designerregionen mit wirtschaftlicher Zielrichtung

Die Unüberschaubarkeit des Nationalstaates und der nationalen Ökonomie sowie die unbestreitbaren Vorteile einer dichtvernetzten und gutstrukturierten kleinräumigen Wirtschaft mit zahlreichen gegenseitigen Austausch- und Unterstützungsfunktionen lassen immer wieder Wünsche nach maßgeschneiderten Regionen aufkommen, die als „Designerregionen“ den Bedürfnissen der Wirtschaft und den regionalen Verwaltungen entgegenkommen, sei es durch besondere ökologische oder Vorteile der Infrastruktur, sei es durch vorhandenes Human- oder Geldkapital.

Diese Form der Regionsbildung, vorwiegend über interkommunale Kooperationsformen, ähnelt eher einem Kartell, das sich zu Konkurrenz Zwecken zusammenschließt.

Sehr rasch hat man erkannt, wie zweckmäßig eine möglichst hohe Identifizierung der Bevölkerung mit ihrer „Designerregion“ ist, wie sehr „corporate identity“ auch als Konkurrenz kriterium gegenüber identifikationsschwächeren Regionen gleich welcher Art dienen kann. Da solche geschaffenen Regionen neuen Stils nicht an nationale Grenzen gebunden bleiben, sondern vielmehr gerade die Grenzüberschreitung anstreben („keine Grenzen mehr ohne Euregio“), ist eine solche Identitätsbildung über Volkstum, Folklore und dergleichen oftmals kaum möglich, so daß gelegentlich versucht wird, solche identitätsstiftenden Faktoren aus der gemeinsamen Geschichte (wenn es sie gibt); aus dem gemeinsamen wirtschaftlichen Erfolg oder dergleichen zu beziehen.

Darüber hinaus ist parallel zu der wachsenden Bedeutung und den gesteigerten Wirkungsmöglichkeiten von Gebietskörperschaften bzw. Regionen in den westeuropäischen Ländern ein beinahe springflutartiges Anwachsen einer, wenn man so will, „Außenpolitik“ europäischer Regionen über die nationalen Grenzen hinweg zu beobachten.

Im Rahmen der EU und über sie hinausgreifend nimmt die transnationale Zusammenarbeit von Regionen unterschiedlicher Qualität und Dimension aus innerstaatlichen Hierarchieebenen, von Staaten wie Luxemburg, über Bundesländer, italienische und französische Regionen, Provinzen, Regierungsbezirke, Kommune, Kreise, einen immer größeren Umfang an. Diese Kooperation kann in einigen Grenzregionen schon auf eine längere Tradition verweisen. Neben Skandinavien und der Alpenregion entwickelten sich seit den fünfziger Jahren Formen strukturierter Kooperation vor allem entlang des Rheines zwischen den deutschen, schweizerischen, französischen, belgischen, niederländischen Grenzregionen, so daß sich heute von Basel bis Rotterdam bzw. Groningen Kooperationsgemeinschaften wie Perlen auf einer Kette aneinanderreihen.

In der Euregio mit Sitz in Gronau arbeiten niederländische und deutsche Gebietskörperschaften beiderseits der Grenzen zwischen Ems, Rhein und IJssel zusammen. In der Euregio Maas-Rhein sind die Gebiete des ehemaligen Regierungsbezirkes Aachen, der niederländischen Provinz Limburg, der belgischen Provinz Lüttich und, seit Ende 1991, die deutschsprachige Gemeinschaft in Belgien zusammengeschlossen. Es gibt die Regionen Saar-Lor-Lux mit dem Saarland, Luxemburg und Lothringen als Partnern oder die Regio Basiliensis, in der die Länder Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz, das Elsaß und der Kanton Basel versuchen, gemeinsam interessierende Angelegenheiten in Abstimmung miteinander zu regeln. Eine der ältesten Kooperationsgemeinschaften dieser Art ist die 1972 gegründete Arge-Alp, in der Bayern, mehrere österreichische Bundesländer, Graubünden und einige italienische Provinzen zusammenarbeiten. Im selben Raum wurde 1978 ein anderes Kooperationsmodell, die Arbeitsgemeinschaft Alpen-Adria, in Leben gerufen, in die man auch die damaligen jugoslawischen Republiken Slowenien und Kroatien integrierte. Es gibt daneben solche Kooperationsgemeinschaften im westlichen Alpenraum, dem Jura, in den Pyrenäen. Und in den Grensräumen der aus dem Ostblock befreiten Länder entstehen weitere bzw. sind im Aufbau.

Die Struktur und die Intensität dieser grenzüberschreitenden Kooperationen zeigen große Unterschiede, aber alle bemühen sich um Zusammenarbeit in den Fällen, in denen die administrative Tätigkeit der nationalen Gebietskörperschaften grenzüberschreitende Auswirkung zeigt, in denen man beiderseits der Grenzen mit Problemen zu tun hat, die technisch zweckmäßig zusammen bewältigt werden sollten. Die grenzüberschreitende Natur von Sachfragen, die die Partner

analog betreffen, ist also für diese Art von Regionalismus der bewegendste Faktor. Sachfragen dieser Art können den Tourismus oder den grenzüberschreitenden Arbeitsmarkt betreffen, darüber hinaus ökologische Probleme, Fragen der Land-, Forst- und Wasserwirtschaft, die universitäre Zusammenarbeit und vieles andere mehr.

Schon seit dem Jahre 1971 existiert die Arbeitsgemeinschaft europäischer Grenzregionen als Dachorganisation der einzelnen Euregios, zunächst für die entlang des Rheines, aber heute für über 50 europäische Grenzregionen, die zusammen über 30 regionale Zusammenschlüsse eingegangen sind. Die Zahl solcher Zusammenschlüsse steigt, ein Zeichen für die offensichtlich dringend empfundene Notwendigkeit solcher Regionalisierung und dafür, daß hier vielfach unbemerkt ein lebenskräftiger neuer europäischer Regionalismus entstanden ist.

Ein Regionalismus in der Form von Arbeitsgemeinschaften europäischer Regionen hat sich jedoch nicht nur entlang der nationalstaatlichen Grenzen entwickelt, sondern tritt auch in anderen Regionsgruppierungen bilateraler und multilateraler Art auf. Regionen ähnlicher Struktur, mit gleich gelagerten ökonomischen Problemen, suchen verstärkt die Zusammenarbeit, dies unter anderem zur gemeinsamen Vertretung ihrer Interessen bei der Kommission der Europäischen Union in Zusammenhang mit der immer wichtigeren Regionalpolitik, der regionalen Entwicklungspolitik der Gemeinschaft. So gibt es einen Verband der traditionellen Industrieregionen Europas oder einer der Hauptstadtregionen. Die Insel- und peripheren Küstenregionen haben sich zu einer Interessengemeinschaft ebenso zusammengeschlossen wie die weinbauenden Regionen, um nur einige zu nennen.

Die Erfahrungen grenzübergreifender Zusammenarbeit in regionalen Arbeitsgemeinschaften und der Wunsch von Regionen nach einer eigenen gesamteuropäischen Organisation führte am 15. Juni 1985 in Louvain-la-Neuve zu der Gründung der Versammlung der europäischen Regionen (VER) als deren erstes Ziel formuliert wurde, „die politische Vertretung der Regionen in den europäischen Institutionen zu organisieren und zu stärken“. Die VER hat den Ehrgeiz, alle europäischen Regionen in einer Organisation zusammenzubringen. Sie geht von einem normativen Regionsbegriff aus und definiert die Region als politische repräsentative Einheit unmittelbar unter der Ebene des Zentralstaates, ausgestattet mit einer gewählten parlamentarischen Vertretung oder einem Delegiertengremium von parlamentarischen Vertretern der darunterliegenden politischen Einheiten. Sie besitzt bald an die 200 Mitglieder, von den deutschen Bundesländern über schwei-

zerische Kantone, französische Regionen, niederländische Provinzen und weitere vergleichbare Einheiten in den übrigen europäischen Ländern, auch über die Mitgliedsländer der europäischen Gemeinschaft hinaus.

Daneben gibt es weitere Formen regionaler Zusammenschlüsse, von denen die Gruppierung Baden-Württemberg – Lombardei – Rhône-Alpes – Katalonien die bekannteste ist. Diese Regionen gaben ihrer Kooperationsgemeinschaft den Titel „Die 4 Motoren Europas“, womit sie deutlich machen wollten, daß sie sich als Regionen mit einer herausragenden Entwicklungsdynamik verstehen und sich eine Avantgardefunktion bei der Vorbereitung einer zukünftigen regionalen Konfiguration Europas zutrauen, in dem die Regionen als eigenständige Akteure neben den Nationalstaaten eine tragende Rolle spielen sollen.

Oben ist darauf hingewiesen worden, daß die Aktivierung der Regionen und des regionalistischen Politikpotentials in den Nationalstaaten während der sechziger und siebziger Jahre nicht zuletzt auf strukturpolitische Maßnahmen der Technokraten und Planer zurückzuführen ist, die sich des Interventionsstaates zur Mobilisierung von endogenen Entwicklungspotentialen in normativen oder analytisch definierten Planungs- oder Entwicklungsregionen bedienen. Analog dazu kann man sagen, daß der europäische regionalistische Schub der letzten Jahre in vieler Hinsicht eine Antwort auf die von den Eurokraten ausgearbeiteten ökonomischen Programme zur Nivellierung der Entwicklungsgefälle in Europa ist, auf Programme, die zu einem guten Teil auf Regionen fixiert sind, regionale Mitarbeit verlangen und somit regionalen Eliten Politikpotentiale und nicht zuletzt Pfründen zur Verfügung stellen. Diese „ökonomische Regionalisierung“, die sich überall in Europa in der Entstehung von Strukturen regionaler Interessenwahrnehmung bemerkbar macht, scheint unumgänglich, um den Regionen Wettbewerbspositionen zu sichern. Regionen, denen diese Form der „Regionalisierung“ nicht gelingt, so schreibt Sturm, droht der ökonomische Abstieg. Verstärkte Regionalisierung, ein verstärkter ökonomischer Regionalismus, der möglicherweise weitere Formen regionalistischer Konsens- und Identitätsbildung nach sich zieht, ist somit im heutigen Europa eine Bewegung in vollem Fluß.

Regionalismus im Europa der Regionen

Sieht man auf der einen Seite eine Fülle kooperierender Regionengemeinschaften, so verstärkten die europäischen Regionen zugleich in ihrer Gesamtheit ihre Bemühungen, sich in dem integrierenden Europa als agierende Politikeinheiten zu etablieren. Einen ersten Erfolg erzielten sie mit der Institutionalisierung des Ausschusses der Regionen durch den Vertrag von Maastricht. Der neue Ausschuß hat jedoch lediglich eine beratende Funktion innerhalb des EU-Gesetzgebungsverfahrens, so wie der schon lange Jahre bestehende Wirtschafts- und Sozialausschuß.

Ob die Regionen mit diesem Ausschuß ein wesentlich stärkeres Mitwirkungsrecht und eine politische Gewichtszunahme erreicht haben, mag man bezweifeln. Schon aufgrund der überaus heterogenen Zusammensetzung mit Mitgliedern, deren politische Gewichte im jeweiligen nationalen Rahmen himmelweit auseinanderliegen, erscheint es zweifelhaft, ob dieser Ausschuß etwa für deutsche Bundesländer, die im europäischen Rahmen als Regionen geführt werden, zum geeigneten Einfallstor für die Teilhabe an der europäischen Politik werden kann.

Die Bundesländer und die Regionen anderer Länder, die wie die deutschen Bundesländer Staatsqualität besitzen oder nahe daran heranreichen, agieren, wenn sie auch den Ausschuß als Forum nutzen, in der Regel bei der Vertretung ihrer Ansprüche selbständig oder in direkter partnerschaftlicher Absprache. Wollen die deutschen Bundesländer ihren bisherigen Rang wahren, wird es eine ihrer dringlichsten Aufgaben bleiben, in der Bundesrepublik und in der EU insgesamt die Rationalität, Sinn- und Zweckhaftigkeit subnationaler Politikeinheiten eigenen Rechts zu demonstrieren.

Die demokratische Legitimität der deutschen Bundesländer in einem Europa der Regionen ist unstrittig, einem Europa, das den Anspruch erhebt, in bürgernäheren Politikzusammenhängen, den Regionen, unmittelbar vor Ort präsent zu sein. Das Europa der Regionen und seine weitgehend unreflektierte Akzeptanz in der politischen Öffentlichkeit erweist sich aber als brauchbare Formel für Gruppen und Bewegungen der verschiedensten Färbung sowie selbst definierten Regionen, ethnisch-kulturellen ebenso wie Designerregionen, die damit ihren jeweiligen politischen Legitimitätsanspruch begründen.

Neuere Literatur zu Region/Regionalismus

- H. H. Blotevogel (Hrsg.), Europäische Regionen im Wandel. Strukturelle Erneuerung, Raumordnung und Regionalpolitik im Europa der Regionen, Dortmund 1991.
- D. Briesen/J. Reulecke (Gastredaktion), Regionalgeschichte. Ein Ansatz zur Erforschung regionaler Identität, Informationen zur Raumentwicklung, 11 (1993).
- W. Connor, Ethnonationalism in the First World. The Present in Historical Perspective, in: Milton J. Esman, Ethnic Conflict in the Western World, Cornell University, UA 1977, S. 19-45.
- K. Duwe (Hrsg.), Regionalismus in Europa. Beiträge über kulturelle und sozio-ökonomische Hintergründe des politischen Regionalismus, Frankfurt a.M. 1987.
- P. Eisenmann (Hrsg.), Das Europa der Zukunft. Subsidiarität, Föderalismus, Regionalismus, Regensburg 1992.
- D. Gerdes, Regionalismus und Regionalisierung in Frankreich: Ansatzpunkte einer vergleichenden Regionalismus-/Nationalismusforschung, in: Nationalismen und Regionalismen in Westeuropa, hrsg. von H.-J. Puhle, Göttingen 1994, S. 385-401.
- B. Groß/P. Schmitt-Egner, Europas kooperierende Regionen. Rahmenbedingungen und Praxis transnationaler Zusammenarbeit deutscher Grenzregionen in Europa, Baden-Baden 1994.
- M. Hechter, The Celtic Fringe in British National Development, 153-1966, Berkeley/Los Angeles 1975.
- R. Hrbeck/S. Weyand, betrifft: Das Europa der Regionen. Fakten, Probleme, Perspektiven, München 1994.
- R. Kreckel u. a., Regionalistische Bewegungen in Westeuropa. Zum Struktur- und Wertewandel in fortgeschrittenen Industriestaaten, Opladen 1986.
- M. Mols, Regionalismus, in: Staatslexikon, Freiburg u. a. 1988, S. 774-777.
- R. Pieper, Region und Regionalismus. Zur Wiederentdeckung einer räumlichen Kategorie in der soziologischen Theorie, in: Geographische Rundschau 10 (1987), S. 534-539.
- R. Schultze/R. Sturm, Regionalismus, in: Lexikon der Politik, hrsg. von D. Nohlen, Bd. 3: Die westlichen Länder, hrsg. von Manfred G. Schmidt, München 1992, S. 404-416.
- M. Schulz, Regionalismus und die Gestaltung Europas. Die konstitutionelle Bedeutung der Region im europäischen Drama zwischen Integration und Desintegration, Hamburg 1993.
- P. Waldmann, Ethnischer Radikalismus. Ursachen und Folgen gewaltsamer Minderheitenkonflikte am Beispiel des Baskenlandes, Nordirlands und Quebecs, Opladen 1989.

Naturlandschaft, Kulturlandschaft, Industriellandschaft

„Landschaft“ ist primär eine ästhetische Kategorie, deren Gebrauch jedoch in der Regel mit der Annahme verbunden ist, daß ihr ein reales Substrat als „wirkliche“ Landschaft zugrunde liegt. In der älteren Landschaftsästhetik wie auch im naiven zeitgenössischen Begriffsgebrauch wird „Landschaft“ gewöhnlich mit „Natur“ identifiziert, sofern sie sich dem Betrachter als ausgedehntere Umgebung präsentiert. Gegen diese naive Sicht sind seit längerem zwei Einwände geltend gemacht worden: Einmal erscheint Landschaft nicht als selbstverständliche Natur, die sich „als solche“ dem Blick öffnet, sondern die ästhetische Konstruktion der Landschaft gilt selbst als ein historisches Phänomen, d.h. als an bestimmte mentale Voraussetzungen gebunden. Entstehung und Verschwinden der Kategorie „Landschaft“ können so als rein mentalitätsgeschichtliche Vorgänge entschlüsselt werden.

Zum anderen wird immer wieder darauf verwiesen, daß zumindest die neuere Landschaft nicht in dem Sinne „Natur“ ist, daß sie von sich aus, ohne prägende Eingriffe durch den Menschen existieren würde. Die Landschaft gilt dann als „Kulturlandschaft“, d.h. ihre Physiognomie ist Ausdruck zahlreicher Überformungen durch menschliche Aktivitäten aller Art.

Die Unterscheidung zwischen Natur- und Kulturlandschaft besaß ursprünglich einen eminent kritischen Sinn, sofern sie nämlich darauf aufmerksam machte, in welchem hohem Maße Landschaft Spuren der Bearbeitung und Umformung durch den Kulturprozeß trägt, weshalb das als „Kultur“ dechiffriert wurde, was nur scheinbar „Natur“ war. Das kritische Potential dieses dualen Schemas ist inzwischen jedoch erschöpft, es hat sich mittlerweile sogar in sein Gegenteil verkehrt. Wenn die Industriellandschaft immer noch als Kulturlandschaft bezeichnet wird, geht gerade der fundamentale Unterschied verloren, der die agrargesellschaftliche von der modernen Landschaft trennt.

Aufmerksame Beobachter wie Eugen Diesel haben bereits zur Zeit der Weimarer Republik notiert, daß ein neuartiger Landschaftstypus

heraufgezogen sei, dessen Verständnis durch die Anwendung des älteren Begriffs der „Kulturlandschaft“ eher erschwert werde. Heute geht es schon lange nicht mehr darum, eine unberührte Natur vor Zugriffen und Transformationen durch den Menschen zu bewahren, sondern es handelt sich um Alternativen innerhalb einer weitgehend vom Menschen geprägten Natur. Um dies zu verdeutlichen, möchte ich drei historische Phasen der Landschaftsentwicklung unterscheiden und ihre allgemeinen Züge skizzieren. Es handelt sich um: 1. Naturlandschaft, 2. Kulturlandschaft, 3. Industrielandschaft.

1. Naturlandschaft

Naturlandschaft ist die Landschaft, in welcher der Mensch entweder überhaupt nicht oder als bloßes „Naturwesen“ vorkommt, d.h. als Spezies, deren Wirkungen auf den Aufbau der Landschaft sich nicht von denen anderer Spezies unterscheidet. Sämtliche Lebewesen stehen in einer bestimmten Beziehung zu ihrer jeweiligen natürlichen Umwelt; sie werden von ihr geprägt, tragen ihrerseits aber auch zu ihrer Gestaltung bei. Dies bedeutet, daß ein Ökosystem bzw. seine phänomenale Seite, die Landschaft, anders aussähe, wenn eine bestimmte Spezies nicht darin vorkäme. Je nach Größe und Kompetenz der jeweiligen Pflanzen- oder Tierarten können die Auswirkungen auf die Landschaft beträchtlich sein. Wenn Biber ihre Dämme bauen, wird eine ganze Auenlandschaft umgestaltet; wenn sich ein dichter Linden- oder Fichtenwald gebildet hat, hat das Unterholz keine Chancen mehr.

Universalgeschichtlich lebte der Mensch nur im Jäger-und-Sammler-Stadium in einer Naturlandschaft. Aber auch in jenen frühgeschichtlichen Zeiten konnten seine Handlungen dramatische Folgen für die Landschaft haben. Vor allem in Savannengebieten war die Jagd mit Hilfe von Flächenbränden üblich. Wenn solche Flächen aber regelmäßig abgebrannt werden, siedelt sich dort zwangsläufig eine andere Pflanzengesellschaft an, als wenn es diese Brände nicht gäbe. Ohne dies zu wissen und bewußt zu wollen, beeinflußt der Mensch also bereits in diesem Stadium die Landschaft.

Naturlandschaften gibt es heute in Europa praktisch nicht mehr, sieht man vielleicht von bestimmten Hochalpengebieten ab. Auch weltweit sind die Reste der Naturlandschaften, etwa die tropischen Regenwälder, überall auf dem Rückzug. Von Naturlandschaft zu reden, wenn Landschaft geschützt oder gestaltet werden soll, ist heute daher sinnlos. Sie gehört wohl unwiderruflich der Vergangenheit an.

2. Kulturlandschaft

Vor etwa 10.000 Jahren begann der universalgeschichtliche Übergang zur Landwirtschaft, und in dieser Periode ist die eigentliche Kulturlandschaft entstanden. Die Kulturlandschaft ist diejenige Landschaft, die heute vielfach für „natürlich“ gehalten wird. Sie bildet als das „Naturschöne“ den Gegenstand der älteren Landschaftsmalerei und vielfach auch des „Naturschutzes“. Die Kulturlandschaft hat mit ihrem historischen Nachfolger, der Industrielandschaft, die Eigenschaft gemein, von menschlichen Eingriffen geprägt zu sein. Dennoch bestehen zwischen diesen beiden Landschaftsformen sehr gravierende Unterschiede, die allerdings nicht als Gegensätze zwischen „Natur“ und „Kultur“ mißverstanden werden dürfen.

Die Kulturlandschaft ist Agri-Kulturlandschaft. Der historische Übergang zur Landwirtschaft, die sogenannte neolithische Revolution, leitete eine irreversible Transformation der Naturlandschaft ein. Die ursprünglichen Wälder werden dezimiert. Der Boden wird ent- oder bewässert, es kommt zur beschleunigten Erosion. Bestimmte Tierarten werden verdrängt oder ausgerottet.

Insgesamt wird die ökologische Vielfalt durch die traditionelle Landwirtschaft gesteigert. Zwar entstehen keine neuen Spezies, aber doch eine Vielzahl von neu gezüchteten Pflanzen und Nutzierrassen. Vor allem werden zahlreiche ökologische Nischen geschaffen, die es in der älteren Naturlandschaft in dem betreffenden Raum nicht gegeben hatte. Die Landschaft wird stark differenziert. Es entstehen Lichtungen, Waldsäume, Trockenwiesen; Tümpel und Weiher werden angelegt, ortsfremde Pflanzenarten wie Weizen, Gerste, Äpfel, Pfirsiche, Reis, Mais oder Kartoffeln werden nach Mitteleuropa importiert. Auch Kulturbegleiter, von den Bauern als Unkräuter und Ungeziefer wenig geschätzt, finden jetzt Überlebensräume.

Das wichtigste Merkmal der traditionellen Kulturlandschaft ist ihre große Buntheit und Vielfalt. Von Land zu Land, von Region zu Region, oft von Dorf zu Dorf finden sich große Unterschiede. Die bäuerliche Landwirtschaft ist in hohem Maße an konkrete, ortsspezifische Bedingungen gebunden: an den Bodentypus, das Kleinklima, die Verfügung über Wasser, das Vorkommen bestimmter Mineralien und Gesteine. Daher sieht die Verteilung von Acker, Wald und Wiese überall anders aus, werden unterschiedliche Fruchtkombinationen angebaut, bilden sich Lebensräume für unterschiedliche Tiere und Pflanzen.

Zur bäuerlichen Kulturlandschaft gehört nicht nur eine hochdiffe-

renzierte Bodenkultur, sondern auch eine materielle Kultur der Menschen, eine Welt von Bauten und Artefakten, die sich von Region zu Region unterscheiden. Ein Fischerdorf an der Nordsee sieht fast in jeder Beziehung anders aus als eine Siedlung von Hirten in den Alpen. Aber auch ähnliche Produktionsbedingungen führen zu höchst unterschiedlichen Ergebnissen. Niemand würde ein Bauernhaus in den Karpaten mit einem Schwarzwaldhof verwechseln. Die traditionelle bäuerliche Kultur bildet einen Reigen unverwechselbarer kleiner Welten. Dies hängt zum einen von den ortsgebundenen Lebensumständen ab. So kann man die Häuser nur mit Materialien errichten, die am Ort verfügbar sind. Wichtiger noch ist die relative Isoliertheit, der geringe Informationsaustausch zwischen einzelnen Regionen, der zur Ausprägung dieser Besonderheiten führt. Vergleichbare Lebensprobleme werden von Gebiet zu Gebiet auf höchst unterschiedliche Weise gelöst, so daß sich schließlich kulturelle Stile bilden, die zu einer engen Symbiose von agrarisch gestaltetem Landschaftstyp und menschlichen Siedlungen führen.

Die Kulturlandschaft ist also „Kultur“, sofern sie vollständig von menschlichen Aktivitäten geprägt ist; sie besitzt aber auch Natur- und damit Objektivitätscharakter, da sich ihre Ausgestaltung in einem langwierigen Wachstumsprozeß vollzieht. Die Kulturlandschaft ist nicht konstruiert oder geplant, sie ist auch nicht nach allgemeinen Prinzipien durchgeformt, sondern ihre wichtigsten Merkmale gehen auf ihre Ortsgebundenheit, ihre Spontaneität, ihre Individualität und Unfähigkeit zur Verallgemeinerung zurück.

In der Kulturlandschaft sind die menschlichen Siedlungen unlösbar mit der Landschaft verwachsen, was ihre ästhetische Individualität ausmacht. Dies gilt selbst noch für die agrarischen Zivilisationen mit ihren städtischen Zentren. So sehr hier das Bestreben darauf zielt, Züge einer universellen Hochkultur über große Räume auszubreiten, so wenig gelingt dies doch im einzelnen. Stile der europäischen Kultur-Eliten wie Romanik, Gotik, Renaissance, Barock oder Klassizismus verbreiten sich über den gesamten europäischen Großraum, doch braucht man keine besondere kunsthistorische Schulung, um auf den ersten Blick eine gotische Kathedrale in England von einer gotischen Kathedrale in Frankreich zu unterscheiden. Die universell angelegte Hochkultur nimmt eine jeweils regionale Färbung an, da sie nicht nur mit lokalen Materialien gebaut werden muß, sondern weil auch die Handwerker, welche die Pläne der großen Baumeister vollziehen, über einen ganz individuellen Arbeitsstil verfügen.

Die Kulturlandschaft bildet eine Einheit von Kultur und Natur, da die Kultur in ihr selbst naturwüchsig ist. Sogar nach massiven Störungen regeneriert sie sich wieder als Kulturlandschaft. Städte und Dörfer, die in Kriegen niedergebrannt werden, sind nach einigen Jahren wieder aufgebaut und gewinnen einen neuen, wiederum besonderen Charakter, eine neue Individualität. Die Kulturlandschaft ist nicht stabil, aber stationär. Sie wandelt sich, aber sie ist nicht in der Lage, ihre räumliche Gebundenheit abzustreifen. Neue Stile bilden sich oft überraschend schnell, doch bleiben sie regional fixiert. Die wichtigsten Merkmale dieser Landschaft sind ihre Immobilität, ihre Unfähigkeit zur Verallgemeinerung und ihr naturwüchsiger Charakter. Darin unterscheidet sie sich von der Landschaft, die sie schließlich ablösen sollte.

3. Industrielandschaft

Die Entstehung der Industrielandschaft geht auf die Industrialisierung seit dem frühen 19. Jh. zurück. An ihrem logischen Ende, das sich heute vor unseren Augen vollzieht, löst sie die Kulturlandschaft vollständig ab. Ihren Namen erhält sie von dem Prozeß, der sie trägt: der Industrialisierung. Ihr Inhalt geht aber weit über den engeren Gesichtspunkt industrieller Produktion hinaus – es handelt sich um eine vollständige Transformation der Vorgängerlandschaft. Die neue Landschaft gewinnt Eigenschaften, die denen ihrer Vorgängerin vollständig entgegengesetzt sind: Sie ist mobilisiert, generalisiert und schließlich konstruiert.

Um das Wesen der Industrielandschaft gerade in Hinblick auf die Probleme, die sich heute auf dem Boden der ehemaligen DDR zeigen, besser verstehen zu können, ist es sinnvoll, innerhalb des Stadiums der Industrielandschaft noch einmal zwei aufeinander folgende Phasen zu unterscheiden: die segmentierte und die totale Industrielandschaft.

a) *Die segmentierte Industrielandschaft* ist der Landschaftstypus, der sich im Anfangsstadium der Industrialisierung, welches in Deutschland bis in die Mitte des 20. Jhs. reichte, ausgebildet hat. Die Industrialisierung war ja zunächst kein flächendeckender Prozeß, sondern es bildeten sich gewissermaßen Industrie-Inseln innerhalb der überkommenen Kulturlandschaft. Aus der Perspektive der alten Kulturlandschaft war das zunächst nichts Ungewöhnliches, im Gegenteil:

Ihre innere Differenzierung nahm durch die Bildung von Industrie-
revieren zunächst noch zu. Der industrielle Archipel bereicherte die
überkommene Landschaft, fügte ihr einen neuen Reiz hinzu, dem sich
Landschaftsmaler und poetische Reiseschriftsteller wie der Fürst von
Pückler-Muskau zunächst auch nicht entziehen konnten. Die finsternen
qualmenden Fabriken, die in einem Wiesental standen, erregten die
Phantasie; sie konnten als Einbruch des Dämonischen oder auch des
Erhabenen in die vertraute bäuerliche Landschaft gedeutet werden.

Selbst die massiven Umweltzerstörungen, welche die frühe Indu-
strialisierung des 19. Jhs. mit sich brachte, entbehrten nicht einer ge-
wissen Faszination für Beobachter, die ihnen auf Reisen begegneten.
Die Belastungen waren häufig geradezu monströs, und zwar beson-
ders im Vergleich mit Zuständen unserer Gegenwart. Es gab Flüsse, in
denen jedes Leben abgestorben war. Aus Mittelengland wurde berich-
tet, daß Kinder sich den Spaß erlaubten, die über der Wasseroberflä-
che wabernden Faulgase zu entzünden und zu beobachten, wie sich
die Flamme den Fluß entlang bewegte.¹ Anderswo richteten Rauchga-
se solche Schäden an der Vegetation an, daß größere Flächen blank
und kahl dalagen.² Oder Kanäle enthielten solche Mengen an Salzsäu-
re, die von der chemischen Industrie in sie eingeleitet worden waren,
daß man beim Bau von Schleusen auf den Gebrauch von Eisen ver-
zichten mußte: Es wäre in wenigen Monaten korrodiert und zerfres-
sen worden.³

Aus den jetzt aus dem Boden sprießenden Industriestädten wurde
Merkwürdiges berichtet. In den Arbeiterquartieren drängten sich elen-
de, kranke Gestalten, die ein trostloses Leben zwischen der ungesun-
den Arbeit in der Fabrik und feuchten, überfüllten Wohnungen friste-
ten. Freilich war Armut keine neue Errungenschaft der Industrie-
gesellschaft, sondern so alt wie die agrarische Zivilisation selbst. Die
neuartige Kombination von technisch-industrieller Dynamik und an-
schwellenden, unzufriedenen Arbeitermassen wirkte jedoch äußerst
beunruhigend und angsteinflößend. Hier war etwas Neues in die Welt
getreten, das sich anschickte, diese vollständig umzuwälzen – eine
Aussicht, die manche beklagten, viele aber auch mit weitreichenden
Hoffnungen belegten.

Die Fabrikzentren wuchsen und breiteten sich aus. Sie wurden von
neuartigen Verkehrsmitteln, von Kanälen, vor allem aber von der Ei-
senbahn miteinander verbunden, so daß sich ihre Produkte schließlich
flächendeckend über das Land ergießen konnten. Dennoch wurde die
Landwirtschaft und mit ihr die gesamte Kulturlandschaft erst relativ

spät von der industriellen Transformation erfaßt. Es bildete sich im späten 19. Jh. vielmehr eine bemerkenswerte Dualität der Landschaft aus: Neben den neuen, wachsenden Industrierevieren gab es nach wie vor das „flache Land“, auf dem sich nicht allzu viel verändert hatte. Die Umweltzerstörungen, welche in den Industriezentren einen so massiven Charakter angenommen hatten, verschonten die ländlichen Räume noch weitgehend. Wenn man aus der Eisenbahn blickte, sah man noch immer das seit Jahrhunderten vertraute Bild von Pferd und Wagen, allerdings auf Straßen, die jetzt zunehmend gepflastert wurden.

Die ersten Industriezentren hatten die Kulturlandschaft punktuell durch nie zuvor gesehene Anblicke bereichert. Mit der Zeit ging die Industrielandschaft jedoch daran, sich in die Kulturlandschaft hineinzufressen, diese zu zerstören und zu transformieren. Der ältere Differenzierungsprozeß kam nun zu einem Halt, er wurde schließlich umgekehrt, und es bahnte sich eine neuartige Homogenisierung und Standardisierung der Landschaft an. Dies geschah zunächst durch die Massenproduktion, die mit den neuen Verkehrsmitteln flächendeckend verteilt werden konnte. Fernhandel hatte es zwar schon seit Jahrtausenden gegeben, doch hatte er sich zumeist auf Luxusgüter erstreckt. Mit Hilfe der Eisenbahn konnten nun Massengüter, die auf der Basis fossiler Energie mit neuen industriellen Verfahren hergestellt wurden, in den letzten Winkel des Landes gebracht werden, wo sie die herkömmlichen Produkte und Verfahren verdrängten. Eisen etwa wurde seit der Mitte des 19. Jhs. so billig, daß es für alle möglichen Zwecke eingesetzt werden konnte: für Brücken, Zäune, Gewächshäuser, vor allem aber für landwirtschaftliche Geräte. Zwar dominierte das Pferd noch bis weit ins 20. Jh. hinein die Landwirtschaft, doch zog es nun zunehmend Maschinen, die aus Eisen gefertigt waren und eine höhere Produktivität erlaubten.

Gravierend waren die Veränderungen im Bauwesen. Im Rahmen der alten Kulturlandschaft mußten die Materialien wegen der hohen Transportkosten in unmittelbarer Nachbarschaft der Baustelle gewonnen werden, der Baustil blieb von lokalen Traditionen bestimmt. Dies änderte sich nun. Ziegelsteine und Eisenträger wurden überall leicht und preisgünstig verfügbar; vor allem traten jetzt Architekten und Baugesellschaften auf den Plan, deren Entwürfe sich von den Traditionen ablösten. Es wurde möglich, im Rheinland Schwarzwaldhäuser zu errichten und in sämtlichen europäischen Städten Häuser im historischen Allerweltsstil zu bauen. Die Gebäude emanzipierten sich

von dem Ort, an welchem sie errichtet wurden. Damit aber wurde ein wichtiges Element der überkommenen Kulturlandschaft zersprengt.

Im Zuge der Industrialisierung wurde ein Stück Kulturlandschaft nach dem anderen von der Transformation erfaßt. Die Siedlungen, die jetzt rapide wuchsen, verloren ihre fest umrissene Form und begannen, sich in die Landschaft zu ergießen, zu der sie keine spezifische Beziehung mehr unterhielten. Die Städte lösten sich von der überkommenen Bindung an ihr Umland ab; ihre Einwohner wurden mobilisiert und begannen, Wohnort und Arbeitsstätte immer wieder zu wechseln. Die alten städtebaulichen Ensembles wurden im Zuge der „Assanierung“ der Städte zunehmend gesäubert, abgerissen und modernisiert, was zu einer stilistischen Angleichung ehemals unverwechselbarer Städtebilder führte. Der Übergang zur rationellen Forstwirtschaft ließ überall die gleichen monotonen Fichtenpflanzungen entstehen, welche die überkommenen standortspezifischen Wälder ersetzten. In der Landwirtschaft begannen Prozesse der Flurbereinigung seit dem ausgehenden 19. Jh. die herkömmliche kleinräumige Struktur der Landschaft allmählich abzulösen.

Dieser Prozeß der Transformation der Kulturlandschaft in die Industrielandschaft wurde seit dem frühen 20. Jh. in Deutschland stark beschleunigt und stieß schließlich auf Proteste, auf Rufe nach „Naturschutz“, nach Heimat- und Landschaftsschutz sowie nach Denkmalschutz – alles eng miteinander verwandte Forderungen, die auf eine Konservierung der älteren Einheit von Siedlung und Landschaft zielten. Aus der Perspektive der totalen Industrielandschaft, in der wir heute leben, war die segmentierte Industrielandschaft noch immer von einem Nebeneinander von beträchtlichen, wenn auch dahinschmelzenden Resten der Kulturlandschaft einerseits und wachsenden industrielandschaftlichen Gebieten andererseits geprägt, und dies war auch eine Voraussetzung dafür, daß überhaupt die Forderung nach Landschaftsschutz gestellt werden konnte: Schützen kann man schließlich nur, was noch existiert, aber von einer vernichtenden Transformation bedroht ist. Was unter dem Titel „Natur- und Landschaftsschutz“ aber geschützt werden sollte, war nichts anderes als die dem Untergang entgegentreibende Kulturlandschaft der Agrargesellschaft.

b) *Die totale Industrielandschaft* bildet das logische Ende der Transformation der agrarischen Kulturlandschaft. Vollendet ist dieser Prozeß wohl noch nirgendwo, doch kann mittlerweile mit einiger Sicherheit gesagt werden, welche Züge diese neue Landschaft schließlich tragen wird. Eine präzise Schwelle, an welcher die segmentierte in die

totale Industrielandschaft umschlug, läßt sich nicht angeben, doch fanden in Westdeutschland die entscheidenden Veränderungen in den sechziger und siebziger Jahren statt.

Die segmentierte Industrielandschaft war von einem Dualismus zwischen hochkonzentrierten Industrierevieren auf der einen und weiterhin agrarisch-kleinstädtisch geprägten Gebieten auf der anderen Seite geprägt. Ökologisch bedeutete dies, daß sich gewaltige Umweltbelastungen in den Industriezentren zusammenballten, während weite Landstriche von Immissionen nicht oder kaum beeinträchtigt wurden. Im Übergang zur totalen Industrielandschaft wird dieser Gegensatz aufgelöst. Es ist, als öffneten sich große Verschmutzungsblasen und entleerten ihren Inhalt über die Fläche, mit einem doppelten Ergebnis: In den ehemals hochbelasteten Regionen wie dem Ruhrgebiet verbessert sich die Lage entscheidend. Andererseits aber wird nun die gesamte Landschaft von industriellen Immissionen erfaßt, die vor allen Dingen durch die Luft über weite Entfernungen transportiert werden. Tendenziell unterscheidet sich die Umweltqualität in der Stadt nicht mehr von der auf dem Land.

Die totale Industrielandschaft ebnet den Gegensatz von Stadt und Land, vor allem aber den Gegensatz von Industriegebiet und Naturraum vollständig ein. Sie schafft einen neuen homogenen Landschaftstypus, den man als suburbanisierte Landschaft bezeichnen könnte, worin Reste der Kulturlandschaft nur noch in künstlichen Reservaten überleben. Der Übergang zur totalen Industrielandschaft ist daher mit einer Entdifferenzierung, mit einer Verödung und Vereinheitlichung verbunden, und zwar in ökologischer wie auch in ästhetischer Hinsicht.

Die traditionelle Kulturlandschaft hatte eine Vielzahl von neuen ökologischen Nischen geschaffen, so daß in ihr eine weit größere Artenvielfalt herrschte als in der von ihr abgelösten Naturlandschaft. Auch im Anfangsstadium der Industrielandschaft wurden noch einmal neue Nischen geschaffen, wenn man nur an die Tiergärten denkt, die während des 19. Jhs. in sämtlichen größeren europäischen Städten angelegt wurden. In der Landwirtschaft nahm das Spektrum der Kulturpflanzen durch den Import von Exoten (im Gefolge auch Schädlinge wie Reblaus oder Kartoffelkäfer) noch einmal zu. Seit dem frühen 20. Jh. wendete sich das Blatt aber und kehrte sich die Tendenz radikal um. Die Anzahl frei lebender Arten nahm in unserem Jahrhundert rapide ab. Am dramatischsten war dieser Vorgang wohl in den großen Flüssen wie dem Rhein, der seinen Verschmutzungshöhepunkt um 1970

hatte. Seine Flora und Fauna wurde auf einen Bruchteil des früheren Bestands reduziert, und trotz einer spektakulären Verbesserung der Wasserqualität seit den siebziger Jahren hat sich das Leben in dem Fluß nicht mehr erholt und wird wohl auch nie wieder die Artenvielfalt des 19. Jhs. erreichen.

Ähnliches gilt für Tiere und Pflanzen auf dem Lande. Hier sind es vor allem Modernisierungsprozesse in der Landwirtschaft, die zu einer rapiden Vernichtung von Lebensräumen führten. Erwähnen möchte ich nur die überall durchgeführten Flurbereinigungen, die zur Nivellierung der Landschaft, zur Ausräumung nutzloser Kleingebiete wie Wegrainen, zur Rodung von Gehölzen, zur Trockenlegung von Feuchtgebieten, zur totalen Umgestaltung nutzbarer Flächen führten. Hinzu kommen die Mechanisierung und Chemisierung der Landwirtschaft, wodurch das Artenspektrum auch in Gebieten reduziert wurde, die nicht einer direkten Nutzung ausgesetzt waren. Die moderne industrielle Landwirtschaft hat mit der traditionellen Landwirtschaft nur noch den Namen gemein. Im Unterschied zu dieser ist sie kaum noch an Naturbedingungen gekoppelt, sondern immer stärker in der Lage, ihre Produktionsbedingungen technisch zu kontrollieren. Sie wird dadurch zu einem Industriezweig unter anderen, mit der Folge, daß der land- und forstwirtschaftlich genutzte Raum zu einem Sondertypus der Industrielandschaft wird.

Die Zentren der segmentierten Industrielandschaft waren in erster Linie Fabrikstädte, und ihr Charakter wurde von den Auswirkungen industrieller Produktion geprägt. Die Umweltzerstörungen, die in ihnen so massiv auftraten, gingen von den Fabriken aus. Im Übergang zur totalen Industrielandschaft erleben wir nun eine charakteristische Verschiebung. Im Vordergrund stehen nicht mehr die Emissionen durch die Produktion, sondern durch den Konsum. Der Sommersmog geht nicht auf die Automobilwerke, sondern auf den ordnungsgemäßen Gebrauch ihrer Produkte zurück. Die Verursacher sind nicht mehr eindeutig zu identifizierende große Einheiten, sondern die Masse der Konsumenten selbst, die über eine weite Fläche zerstreut lebt. Es ist relativ einfach, die Abgase eines großen Kraftwerks unter Kontrolle zu halten; es ist schier unmöglich, dies mit den zahlreichen Feuerstellen der privaten Haushalte zu tun.

Die großräumige, flächige Verteilung schädlicher Emissionen ist nicht so sehr ein Ergebnis der Produktion, sondern des Massenkonsums. Seine Wirkungen strahlen nicht mehr von einzelnen isolierten Zentren aus, sondern entstehen von vornherein gleichmäßig in der gesamten

Landschaft. Am deutlichsten ist dies am Individualverkehr zu sehen, der den eigentlichen Motor einer totalen Erfassung und Transformation der natürlichen Umwelt bildet. Der autogerechte Ausbau von Verkehrswegen und Siedlungen führt zu einer nachhaltigen Nivellierung und Gleichschaltung der Landschaft. Straßen sehen überall gleich aus, was auch für Tankstellen, Parkplätze und cash-and-carry-Märkte gilt. Die neuen Distributionsformen, die mit dem Massenkonsum verbunden sind, benötigen einen wachsenden Verpackungsaufwand mit der Folge wachsender Müllberge. Häufig ist es der erwünschte Verbrauch der Güter wie Farben und Lacke, Spraydosen und Baumaterialien, Unkrautvertilgungsmittel und Reinigungsmittel selbst, der zu einer Umweltbelastung führt, die die letzten Winkel des Landes erreicht.

Mit dem Prozeß der Massenmotorisierung und Suburbanisierung geht eine ästhetische Nivellierung einher, die im Bauwesen am deutlichsten zu beobachten ist. Neubauten in ganz Westeuropa sind kaum voneinander zu unterscheiden, seien es Nutzbauten, oder Wohnsiedlungen. Die ästhetische Homogenisierung der Landschaft wird hiervon stark vorangetrieben. Es gibt kaum noch Unterschiede zwischen Bauten in der Stadt, am Stadtrand und auf dem Land, so daß der herkömmliche qualitative Sprung zwischen Stadt und Land zu einem reinen Kontinuum wird, zu einer bloßen Angelegenheit der Größe und Menge. Eine moderne Stadt ist nur ein großes Dorf oder ein modernes Dorf nur eine Stadt im Kleinformat.

Am logischen Ende der totalen Industrielandschaft steht die vollständige Vernichtung der Kulturlandschaft. Aus der Perspektive des historischen Prozesses selbst ist aber nicht der Gegensatz von Kulturlandschaft und Industrielandschaft von Interesse, sondern vielmehr die Abfolge zweier Stadien der Industrielandschaft. Vom Gesichtspunkt derer, die innerhalb der Verschmutzungsiseln des segmentierten Systems leben, bedeutet der Übergang zur totalen Industrielandschaft eine enorme Erleichterung. Zwar verschwindet jetzt die „Natur“, in die man einst „aus grauer Städte Mauern“ aufbrechen konnte, doch werden die Lebensumstände in der Stadt, vor allem in den Industrievieren, vollständig neu konstruiert. Zur totalen Industrielandschaft gehört nämlich nicht nur die Ubiquität der Umweltbelastungen, es gehört dazu auch der Umweltschutz. Umweltschutz im Industrieviertel bedeutet aber nicht Bewahrung überkommener Zustände, sondern Schaffung neuartiger, noch niemals in dieser Form existierender Verhältnisse. Eine Produktionszone mit reiner Luft, inmitten von Parks, durchzogen von Wasserläufen, in denen Fische und

Enten schwimmen, umtost zwar vom Lärm, der jedoch von den privaten Automobilen, nicht von den Fabriken ausgeht – dies ist etwas fundamental Neues.

Die totale Industrielandschaft ist eine vollständig mobilisierte, nivellierte, kontrollierte und konstruierte Landschaft. Das Element der Konstruktion wird gerade in den Bereichen des Landschafts- und Naturschutzes besonders deutlich. Da in der Regel mit der zu schützenden Landschaft ein bestimmtes Stadium der agrarischen Kulturlandschaft konserviert werden soll, ist Landschaftsschutz vielfach identisch mit einer permanenten Landschaftspflege. Schutz bedeutet also nicht, daß man „die Natur“ ihren eigenen Gang gehen lassen will und kann, sondern daß man einen bestimmten Kulturzustand herstellen will, der zuvor Ergebnis einer konkreten Nutzung war. Trocken- oder Waldwiesen, Heiden und Moore, Bachläufe mit Kopfweiden, nichtbewaldete Feuchtgebiete und dergleichen sind ökologisch instabil und bedürfen zu ihrer Erhaltung des permanenten Eingriffs. Sie entstehen nicht mehr als spontanes Resultat einer bäuerlichen Nutzung, sondern sie müssen konkret gewollt, hergestellt und unterhalten werden.

War es noch möglich, die Kulturlandschaft in dem Sinne als „natürlich“ anzusehen, als sie „naturwüchsig“ entstanden war, so ist die totale Industrielandschaft zu einem reinen Konstrukt, zu einem vollständigen Resultat technischen Wirkens geworden. Konstruiert ist sie nicht nur dort, wo sich Siedlungen, Verkehrsanlagen, Kanäle oder ausgeräumte agrarische Nutzflächen finden, konstruiert sind auch die Naturschutzgebiete. Sie sind ebenso Produkte der Gegenwart wie ein denkmalgeschütztes Haus, d.h. ihre Existenz verdanken sie einer konstruktiven Absicht, nicht aber dem Lauf der Dinge. Die totale Industrielandschaft macht damit das Versprechen der Aufklärung und der Moderne wahr: Wo Natur war, soll Vernunft sein; wo Spontaneität war, soll Konstruktion sein; wo Objektivität war, soll Subjektivität sein.

Allerdings ist diese totale Konstruktionslandschaft nicht homogen in dem Sinne, daß sich in ihr keine Unterschiede mehr fänden, im Gegenteil. In ihr wird lediglich ein älteres, regionales von einem neueren, individuellen Differenzierungsmuster abgelöst. Es findet sich also überall ein beispielloses Nebeneinander höchst heterogener Elemente: Pampasgras neben Blautanne, Pferdekummet neben Satellitenschüssel, Oldtimer neben High-tech-gadget, Krötentunnel neben Legebatterie, Pornoshop neben Friedensmahnwache, Gartenzwerg neben Bauhauszitat. Im Unterschied zur älteren Kulturlandschaft können sich

diese Formbruchstücke aber nicht mehr zu einem konsistenten und dauerhaften regionalen Stil verdichten, sondern sie bleiben einem permanenten Fließen ausgesetzt, das ihrer Konstellation keine dauerhafte Form mehr verleiht. Die ältere Auskristallisierung von Stilen beruhte auf einer Verstetigungsleistung, die von zwei rekursiven Prozessen getragen wurde: von einer Einheit von Adaption und Autopoiesis. Adaption, d.h. die Anpassung an konkrete Umweltzustände, wurde durch beschränkte Transportmöglichkeiten erzwungen und löst sich aufgrund der Mobilisierung von Materialien auf. Autopoiesis, d.h. die sich selbst verstetigende Rekursion von Informationen, wurde durch Kommunikationsbeschränkungen erzwungen und löst sich durch die Mobilisierung, Verflachung und Universalisierung von Informationen in ein gewaltiges flaches Rauschen auf. Dies sind die Gründe, weshalb sich gerade inmitten einer Vielfalt heterogener Elemente kein kohärenter Stil mehr bilden kann. Die mobilisierte Stillosigkeit wird selbst zum übergreifenden Stilmerkmal.

Die totale Konstruktionslandschaft darf auch nicht als Planlandschaft mißverstanden werden, denn es gibt in ihr keinen totalisierenden Plan, und es kann auch keinen geben. Die vielfachen Pläne, die in ihr gemacht werden, bleiben doch angesichts der hohen Mobilität und Komplexität dieser Landschaft prinzipiell unterhalb ihres Niveaus. Diese Gesellschaft plant zwar, doch hat sie den Glauben daran verloren, daß ihre Pläne tatsächlich die gesamte Wirklichkeit erreichen könnten. Sie bewegt sich daher innerhalb der Paradoxie einer konstruierten Planlosigkeit, die ihrerseits Züge der Heteronomie und Naturwüchsigkeit trägt. Dieser planlose Plan verleiht der gesamten Realität Konstruktionscharakter, ohne daß man doch von einer wirklichen Konstruierbarkeit überzeugt wäre. Hier liegt ein gravierender Unterschied zwischen dem ausgehenden und dem frühen 20. Jh.

Betrachten wir nun die Landschaftssituation in den postsozialistischen Ländern, so fällt auf, daß sie im Stadium der segmentierten Industrielandschaft steckengeblieben sind, das in Westdeutschland seit den siebziger Jahren überwunden worden ist. Dies ist der Grund, weshalb diese Landschaften für den Betrachter aus dem Westen so anachronistisch wirken. Eine Reise in die DDR ähnelte immer einer Reise in die Vergangenheit und erweckte die ambivalenten Gefühle, die man der Vergangenheit entgegenbringt. Man schwankte zwischen Rührung und Entsetzen. Auf der einen Seite gab es noch immer Reminiszenzen der Kindheit, die anheimelnden Reste der agrarischen Kulturlandschaft, die verträumten Dörfer, die alleinbestanden, mit Kopf-

steinen gepflasterten holprigen Straßen, die ungebrochenen Ensembles der Kleinstädte, die den Mief und die Aura des 19. Jhs. bewahrt hatten. Auf der anderen Seite gab es aber auch noch die Schrecken der alten Industriebezirke, die vom Tagebau verwüsteten Mondlandschaften, die zur Kloake verseuchten Flüsse, Fabrikanlagen inmitten von Rauchwolken, wie man sie im Westen nur noch aus historischen Schilderungen kannte. Wirklich „modern“ waren lediglich die agrarischen Produktionszonen der LPGs, die einen Landschaftstypus hervorbrachten, dessen Gegenstücke nur in bestimmten avancierten Gebieten der westlichen Agroindustrie zu finden waren.

Der Zerfall, die maroden Häuser, die gewaltigen und Schrottlagern ähnelnden alten Fabriken, ihre Grauheit und Düsternis sowie der allgegenwärtige Chemie- und Kohlegestank – dies waren keine genuinen Errungenschaften des Sozialismus, sondern das Erbe eines früheren Industrialisierungsstadiums, das in der DDR künstlich konserviert worden war. Noch heute kann man Vergleichbares in Großbritannien oder in Nordfrankreich beobachten, während in der Bundesrepublik die alten Industriezonen wie das Ruhrgebiet schon seit den siebziger Jahren grundlegend saniert worden sind. Ich würde die These wagen, daß die Bundesrepublik aufgrund ihres Reichtums, ihrer enormen Bevölkerungsdichte und ihres engen Raums zum Pionier des Übergangs zur totalen Industrielandschaft geworden ist, gemeinsam vielleicht mit der Schweiz und den Niederlanden. Der Kontrast zwischen Ost- und Westdeutschland ist der Kontrast zweier Stadien der Industrialisierung, die zwei unterschiedliche Landschaftstypen hervorgebracht haben.

Was für die Landschaft gilt, betrifft vielleicht grundsätzlich den Charakter der sozialistischen Gesellschaft. Diese kann als Reflex und Ergebnis einer bestimmten Phase der Industrialisierung verstanden werden, die als die Ära der Massenproduktion (im Gegensatz zur darauf folgenden Ära des Massenkonsums) bezeichnet werden kann. Diese Ära der Massenproduktion formierte sich seit der zweiten Hälfte des 19. Jhs. und wurde seit etwa den sechziger Jahren in den wichtigsten westlichen Industrieländern wieder überwunden. Ihr bestimmendes Merkmal war die hohe Konzentration der Industrie, gekennzeichnet durch einen vergleichsweise niedrigen Lebensstandard der Arbeitskräfte und die Bildung eines technischen Gravitationszentrums in der Schwerindustrie, also der Energiewirtschaft, der Stahlproduktion, der Großchemie und der Herstellung relativ einfacher, standardisierter Massengüter. Diesem Gesellschaftstypus entsprach die Erwartung, daß sich die Entwicklung in Richtung auf eine weitere industrielle Konzentra-

tion bewege, mit großen, recht wenig qualifizierten Fabrikarbeitsmassen, die in dichtgedrängten Quartieren wohnen und von einem allmächtigen Staat immer wieder mobilgemacht, gelenkt, aber auch versorgt und betreut werden. Die massenideologischen Bewegungen des 20. Jhs., Kommunismus, Faschismus und Nationalsozialismus, bildeten einen überschießenden politischen Ausdruck dieses Musters. Im Mittelpunkt ihrer Weltanschauung stand das Motiv der direkten politischen Steuerung, Planung und Mobilisierung von Wirtschaft und Gesellschaft, einer unmittelbaren Herrschaft von Vernunft und Tugend, von Wille und Planung.

In den westlichen Industrieländern löste sich dieses Muster seit den sechziger Jahren, beschleunigt aber in den letzten beiden Jahrzehnten auf. An seine Stelle trat eine dezentralisierte, unübersichtliche und individualisierte Gesellschaft, die nicht mehr mit umfassenden politischen Konzepten zu begreifen ist. Die großen, zentralen Industriestrukturen lösten sich zunehmend auf, die Schwerindustrie verlor an Bedeutung; der Sozialstaat geriet in die Defensive. Neue Initiativen, neue Qualifikationen, neue Techniken gewannen an Gewicht. Diese technisch-ökonomischen Strukturen entziehen sich zunehmend der Steuerbarkeit durch einen Nationalstaat, sie sind in immer größerem Maße global angelegt. Ihr Organisationsprinzip wird undurchschaubarer, unpolitischer, systemischer, damit aber auch unangreifbarer, ungestaltbarer. Zugleich wird eine ungeheure Dynamik entfesselt, der die alten Strukturen nicht mehr standhalten können. Der Wandel ergreift die überkommenen Industrien, aber auch die politisch-ideologischen Systeme, die ihm am Ende nicht mehr standhalten können und zusammenbrechen. Dieser schmerzliche Transformationsprozeß, der von der Bundesrepublik bislang noch relativ leicht vollzogen werden konnte, traf ein altes kapitalistisches Industrieland wie Großbritannien mit einer Wucht, die an die heutigen Vorgänge in den neuen Bundesländern erinnert. Der Übergang ist jedoch ohne Alternative; kein politischer Wille und keine ideologische Gewißheit war in der Lage, sich ihm entgegenzustellen.

Geht man von dieser Diagnose aus, so fällt die Prognose hinsichtlich der Landschaftsentwicklung recht leicht: Die neuen Bundesländer werden mit westlicher Unterstützung und Finanzierung beschleunigt den Übergang von der segmentiert-produktionsorientierten zur total-massenkonsumorientierten Industrielandschaft vollziehen. Die Anzeichen dafür sind allorts zu beobachten und kaum zu übersehen, und zwar was beide Aspekte der Totalisierung der Landschaft betrifft.

Die eine Seite ist die Auflösung der Verschmutzungsiseln durch De-Industrialisierung und Sanierung. Die veralteten Fabriken werden stillgelegt, man geht an die Re-Kultivierung verwüsteter Trümmerlandschaften; der industrielle Restbestand muß sich den scharfen Umweltstandards der alten Bundesrepublik anpassen. Die Kehrseite dieses Prozesses aber ist die rapide Vernichtung der überkommenen Reste der Kulturlandschaft, die von den Individuen selbst vollzogen wird. Hier kann man beobachten, wie eine Verschandelungssorgie durch das Land geht: Die Alleen werden gefällt, die Häuser mit Baumarktplunder verschönert, die Innenstädte marktgerecht herausgeputzt, die verschlafenen ländlichen Räume touristisch erschlossen. Die Lärmglocke der Automobile legt sich flächendeckend über den Raum.

Wir stehen also inmitten einer fundamentalen Transformation. Es geht um nichts Geringeres als um die Neukonstruktion einer Landschaft innerhalb kürzester Zeit, zum Teil begleitet von Planungen, vielfach aber im Selbstvollzug individueller Interessen. Diese sich neu bildende Landschaft ist weder eine Naturlandschaft noch eine Kulturlandschaft; sie bewahrt weder die Spontaneität der natürlichen Evolution noch die agrargesellschaftliche Einbettung von Natur und Kultur. Sie ist vielmehr Ausdruck einer vollständigen Mobilisierung, die kaum noch ein Element der Wirklichkeit ausläßt. Die Zustände, die jetzt geschaffen werden, sind daher auch nicht stabil: Es handelt sich um Transformationen, die sich permanent weiter transformieren werden.

Literatur

- G. Böhme, Die Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit, in: Natürlich Natur, Frankfurt a.M. 1992, S. 107-124.
- E. Diesel, Die Umgestaltung der Welt, Stuttgart/Berlin 1931.
- R. u. D. Groh, Zur Entstehung und Funktion der Kompensationsthese, in: Weltbild und Naturaneignung, Frankfurt a.M. 1991, S. 150-170.
- G. Hard, Die „Landschaft“ der Sprache und die „Landschaft“ der Geographen, in: Colloquium Geographicum 11 (1970), S. 1-278.
- F. D. Klingender, Art and the Industrial Revolution, London 1947.
- K. P. Liessmann, Ohne Mitleid. Zum Begriff der Distanz als ästhetische Kategorie, Wien 1991.
- C. Pfister, Das 1950er Syndrom. Die Epochenschwelle der Mensch-Umwelt-Beziehung zwischen Industriegesellschaft und Konsumgesellschaft, in: GAIA 3 (1994), S. 71-91.

- R. Piepmeier, Das Ende der ästhetischen Kategorie „Landschaft“, in: Westfälische Forschungen 30 (1980), S. 8-46.
- H. Fürst von Pückler-Muskau, Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, München/Stuttgart 1830/31.
- J. Ritter, Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft, in: Subjektivität, Frankfurt a.M. 1974, S. 141-190.
- R. P. Sieferle, Entstehung und Zerstörung der Landschaft, in: Landschaft, hrsg. von M. Smuda, Frankfurt a.M. 1986, S. 238-265.
- * L. Trepl, Was ist „Landschaft“?, in: Der Bürger im Staat 44 (1994), S. 2-6.
- A. H. v. Wallthor/H. Quirin (Hrsg.), „Landschaft“ als interdisziplinäres Forschungsproblem, Münster 1977.

- 1 J. v. Simson, Die Flußverunreinigungsfrage im 19. Jahrhundert, in: Vierteljahreshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 65 (1978), S. 373.
- 2 A. Stöckhardt, Über einige durch den Bergbau und Hüttenbetrieb für die Landescultur entstehende Benachtheiligungen, in: Zeitschrift für deutsche Landwirthe, 1 (1850), S. 74.
- 3 A. E. Dingle, „Das schlimmste aller Übel“: Landbesitzer, Alkalifabrikanten und Luftverschmutzung (1828-1864), in: Fortschritte der Naturzerstörung, hrsg. von R. P. Sieferle, Frankfurt a.M. 1988, S. 61-94.

Landes- und Raumforschung in der Zeit des Nationalsozialismus. Die Leipziger Hochschularbeitsgemeinschaften für Raumforschung (1936–1945/46)

Die Entstehung der Raumforschung in Deutschland und ihre politische Instrumentalisierung in der Zeit des Nationalsozialismus sind in den letzten Jahren im Zusammenhang mit der Geschichte der Geographie intensiver untersucht worden.¹ Für Leipzig, einem der Zentren der geographischen und wirtschaftsgeographischen Forschungen in Deutschland, liegt eine solche Untersuchung bisher nicht vor. Sieht man die Fragestellung der Raumforschung allerdings auf andere Wissenschaftsdisziplinen erweitert, zeichnet sich in den inzwischen vorliegenden Arbeiten zur Geschichte der Leipziger Soziologie, insbesondere zu Hans Freyer, und zur Entwicklung der Landesgeschichte in den zwanziger und dreißiger Jahren ein anderes Bild ab.² Im Zusammenhang mit der Ausgang der achtziger Jahre begonnenen intensiveren Untersuchung der Geschichte Sachsens in der ersten Hälfte des 20. Jhs. und der damit verbundenen Kenntnisaufnahme der zeitgenössischen Forschungen trat dieses Erbe der Leipziger Regionalforschung³ zutage. Eine Untersuchung des Kontextes der einzelnen Veröffentlichungen aus der Zeit des Nationalsozialismus war angezeigt.

Die folgende Darstellung zur Geschichte der Leipziger Hochschularbeitsgemeinschaften für Raumforschung (HAG) konzentriert sich für die Jahre bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges vor allem auf die HAG an der Handels-Hochschule.⁴ Das erscheint gerechtfertigt, weil Karl C. Thalheim, kommissarischer Leiter der dortigen HAG seit November 1937, als Verbindungsmann und Sprecher der vier im Gebiet der Landesplanungsgemeinschaft Sachsen gelegenen HAG eine zentrale Rolle spielte.⁵ Für die Zeit des Krieges wird vor allem die Arbeit Rudolph Reinhardts, Direktor des Deutschen Museums für Länderkunde und Leiter der universitären HAG seit 1942, untersucht.

I.

Landesplanung und – als wissenschaftliches Pendant – Raumforschung entstanden in verschiedenen hochindustrialisierten Ländern in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts. Dies zeigte das Bedürfnis an, die komplexer gewordenen raumbundenen Beziehungen in modernen Gesellschaften, insbesondere zwischen der Industrie und ihren Standorten, der infrastrukturellen Entwicklung, der Landwirtschaft sowie der Siedlungsentwicklung beherrschbar zu machen. Es spiegelte sich darin eine allgemeine Situation wider, die im Ergebnis der Industrialisierung dieser Gesellschaften entstanden war.

Die Landesplaner ließen sich dabei von der Vorstellung leiten, daß die Raumbeziehungen der modernen Industriegesellschaft beherrschbar und gestaltbar sind und bezogen daraus ihren Anspruch auf eine weit darüber hinausreichende politische Einflußnahme und Mitsprache bei der Umgestaltung der Gesellschaft. Die Entstehung der Landesplanung vollzog sich also in einer völlig anderen Situation, als sie Siefeler für die Gegenwart und für den Übergang der damals entstandenen Industrielandschaft zur „totalen Industrielandschaft“ beschreibt. Dies bestimmte die Chancen für die Entwicklung dieser Konzepte, beeinflusste aber auch die Möglichkeiten ihrer politischen Instrumentalisierung. Das gilt insbesondere für Deutschland, das zumindest in Europa zum Vorreiter der modernen Landesplanung und der Raumwissenschaften wurde.

Die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg zog territoriale Veränderungen für Deutschland nach sich. Dies und die weltwirtschaftlichen Folgen des Krieges führten zu Konsequenzen für die räumliche Gliederung des Landes, die sich nicht allein aus dem Verlust von wirtschaftlich relevanten Gebieten im Westen und im Osten erklären lassen. Vielmehr machte die räumliche Verdichtung, die im Interesse der Wiederherstellung des wirtschaftlichen Potentials erforderlich war, Erfordernisse der Hochindustrialisierung offenkundig: Ohne eine fundierte räumliche Planung und Ordnung, ohne ein Instrumentarium zur Abstimmung konkurrierender Interessen und Bedürfnisse insbesondere in den industriellen Ballungsgebieten waren diese Entwicklungen nicht zu beherrschen. Die auf die jeweilige Kommune beschränkten Stadtplanungen waren überfordert. So erlangten die bereits vor dem Ersten Weltkrieg in einigen wirtschaftlichen Ballungsgebieten entstandenen regionalen Planungsverbände neues Gewicht; sie erfaßten am Ende der Weimarer Republik 25 Prozent des Territoriums und 48

Prozent der Bevölkerung des Deutschen Reiches⁶. Diese Planungsverbände – zu nennen sind vor allem der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk, der Planungsverband für den engeren mitteldeutschen Industriebezirk und der allerdings nur kurzlebige Zweckverband Groß-Berlin – entstanden vor allem in Gebieten wirtschaftlichen Wachstums und dienten dem Interessenausgleich der unterschiedlichen Bodennutzer. Ihre Konstruktion unterschied sich voneinander beträchtlich, insbesondere hinsichtlich des Mitspracherechtes der Interessensverbände der jeweiligen Region. Am weitesten auf demokratischen Konsens bedacht waren offensichtlich die Schöpfer der Planungsorganisation in Mitteldeutschland (Provinz Preußen sowie Anhalt) und, in Anlehnung an diese Konstruktion, in Thüringen.⁷

Landesplanung und Raumforschung entstanden in einem politischen und gesellschaftlichen Kontext, der sich insbesondere in Deutschland mit dem Begriff der „Krise der Moderne“⁸ beschreiben läßt, und verstanden sich als Teil des Versuches, auf diese Krise zu reagieren. Die Affinität gegenüber dem Nationalsozialismus und politische Instrumentalisierungsmöglichkeiten erklären sich daraus, daß die dominierenden Landesplaner und Raumforscher auf diese Krise Antworten im Sinne der Aufhebung der mit der Modernisierung verbundenen Öffnung und Demokratisierung gaben und so die Positionen der Theoretiker der „konservativen Revolution“ stärkten.⁹ Auf die differenzierten Zielstellungen und die zum Teil sehr stark divergierenden Konzepte kann hier nicht detailliert, sondern nur soweit eingegangen werden, wie es für die Einordnung dieser Entwicklungen in der NS-Zeit erforderlich ist.

Bereits bei der wahrscheinlich ersten Verwendung der Begriffe Raumordnung und Raumwirtschaft durch Gustav Langen, ehemals Regierungsbaumeister in Berlin-Grünwald, in einem Vortrag zur Leipziger Siedlungswoche 1927 hatte dieser damit die Erwartung verknüpft, durch die bewußte Gestaltung der räumlichen Bedingungen nicht nur die wirtschaftliche Struktur des Landes, sondern auch die Gesellschaft zu verändern.¹⁰

Drei Problemkreise, die die Diskussion um die Schwerpunkte der räumlichen Neuordnung Deutschlands dominierten, zeigen diese Übereinstimmung. Die Industrialisierungskritik, wie sie als konservative Kultur- und Gesellschaftskritik um die Jahrhundertwende einen ersten Höhepunkt erlebt hatte, entbrannte erneut und äußerte sich in Konzepten zu einer Reagrarisierung.

Hauptangriffspunkte waren dabei die Großstädte und industriellen Ballungsgebiete, die als Herde einer krankhaften Individualisierung der modernen Gesellschaft charakterisiert wurden. Dies führte zu Überlegungen für eine Siedlungspolitik, durch die über mehrere Generationen eine ausgewogenere räumliche Struktur der deutschen Gesellschaft erreicht werden sollte.¹¹ Welchen Platz die Industrie in dieser neuen Struktur einnehmen sollte, war strittig. Schließlich wurden die kriegs- und nachkriegsbedingten Veränderungen und Störungen der weltwirtschaftlichen Beziehungen und die besonderen Schwierigkeiten Deutschlands auf dem Weltmarkt zum Ausgangspunkt für eine am Ende der Weimarer Republik aufflammende Diskussion um Autarkie Deutschlands.

Mit dem Übergang zur nationalsozialistischen Herrschaft veränderten sich die Bedingungen für die Entwicklung von Landesplanung und Raumforschung. Der Stellenwert raumpolitischer Vorstellungen in der NS-Ideologie schuf günstigere Voraussetzungen für die Etablierung dieser Konzepte sowohl in der gleichgeschalteten Verwaltung des Reiches als auch in der auf politische Einflußnahme zielenden Wissenschaftspolitik. Durch den nationalsozialistischen Staat wurden offen die politischen Ziele der Raumplanung vorgegeben. Die Instrumentarien der Landesplanung, die bisher auf Diskussion und Ausgleich divergierender Interessen gezielt hatten, wurden liquidiert. Die politische Inanspruchnahme der wissenschaftlichen Disziplinen, die mit der Landes- und Raumplanung verbunden waren – das galt insbesondere für die schon genannte „Raumforschung“ – erreichte ohne Widerspruch ihrer Vertreter ein bislang unvorstellbares Ausmaß.¹²

II.

Die Voraussetzungen für raumkundliche und regionale Forschungen waren in Leipzig außergewöhnlich gut. Der von 1922 bis 1935 von Wilhelm Volz wahrgenommene Lehrstuhl am Geographischen Seminar der Leipziger Universität war einer der ältesten geographischen Lehrstühle in Deutschland und besaß eine überdurchschnittlich gute Ausstattung.¹³ Volz selbst war als Geschäftsführer der von Albrecht Penck geleiteten Stiftung für Deutsche Volks- und Kulturbodenforschung einflußreich, wenn auch nicht unumstritten unter den deutschen Geographen.¹⁴ Die von ihm organisierten Jahrestagungen zu den deutschen Grensräumen, die bis zur Stilllegung der Stiftung 1932 alle

Grenzräume erfaßten, zielten auf die nach dem Ersten Weltkrieg mehr denn je für unverzichtbar gehaltene politische Relevanz geographischer Forschung im Interesse einer Revision der Ergebnisse des Ersten Weltkrieges. Die Einvernahme in die „Volkstumsarbeit“ im Osten in der NS-Zeit war insofern thematisch vorprogrammiert, auch wenn Volz als Person dann nicht mehr erwünscht war.¹⁵

Der hohe Stellenwert der Geographie in Leipzig wurde auch durch das Extraordinariat Heinrich Schmitthenners für Kolonialgeographie unterstrichen, „das der gegebene Mittelpunkt der in Leipzig sehr regen kolonialen Interessen“¹⁶ war. Die Existenz des städtischen Museums für Länderkunde – des einzigen geographisch-länderkundlichen Museums in Europa, wie nicht nur zur Erlangung staatlicher Unterstützung von der Stadt immer wieder betont wurde¹⁷ – und der Sitz der großen geographischen und kartographischen Verlage hoben die Messstadt als herausragenden Standort der geographischen Forschung und Publizistik hervor. Einen großen Raum nahmen wirtschaftsgeographische Forschungen ein, die den besonderen Interessen der hochindustrialisierten und auf Außenhandel orientierten Region Rechnung trugen. Diese Forschungen wurden insbesondere von der Handels-Hochschule getragen.¹⁸

Schließlich brachten auch die in Leipzig beheimatete Landeskunde und Landesgeschichte, von Rudolf Kötzschke und später von Adolf Helbok vertreten, insbesondere durch die siedlungsgeschichtlichen Forschungen gleichfalls ein bedeutendes Potential in regionale und Raumforschungen ein.

Der Aufbau der beiden Hochschularbeitsgemeinschaften an der Leipziger Universität und an der Handels-Hochschule erfolgte sehr zügig. Nach einer Beratung im Reichserziehungsministerium am 27. Januar 1936, auf der der für Wissenschaft zuständige Minister Rust und der auch für die Raumplanung und -ordnung verantwortliche Kirchenminister Kerrl über die Bildung der RAG informierten, fand bereits am 18. Februar 1936 eine Beratung der Leipziger Dozentenschaft beider Hochschulen statt.¹⁹ Wenige Tage zuvor war mit dem Erlaß Rusts vom 15. Februar auch der formelle Start zur Bildung von Hochschularbeitsgemeinschaften gegeben worden. Die Aufforderung des Sächsischen Volksbildungsministeriums zur Bildung solcher Arbeitsgemeinschaften ging an die Universität Leipzig, an die Technische Hochschule Dresden, an die Leipziger Handels-Hochschule und an die beiden Pädagogischen Institute in Dresden und Leipzig. Diese entstanden an den beiden Leipziger Hochschulen, an der Dresdner TH

(besonders rühlig dabei die Forstliche Hochschule Tharandt als Abteilung der TH Dresden) und an der Bergakademie Freiberg.

Wenn Thalheim als Sprecher der sächsischen Raumforschung auftrat, konnte er sich nicht nur auf das außergewöhnlich ausgeprägte Potential der Leipziger raumkundlichen Forschungen stützen; in Dresden (mit dem Städteplaner Adolph Muesmann als Leiter der HAG), der Außenstelle Tharandt der TH Dresden und mit der HAG der Bergakademie Freiberg (Leiter Walter Hoffmann) stand für die Landesplanung und Raumforschung Sachsens insgesamt ein bedeutendes und überdurchschnittliches Potential zur Verfügung.

Die enge Verknüpfung der Raumforschung mit den politischen und hochschulpolitischen Zielen der NSDAP wurde bereits bei der „Kundgebung der HAG an der Universität Leipzig“ am 23. Juni 1936 in der Aula der Universität deutlich, zu der Lehrkörper und Studenten beider Hochschulen zum Erscheinen aufgefordert waren. Über die Aufgaben der Raumordnung sprachen Jarmer von der zuständigen Reichsstelle, der Obmann der RAG Konrad Meyer und der kommissarische Leiter der HAG an der Universität Wilmanns, Dekan der Philosophischen Fakultät II.²⁰ Anschließend wurde durch den Gauschulungsleiter Studentkowski eine Ausstellung „Grenzraum Sachsen-Böhmen“ eröffnet.

Ausgehend von den Problemlagen der Region – die HAG waren thematisch stark in ihrer jeweiligen Region verankert, um so ihr Potential in die Arbeiten der 1936 vorgegebenen Landesplanungsgesellschaften einfließen zu lassen – und von den politischen Vorgaben der NS-Führung traten bis zum Beginn des Weltkrieges drei Fragestellungen in den Mittelpunkt der Leipziger und anderen sächsischen Hochschularbeitsgemeinschaften:

Bis 1938 nahm die Problematik der *Wehrwirtschaft* einen relativ geringen Stellenwert unter den von den sächsischen HAG bearbeiteten Themen ein. Möglicherweise korrespondiert dies mit der späten Einbeziehung der Grenzlandes Sachsens in die Rüstungswirtschaft²¹, wahrscheinlich ergibt aber eine Untersuchung der Forschungen der beiden Leipziger Hochschulen insgesamt noch ein anderes Bild. Kurt Pröpfer vom Leipziger Messeamt und Mitarbeiter in der HAG der Handels-Hochschule schlug allerdings schon im November 1936 vor, „die auch im Kriegsfall devisenschaffende Fertigwarenindustrie, die zu keinerlei Rüstungsaufträgen herangezogen wird,“ als „ein bedingt wehrwirtschaftliches Problem“ zu untersuchen. Die sächsischen HAG nahmen seit ihrer Gründung Einfluß auf die Standortentwicklung der

Wehrmacht und der Luftwaffe, beklagten sich aber wie auch die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung darüber, daß sie zu wenig in Entscheidungsvorbereitungen einbezogen seien.

Dominierend waren in diesem Zeitraum Untersuchungen zu den *Standortbedingungen der sächsischen Wirtschaft*, besonders der Industrie, und zu den Chancen für eine Wiederbelebung des Exportes sowie zu den Notstandsregionen im Erzgebirge, in der Oberlausitz und im Vogtland, um so Ansätze und Vorstellungen für eine regionale Strukturpolitik durch das sächsische Ministerium für Wirtschaft und Arbeit zu entwickeln.²² Das berührte sich mit einem der von der RAG vorgegebenen Forschungsschwerpunkte und bildete eine Besonderheit vor allem der Leipziger Arbeiten. Karl C. Thalheim entwickelte nach seiner Berufung zum Professor und zum Leiter des Weltwirtschaftsinstitutes an der Handels-Hochschule diese Konzepte weiter und plante die Gründung eines international wirksamen Industrieinstitutes, das insbesondere für die industriepolitischen Planungen der europäischen Fertigwarenindustrie Vorlauf schaffen sollte.²³

Ähnliche Fragen waren auch Gegenstand der Untersuchungen der HAG der Universität Leipzig, vor allem bis 1940 durch Eugen Sieber und Hans-Jürgen Seraphim. Der Einfluß von Reche und Helbok²⁴ in der HAG der Universität brachte eine noch offenkundigere Ausrichtung an den politischen Zielen des Nationalsozialismus. Während die HAG an der Handels-Hochschule Forschungen vorlegte, die als Grundlage einer nationalsozialistischen Strukturpolitik in Sachsen genutzt werden konnten, konzentrierten sich die beiden Genannten vor allem auf die im Sinne der NS-Ideologie relevanten Themen. Rassenpolitische Untersuchungen und Untersuchungen zu den „biologischen Grundtatsachen“ bestimmter Regionen oder sozialer Schichten spielten hier eine wesentliche Rolle.²⁵

Entsprechend dem traditionellen Selbstverständnis der sächsischen Hochschulen als deutscher Vorposten gegenüber Südosteuropa vollzog sich die direkte Einbindung in die NS-Politik bei dieser Thematik am raschesten. *Forschungen zu den Grenzgebieten und zu Südosteuropa* dominierten sehr stark, besonders in den Jahren 1937 bis 1939. Das zeigte bereits die Thematik der Ausstellung, die beim ersten öffentlichen Auftreten der beiden Leipziger HAG eröffnet wurde. So konzentrierten sich die Forschungen sehr stark auf die angrenzenden tschechischen Gebiete, deren wirtschaftliche Integration nach der Annexion der sudetendeutschen Gebiete vorbereitend. Der Stellenwert dieser Gebiete für die Leipziger Raumforschungen zeigte sich auch in

einem scheinbar nebensächlichen Fakt: Als die Aufenthaltsgenehmigung des der HAG der Handels-Hochschule angehörenden Sudeten-deutschen Franz Sigl in Sachsen abließ, setzten sich Thalheim und der Rektor der Handels-Hochschule Wörner für ihn mit der Begründung ein, seine wissenschaftlichen Leistungen um das deutsche Volkstum in der Tschechoslowakei seien unverzichtbar.²⁶

Im Rahmen der Zusammenarbeit der Leipziger Hochschularbeitsgemeinschaften erschienen seit 1938 unter dem Titel „Der sächsische Wirtschaftsraum. Leipziger Beiträge zur Raumforschung“ bis zum Beginn des Krieges mehrere Dissertationen zur Wirtschaftsgeographie. Kurt Möckels Arbeit zur Bedeutung der Ausfuhr für die sächsische Industrie machte vor allem den Versuch, auf der Basis umfassender Analysen und Befragungen in Unternehmen und Wirtschaftskammern die Gründe für die Exportabhängigkeit zu analysieren und so den Schock des dramatischen Einbruchs insbesondere seit 1927 zu bewältigen. Außerdem standen die ersten Auswirkungen der NS-Devisen- und Rohstoffpolitik auf die von kleinen und mittleren Unternehmen dominierte sächsische Wirtschaft zur Diskussion.²⁷ Die anderen Arbeiten wurden von Hans-Jürgen Seraphim oder Karl C. Thalheim betreut und versuchten durch die Konzentration auf die deutsch-tschechischen Grenzgebiete direkt in die aktuellen Auseinandersetzungen um die Grenzlandlage Sachsens und um die Erweiterung des deutschen wirtschaftlichen Einflusses in Mittelosteuropa einzugreifen.²⁸

III.

Unlängst wurden im Nachlaß des Leipziger Geographen Edgar Lehmann umfangreiche unveröffentlichte Texte unter dem Titel „Wirtschaftsgeografie von Sachsen. Raumkundliches Handbuch von Sachsen“ gefunden, die sich in den Sammlungen des Archives des Leipziger Instituts für Länderkunde befinden. Im gleichfalls dort befindlichen Nachlaß des 1946 verstorbenen Direktors des Museums für Länderkunde, Rudolf Reinhard, ist ein Brief überliefert, der eine nähere Zuordnung des Projektes erlaubt. Anlage und Qualität der Texte lassen die Wertung zu, daß mit diesem Handbuch eine Bilanzierung des gesamten Ertrages der landeskundlichen, wirtschaftsgeographischen und siedlungsgeschichtlichen Arbeiten der dreißiger und beginnenden vierziger Jahre vorliegt. Ziel war es offensichtlich, in die politischen Auseinandersetzungen um die neue „Mittellage“ Sachsens

nach den Annexionen in Ost- und Südosteuropa in Deutschland einzugreifen und den Stellenwert dieser Region sowohl historisch als auch durch aktuelle raumkundliche Untersuchungen zu unterstreichen. Hinsichtlich dieser Bilanz läßt es sich in Bezug setzen zu dem unter anderen Bedingungen entstandenen „Raum-Werk“ Westfalens, mit dem auf ein Eingreifen in die Reichsreformdiskussion gezielt worden war und eine Unterschätzung der Eigenheiten dieses Raumes verhindert werden sollte.²⁹ Bereits 1936 war für Sachsen eine Publikation unter dem Titel „Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten“ erschienen, die sich als „Gegenstück zu den Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden von 1926“³⁰ verstand. Die Problematik der politischen Instrumentalisierung dieser sorgfältigen Bilanz der siedlungs-, sprach- und landesgeschichtlichen Forschungen der zwanziger und der ersten Hälfte der dreißiger Jahre wird im Vorwort Hans Freyers deutlich, der zum Geleit formulierte: „Die Wissenschaft wird in dem Maße zur politischen Wissenschaft, wie ihre Fragen durch das völkische Schicksal gestellt sind und ihre Antworten der Selbsterkenntnis des völkischen Lebens dienen. In diesem Sinne beansprucht das vorliegende Werk, das aus der Arbeitsgemeinschaft Leipziger Institute erwachsen ist, politische Wissenschaft zu sein.“³¹

Rudolph Reinhard, seit dem Sommer 1942 Leiter der Hochschularbeitsgemeinschaft für Raumforschung an der Universität Leipzig, berichtete Anfang 1946 aus Leipzig an die Abwicklungsstelle der Arbeitsgemeinschaft für Raumforschung, die als Rechtsnachfolger der RAG nach Göttingen übersiedelt war. Reinhard schrieb, daß die Leipziger Hochschularbeitsgemeinschaft 1943 den Auftrag übernommen hatte, unter dem Titel „Wirtschaftsgeographie von Sachsen. Raumkundliches Handbuch“ ein zweibändiges geographisches Überblickswerk vorzulegen. Der erste Band, dessen Vorbereitungen weit vorgeschritten waren, sollte einen allgemeinen Überblick und die Charakteristik der Landschaften Sachsens geben. Die Mehrzahl der Manuskripte dieses Bandes liegt vor. Der zweite Band, dessen Vorbereitung für die Zeit nach dem Kriege geplant gewesen sei, habe eine Behandlung der einzelnen Wirtschaftszweige und den Verkehr nach geographischen Gesichtspunkten bringen sollen.³² Zu den Vorbereitungen gehörten auch 27 überlieferte Kreisbeschreibungen der sächsischen Stadt- und Landkreise, die auf der Grundlage der Zählungen von 1933 und 1939 eine Charakteristik der räumlichen, wirtschaftlichen, demographischen und sozialen Situation gaben.

Diese Arbeiten blieben jedoch ein Torso: 1944 wurden alle Arbei-

ten zur Raumplanung und damit auch offiziell die Raumforschung eingestellt.

Die Bilanz des Versuches, unter den Bedingungen des Nationalsozialismus strukturelle Probleme einer hochindustrialisierten Gesellschaft zu untersuchen und lösen, ist niederschmetternd. Die Verflechtung mit den politischen Intentionen des Nationalsozialismus führte zu einer Diskreditierung der deutschen Raumforschung, die international bedeutsame Beiträge geleistet hatte und deren Vertreter nun mühsam versuchten, ihren unpolitischen Charakter zu dokumentieren.³³ Für viele Raumforscher und -planer wurde mit den Kriegsfolgen ein Lebenswerk zerstört; umso erstaunlicher ist es, daß der größere Teil von ihnen noch Jahre ohne kritische Reflexionen über ihre eigene Rolle und über ihr Selbstverständnis auf diesem Gebiet weiterarbeitete.³⁴ Erst in den letzten Jahren kam eine kritische Diskussion zustande, was sicher auch mit dem Abtreten dieser Generation zusammenhängt.

In Leipzig wurde mit dem Kriegsende das Potential geographischer und raumkundlicher Forschungen beträchtlich geschmälert. Das Geographische Seminar der Universität war seit Dezember 1943 zerstört und hatte seine reichhaltige Ausstattung zum großen Teil verloren. Das im Grassi-Museum untergebrachte Museum für Länderkunde hatte gleichfalls durch die Bombardierungen Verluste zu erleiden; Reinhard starb im Sommer 1946. Schmitthenner wurde von den US-Amerikanern veranlaßt, Leipzig zu verlassen und nach Weilburg mit überzusiedeln.³⁵

Vor allem aber gilt eins: Die Probleme, die nach dem Ersten Weltkrieg die rasche Entwicklung dieser Disziplin begünstigt hatten, waren nun durch die Zerreißung des europäischen und deutschen Wirtschaftsraumes in völlig neuer Dimension wiedererstanden, und es gab in den Jahren der Rekonstruktion der Industrie keine Chance, sie entsprechend der gewonnenen Erkenntnisse durch eine Strukturpolitik zu lösen.

- 1 M. Röbller, „Wissenschaft und Lebensraum“. Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Disziplingeschichte der Geographie, Berlin/Hamburg 1990.
- 2 Zu Freyer unlängst und unter Berücksichtigung der umfangreichen Literatur G. Diesener, Die schwierige Nachfolge. Hans Freyer als Direktor des Instituts für Universal- und Kulturgeschichte, in: Archiv für Kulturgeschichte, 77. Bd. (1995), H. 1, S. 117-133. Zur Leipziger landeskundlichen und Landesgeschichtsforschung vgl. vor allem W. Oberkrome, Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideolo-

Landes- und Raumforschung in der Zeit des Nationalsozialismus

- gisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945. Göttingen 1993; dort auch ausführliche Literaturverweise.
- 3 Vgl. dazu demnächst U. Heß, *Leiziger Regionalforschung im 20. Jahrhundert*, in: *Regionalgeschichte: Sozialer Raum zwischen Mikro- und Makrohistorie (19./20. Jahrhundert)*, hrsg. von E. Dillmann, Saarbrücken (i.E.).
 - 4 Zur HAG der Handels-Hochschule, die dem Weltwirtschaftsinstitut zugeordnet war, gehörten außer dem Obmann Thalheim: Prof. Dr. Hasenack, Prof. Dr. Großmann, Prof. Dr. Penndorf, Prof. Menz, Prof. Dr. Schäfer, Prof. Dr. Henzel, Prof. Dr. Löbner, Dr. Geith, Dr. Pröpfer, Dr. Nepple und Hoheisel als Führer der Studentenschaft. Vgl. dazu auch W. Hasenack, *Die Handels-Hochschule in Leipzig*, insbesondere ihre Arbeit im Kriege, Dresden 1941, S. 8.
 - 5 Für diese Konzentration spricht auch die Quellenüberlieferung, die zur Universität zumindest nach der bisherigen Erschließung viel ungünstiger ist als zur Handels-Hochschule. Demgegenüber ist für die Jahre von 1942/43 bis in die unmittelbare Nachkriegszeit mit dem Nachlaß des Direktors des Deutschen Museums für Länderkunde und Leiters der HAG an der Universität seit Sommer 1942 Rudolph Reinhard im Archiv des Institutes für Länderkunde eine bessere Überlieferungslage gegeben.
 - 6 C. Engeli, *Landesplanung in Berlin-Brandenburg*, Stuttgart 1986, S. 19.
 - 7 H. W. Hoffacker, *Entstehung der Raumplanung, konservative Gesellschaftsreform und das Ruhrgebiet 1918-1933*, Essen 1989; *Raumordnung und Landesplanung im 20. Jahrhundert*, *Historische Raumforschung 10. Forschungsberichte des Ausschusses „Historische Raumforschung“ der Akademie für Raumforschung und Landesplanung*, Hannover 1971.
 - 8 Vgl. D. J. K. Peukert, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt a.M. 1987.
 - 9 Vgl. dazu v.a. J. Herf, *Reactionary Modernism. Technology, Culture and Politics in Weimar and the Third Reich*, Cambridge 1984.
 - 10 Vgl. Hoffacker, *Entstehung der Raumplanung* (Anm. 7).
 - 11 Vgl. H. Weigmann, *Politische Raumordnung, Gedanken zur Neugestaltung des deutschen Lebensraumes*, Hamburg 1935.
 - 12 Als eine der Ausnahmen nennt W. Hofmann, *Mitteldeutschland in der Geschichte der deutschen Raumplanung*, Dessau 1992, S. 18, Stephan Prager, der trotz seiner Verdienste um die Entwicklung der Landesplanung 1935 ausgeschaltet und von 1942 bis 1945 in ein KZ eingeliefert wurde.
 - 13 Universitätssarchiv Leipzig (UAL), Personalakte Heinrich Schmitthenner.
 - 14 Vgl. Nachlaß Volz im Archiv des Institut für Länderkunde Leipzig.
 - 15 Im Nachlaß Volz existiert ein Brief vom September 1939, in dem Volz hervorhebt, daß er zur Hebung der Geltung Deutschlands in Mitteleuropa durch seine Arbeit wesentlich beigetragen habe, auch wenn das gegenwärtig nicht anerkannt würde. Aus Unterlagen aus der Zeit nach dem Krieg 1945 geht hervor, daß Volz Angriffen seines ehemaligen Mitarbeiters in der Geschäftsstelle ausgesetzt war. Angebliche Unterschlagungen von Stiftungsgeldern führten zu seinem eigenen Antrag auf eine disziplinarische Untersuchung an das Sächsische Kultusministerium, dem allerdings nicht gefolgt wurde. In der NS-Zeit sei er besonders angegriffen worden, weil er sich von seiner jüdischen Ehefrau nicht trennen wollte. Diese wurde ebenso wie seine beiden Söhne als Opfer des Faschismus in der SBZ anerkannt. Vgl. auch UAL, Personalakte Wilhelm Volz.
 - 16 UAL, Personalakte Schmitthenner.
 - 17 Es existiere lediglich in Leningrad ein vergleichbares Museum, das aber für die (west-)europäische Öffentlichkeit faktisch nicht zugänglich sei.
 - 18 Vgl. dazu die Skizze der Forschungssituation in W. Bramke/G. Dittrich/U. Heß/J. Reinhold, *Sachsens Wirtschaft im Wechsel politischer Systeme im 20. Jahrhundert. Strukturelle Entwicklung und soziale Problemfelder vom Ausgang des Ersten Weltkrieges*

Ulrich Heß

bis in die frühen sechziger Jahre, Leipzig 1992, S. 3f. und Literaturverzeichnis.

19 UAL, HHS, 231, Bd.1, Bl.9.

20 UAL, HHS, 231, Bd. 1., Bl. 33. An gleicher Stelle ist auch eine Übersicht über die Mitglieder der HAG an der Leipziger Universität enthalten.

Gliederung der HAG	Vormann	Mitarbeiter (vorl.)
Geologie	Pietzsch	Kockel, Krenkel, Ackermann, Wiontzek, Scheumann, Hentschel, Schüller, Grahmann, Hertel, Wernicke, Heinz
Geographie	Schmitthenner	Reinhard, Rudolphi, Voppel, Gellert, Käubler
Geophysik	Weickmann	?
Rassen- und Völkerkunde	Reche	Hesch
Soziologie	Freyer	Pfeffer
Landes- und Volksgeschichte	Helbok	Tackenberg, Schlier
Landwirtschaft	Waldhäusl	Golf, Wilmanns
Wirtschaftswissenschaften	Sieber	Seraphim, Brüer
Zeitungswissenschaften	Münster	Röder, Schöne
Rechtswissenschaften	Gerber	?

21 Vgl. dazu U. Heß, Rüstungs- und Kriegswirtschaft in Sachsen (1935-1945), in: Sachsen und Mitteldeutschland. Politische, wirtschaftliche und soziale Wandlungen im 20. Jahrhundert, hrsg. von W. Bramke u. U. Heß, Köln/Weimar 1995, S. 73-91.

22 UAL, HHS, 231, Bd. 3, Bl. 133. Thalheim übermittelte mit diesem Brief dem Ministerialrat im sächsischen Wirtschaftsministerium Dr. Florey eine Studie der HAG der Handelshochschule „Notstandsprobleme im Lande Sachsen“. Die Studie wurde auch dem Direktor des Landesarbeitsamtes Hardrath und der Gauführung der DAF übermittelt. Außerdem versuchte Thalheim, über die Wirtschaftskammer Sachsen Einfluß auf die Strukturpolitik in Sachsen zu erhalten, zumal nach seiner Ansicht die Landesplanungsgemeinschaft Sachsen zu schwerfällig und ineffektiv sei. Er befürwortete deshalb den Vorstoß des Geschäftsführers der Wirtschaftskammer Dr. Bellmann, dort ein kleines Arbeitsgremium zur Raumplanung zu schaffen.

23 UAL, HHS, 172, Bl. 187-197.

24 Zu Helbok vgl. die Diplomarbeit von E. Thiel, Das Seminar für Landesgeschichte und Siedlungskunde an der Universität Leipzig und seine Direktoren Rudolf Kötzschke und Adolf Helbok im Prozeß der faschistischen 'Gleichschaltung', Leipzig 1990.

25 Vgl. dazu UAL, HHS, 231, Bd. 3, Bl.110.

26 UAL, HHS, 231, Bd. 3.(Briefwechsel Wörmers und Thalheims mit der Leipziger Stadtverwaltung, dem Polizeipräsidentium und der Volksdeutschen Mittelstelle Berlin).

27 K. Möckel, Die Bedeutung der Ausfuhr für die sächsische Industrie, Leipzig 1938.

28 Zur Grenzlandlage vgl. U. Heß, Rüstungs- und Kriegswirtschaft in Sachsen (Anm.

Landes- und Raumforschung in der Zeit des Nationalsozialismus

- 21). Zu nennen sind folgende Dissertationen: I. Rothe, Mensch und Wirtschaft im erzgebirgischen Dorf, Leipzig 1938; W. Gerstenberger, Die Wirtschaftsstruktur einiger Kleinstädte im erzgebirgischen Grenzraum, Leipzig 1938; außerdem erschienen zu in die Krise geratenen Industriezweigen: K.-H. Ehler, Der Leipziger Rauchwarengroßhandel im letzten Jahrzehnt, Leipzig 1938 und H. Häntsch, Die Bekleidungsindustrie in der sächsischen Oberlausitz, Leipzig 1939.
- 29 Vgl. dazu K. Teppé, Regionalismus und Regionalgeschichte. Zum Verhältnis von kulturpolitischen Interessen und regionalgeschichtlichen Konzeptionen am Beispiel Westfalens, in: Informationen zur Raumentwicklung, Heft (1993) 11, S. 729-737.
- 30 W. Ebert/T. Frings/K. Gleissner/R. Kötzschke/G. Streitberg, Kulturräume und Kulturströmungen im mitteleuropäischen Osten, Halle 1936, S. IX. Zur Kulturraumforschung in Leipzig vgl. demnächst G. Lerchner, Kulturraumforschung, in: 150 Jahre Forschung an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, hrsg. von G. Haase u.a.
- 31 Kulturräume und Kulturströmungen (Anm. 30), S. III.
- 32 Nachlaß Reinhard im Archiv des Instituts für deutsche Länderkunde Leipzig.
- 33 Vgl. C. Troll, Die geographische Wissenschaft in Deutschland in den Jahren 1933 bis 1945. Eine Kritik und Rechtfertigung in: Erdkunde 1947, 1. Lieferung.
- 34 Vgl. zum Selbstverständnis der Raumplaner: Raumordnung und Landesplanung (Anm. 7), 1971.
- 35 Zu diesem Vorgang kürzlich G. Wiemers, Die Amerikaner verlassen Leipzig. Vor 50 Jahren: Zwangsumsiedlung nach Weilburg/Lahn, in: Universität Leipzig 1995, H. 5, S. 19-21.

Schaumburg – Beispiel einer erfolgreichen regionalen Industrialisierung

1. Zum Verhältnis von funktionaler und staatlich-territorialer Bestimmung des Regions-Begriffes

In seinen „Annäherungen an eine regionale Perspektive sozio-ökonomischen Wandels“ betont Rainer Schulze die spezifische Qualität regionaler Industrialisierungsprozesse: „Die Region war mehr als die nur mehr oder weniger zufällige räumliche Zusammenballung einer oder mehrerer Industrien und mehr als der Ausgangspunkt einer Entwicklung, die dann den gesamten Staat erfaßte; in der Region formten sich spezifische Verflechtungsbeziehungen und eine spezifische Wirtschafts- und Sozialstruktur und damit eine funktionale Raumstruktur eigener Prägung und Kohäsion aus.“¹

Trotz einer erheblichen Forschungsdichte zum Thema Region und Industrialisierung bleiben Fragen offen, bietet der Regions-Begriff nach wie vor Ansatzpunkte für Kritik und Einwände. An erster Stelle steht die räumliche Abgrenzung, denn wenn es sich auch inzwischen durchgesetzt hat, den Raumbegriff funktional zu verwenden, bleibt gleichwohl Kennzeichen der meisten Regionalstudien, daß sie sich an territorialstaatlichen Strukturen orientieren. Diese Orientierung steht aber nicht nur in einem offenkundigen Widerspruch zu der propagierten funktionalen Verwendung des Regions-Begriffes, sondern wirft die Frage auf, in welchem Verhältnis die staatliche Einheit und der Raum zueinander standen. Gab es etwa eine größere Kongruenz zwischen ihnen, und wie wirkten sich die umfassenden strukturellen Veränderungen im Verlauf der Industrialisierung, die unzweifelhaft auch eine räumliche Komponente hatten, auf kleinere Einheiten aus?

Region und Industrialisierung stehen zudem deshalb in einem Spannungsverhältnis, weil auf den ersten Blick die „Region“ im Gegensatz zu den industriellen Ballungsgebieten der Verlierer des Industrialisierungsprozesses zu sein schien, erkennbar an Stagnation, teilweise

sogar Rückgang der Bevölkerung, absolutem oder relativem Verlust an Wirtschaftskraft und einhergehend damit an gesellschaftlicher Bedeutung. Ohne Zweifel litten besonders ländliche Gewerberegionen zum Teil erheblich unter dem Umstrukturierungsprozeß um die Jahrhundertmitte, aber mußte dies heißen, daß sie auch in der Folgezeit lediglich durch Stagnation und Rückstand geprägt blieben?

Diese Fragen sollen auf der Basis einer regionalen Kleinstudie im folgenden knapp diskutiert werden.² Das Untersuchungsgebiet liegt im mittleren Wesergebiet zwischen Minden und Hannover, es umfaßt naturräumlich den Übergang von der Geest (mit dem Steinhuder Meer) im Norden zum Berg- und Hügelland im Süden; Bückeberge, Deister, Süntel und Weserberge sind die wichtigsten Höhenzüge in diesem Gebiet. Zwei kleine Verwaltungseinheiten wurden untersucht: Zunächst das bis 1946 selbständige Schaumburg-Lippe, welches zwischen 1807 und 1918 Fürstentum, danach „Freistaat“ war, ein typisches Duodez-Fürstentum³; dann die Grafschaft Schaumburg, die zunächst kurhessischer, ab 1866 preußischer Landkreis war, allerdings bis 1932 zur Provinz Hessen-Nassau und nicht Hannover gehörend. Unter „Region“ werden also zunächst territoriale Einheiten verstanden, was zweifellos forschungspraktische Gründe hat, aber gleichzeitig dazu herausfordert, den Wirkungen staatlicher Organisation auf einen definierten Raum nachzugehen.

2. Zwischen Protoindustrie, Auswanderung und erfolgreicher Frühindustrialisierung

Die Grundlinien der Entwicklung zwischen dem Anfang des 19. Jhs. und dem Ersten Weltkrieg entsprachen grundsätzlich denen in anderen nordwestdeutschen Gebieten. Bis in den Vormärz hinein stieg die Bevölkerung schnell an, danach flachte das Bevölkerungswachstum merklich ab und stieg erst wieder seit den siebziger Jahren. Die Bevölkerungsdichte lag um 1820 mit 73,9 bzw. 84,1 Einwohner je km² auf einem hohen Niveau (Grafschaft Schaumburg bzw. Schaumburg-Lippe)⁴, bis 1905 stiegen diese Werte auf 107 Einwohner/km² in der Grafschaft Schaumburg und 131 Einwohner/km² in Schaumburg-Lippe an. Diese Werte belegen gleich mehrere bemerkenswerte Entwicklungen: 1814 lag die Einwohnerdichte deutlich über dem Durchschnitt im Deutschen Bund, 1905 war sie dagegen niedriger als der Reichsdurchschnitt. Von den beiden Territorien wies Schaumburg-Lippe ein

erkennbar höheres Wachstum als die Grafschaft Schaumburg auf.

Gute Voraussetzungen für eine agrarische Produktion und intensive gewerbliche Tätigkeiten waren der Grund für die relativ hohe Einwohnerdichte zu Beginn des 19. Jhs. So stand einer vollbäuerlichen Bevölkerung eine zahlreiche unterbäuerliche Bevölkerung gegenüber, die im Landhandwerk, in der exportorientierten Leinenweberei, in den Forsten und bei Hof eine Existenz fand. In nahezu allen Dörfern wurde in größerem Stil Leinenweberei für den Eigenbedarf betrieben, daneben gab es noch kleinere Gebiete mit einer exportorientierten Komponente. In einzelnen Dörfern des lippischen Berglandes wurde Leggeleinen für den Export nach Westindien produziert, am Steinhuder Meer solches für den norddeutschen und nordeuropäischen Markt.

Durch die Weser wurde bis Mitte des 19. Jhs. der Export wichtiger Produkte ermöglicht, wozu neben der Leinwand Getreide und hochwertiger Sandstein der Bückeberge (auch „Bremer Stein“ genannt) gehörte. Der Sandstein der Bückeberge und die dort geförderte Steinkohle bildeten ein weiteres wichtiges Element der gewerblichen Entwicklung vor 1800. Frühindustrielle Ansätze sind seit 1799 nachweisbar: Aufbauend auf dem heimischen Wealden-Steinkohlebergbau etablierte sich eine Glasindustrie, welche 1850 schon an vier Produktionsstandorten betrieben wurde und von Beginn an exportorientiert produzierte. Die Lage an der Weser, schon für den Leinenexport von großer Bedeutung, erwies sich auch für die Glasindustrie als vorteilhaft.

Die bis zur Jahrhundertmitte gute ökonomische Situation war die Folge günstiger topographischer und geographischer Voraussetzungen, nicht jedoch außergewöhnlicher Modernisierungsleistungen des Staates. Speziell der Kleinstaat Schaumburg-Lippe war – nach einigen Reformansätzen in französischer Zeit – in der Folgezeit zu wesentlichen Fortschritten nicht mehr in der Lage. Die Einführung der Gewerbefreiheit gelang ebensowenig wie eine umfassende Agrarreformgesetzgebung oder gar der Erlaß einer Verfassung. Nicht viel besser sah es in der kurhessischen Grafschaft Schaumburg aus, da der hessische Staat mit Ausnahme der Verfassung von 1831 ebenfalls keine umfassenden Agrarreformen oder die Gewerbefreiheit realisieren konnte.

Um 1850 geriet diese ländliche Gesellschaft in eine doppelte Umbruchphase: Einerseits verlor das exportorientierte Leinengewerbe seine wirtschaftliche Tragfähigkeit und leitete eine ländliche Auswanderungswelle ein, andererseits führte der Eisenbahnbau (Hannover-Minden als Teilstrecke der Linie Köln-Berlin) zu einem begrenz-

ten kleinräumigen Aufschwung. Während der Bauphase Mitte der vierziger Jahre sicherte er kurzfristige Arbeitsplätze, danach förderte der Bahnbau die Ausdehnung des Steinkohlenbergbaues, welcher bis zur Krise 1857 vor allem mitteldeutsche Bahnverwaltungen mit Koks belieferte, und schließlich setzte er einen lokalen industriellen Aufschwung in Gang.

Diese Zweiteilung der Entwicklung – hier Auswanderung, dort Zuwanderung und Expansion – hatte eine deutliche kleinregionale Komponente. Das nördlich der Bückeberge in direkter Linie zwischen Minden und Hannover gelegene Schaumburg-Lippe wurde nahezu in voller Länge von der Eisenbahn durchquert und hatte zudem für beide Städte des Ländchens, Stadthagen und Bückeburg, einen Bahnhof erhalten.⁵ Die südlich und westlich von Schaumburg-Lippe gelegene Grafschaft Schaumburg wurde dagegen nur durch einen abgelegenen kleinen dörflichen Bahnhof angeschlossen. Damit wurden bis in die siebziger Jahre mit einer Ausnahme jegliche industriell-gewerbliche Ansätze in der Grafschaft Schaumburg blockiert. Lediglich das auf Schaumburg-Lippe ausgerichtete kurhessische Obernkirchen blieb weiterhin sowohl das Zentrum des Steinkohlebergbaues als auch der Glasindustrie, litt aber nach 1870 verstärkt unter dem Fehlen eines direkten Bahnanschlusses.

Insgesamt brachte der Bahnbau Schaumburg-Lippe in Kombination mit dem Bergbau und der Glasindustrie einen bescheidenen Aufschwung, der sich während der Hauptauswanderungswelle in den fünfziger Jahren nur kurzfristig abschwächte, während die Grafschaft Schaumburg in eine bis in die siebziger Jahre reichende Stagnationsphase geriet und vorübergehend sogar einen realen Bevölkerungsrückgang zu verzeichnen hatte. Die entwicklungsfördernden bzw. -hemmenden Wirkungen des Bahnbaues sind damit auf dieser regionalen Ebene gut zu studieren und lassen sich am besten anhand der drei kleinen Städte des Untersuchungsgebietes verfolgen: Zwischen 1840 und 1870 stagnierte die Bevölkerung des kurhessischen, an der Weser gelegenen Rinteln, während sie in der schaumburg-lippischen Residenzstadt Bückeburg ebenso anstieg wie im nördlich davon gelegenen Stadthagen. Letzteres war bis zum Bahnbau ein verschlafenes Landstädtchen gewesen, und erlebte nun innerhalb der nächsten Jahrzehnte bis zum Ersten Weltkrieg den schnellen Aufstieg zum industriellen Zentrum Schaumburgs, während das ältere gewerbliche Zentrum Obernkirchen nur einen bescheidenen Aufschwung erfuhr.

3. Regionale Vielfalt im Kaiserreich

Die Reichsgründungsphase zwischen 1866 und 1871 ist für beide Untersuchungsgebiete in mehrfacher Hinsicht von einschneidender Bedeutung gewesen. Die bis dahin kurhessische Grafschaft Schaumburg kam nun zu Preußen, war damit auf zwei Seiten (Minden und Hannover) von preußischen Gebieten umgeben, wurde jedoch verwaltungsmäßig weiter von Kassel als Sitz der Provinz Hessen-Nassau und nicht von Hannover aus verwaltet und profitierte damit nur bedingt von der politischen Neuordnung Norddeutschlands. Schaumburg-Lippe war knapp der preußischen Annexion entgangen, mußte sich aber dem Norddeutschen Bund anschließen und damit endlich einschneidende Reformen durchführen. 1868 wurde eine ständisch orientierte Verfassung erlassen, in der u.a. die Trennung zwischen Land und Hausgut der Fürstenfamilie festgelegt wurde, so daß in den folgenden Jahren mit reichlicher Verspätung und nur dank preußischer Hilfe wichtige Reformen wie die Einführung einer modernen Steuerverfassung, die Gewerbefreiheit und die Durchführung von Agrarreformen (in erster Linie Gemeinheitsteilungen und Verkoppelungen) realisiert wurden. Schaumburg-Lippe erlebte in den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg eine Renaissance des Hofes und die Entstehung eines ausgeprägten Identifikationsgefühls mit dem Land und seinem Herrscherhaus, welches die Revolution von 1918 überdauerte und 1925 den finanziell notwendigen Anschluß an Preußen verhinderte.

Der Grafschaft Schaumburg brachte die territoriale Neuordnung vor allem eine Hauptbahnlinie für die Kreisstadt Rinteln, womit die Grundlage für eine begrenzte Industrialisierung (Glasindustrie) gegeben war. Eine zweite Phase der Verbesserung der Infrastruktur setzte in den neunziger Jahren nach Erlaß des Preußischen Kleinbahngesetzes ein. Nicht nur die in dieser Phase neu gebauten Linien sind beachtenswert, sondern auch die zum Teil enttäuschten Erwartungen, belegen diese doch, wie überzogen die Hoffnungen waren, die sich mit dem Bahnbau verbanden. Mit der Erfahrung, daß die ersten Hauptbahnlinien über die Entwicklung ganzer Regionen entschieden, wurde die – meist irrige – Erwartung grundsätzlich schneller ökonomischer Entwicklung in den durch die Bahn erschlossenen Gebieten verknüpft. Um 1900 war die Eisenbahn nicht mehr standortbildender und entwicklungsfördernder Faktor in der Region, wenngleich ihre Existenz Voraussetzung für industriell-gewerbliche Tätigkeit blieb.

Die industrielle Grundlage bildeten weiterhin der Steinkohlenbergbau und die Glasindustrie einschließlich der ihr zugeordneten Korbmacherei. Einen Modernisierungs- und Konzentrationsschub erfuhren die Glashütten besonders nach der Jahrhundertwende. Schon in den achtziger Jahren war man in den größeren Unternehmen zum Wannenofenbetrieb übergegangen, der zusammen mit der Einführung des Schornsteins einen kontinuierlichen Schichtbetrieb zuließ. Ein 1900 ausbrechender Glasmacherstreik förderte die Einführung zunächst von halbautomatischen Maschinen, denen seit 1909 der erste Vollautomat, die sogenannte Owens-Maschine, folgte. Die Automatisierung weiterer Arbeitsabläufe, etwa der Transport der Flaschen zu den Kühlöfen, rundeten den Mechanisierungs- und Automatisierungsprozeß ab.

Der Modernisierungsprozeß löste einen Konzentrationsschub aus, so daß bis 1914 zwei von sieben Hütten ihren Betrieb einstellen mußten. Die umfassenden und innerhalb eines relativ kurzen Zeitraums erfolgenden Modernisierungen bedeuteten zugleich eine weitreichende Änderung des Arbeitsplatzes und der Stellung des Glasmachers innerhalb des Produktionsprozesses. In ihrer – bis 1914 allerdings noch nicht erreichten – Konsequenz bedeuteten sie das Ende des Glasmacherberufes in der Region.

Die strukturellen Nachteile des Schaumburger Bergbaues gegenüber dem Ruhrbergbau waren unübersehbar und verstärkten sich seit den neunziger Jahren. Nicht allein das Revier war wesentlich kleiner (im Schaumburger Bergbau waren um 1900 mit ca. 2000 Mann etwa so viel Menschen wie auf einer einzigen Ruhrzeche beschäftigt), sondern die Vorkommen waren aufgrund der geringen Flözstärke von ca. 70 cm schlechter zu fördern. So blieben alle Modernisierungsmaßnahmen auf die Weiterverarbeitung der Kohle beschränkt und gipfelten in dem Bau des Georgschachtes, einer modernen, zwischen 1902 und 1905 errichteten Anlage bei Stadthagen. Im Gegensatz zum Ruhrbergbau handelte es sich um einen staatlichen Bergbau, dessen Eigentümer bis Mitte der zwanziger Jahre des 20. Jhs. zu gleichen Teilen der preußische Staat und das Haus Schaumburg-Lippe waren. Die Kohle wurde sowohl im Stollenabbau (in den Bückebergen) als auch im Schachtbetrieb (in der Schaumburger Kreidemulde) gefördert. Schlechte untertägige Arbeitsbedingungen (im Stollenbetrieb die Nässe, im Tiefbau Grubengase, dazu die im Liegen ausgeübte Arbeit des Hauers) kennzeichneten den Arbeitsplatz des Schaumburger Bergmannes.

Glasindustrie und Bergbau waren dafür verantwortlich, daß Schaumburg hinsichtlich zweier wesentlicher Kenndaten schon um

die Jahrhundertwende trotz weiterhin bestehender ländlicher Strukturen zu einer industriellen Region gehörte: Schon 1882 betrug in Schaumburg-Lippe der Anteil der industriellen Bevölkerung 43,1 Prozent (Beschäftigte einschließlich der Familienangehörigen), der der landwirtschaftlichen Bevölkerung nur noch 37,8 Prozent, während in dem benachbarten preußischen Landkreis Minden zur gleichen Zeit noch 49,2 Prozent in der Landwirtschaft, aber nur 28,5 Prozent in der Industrie beschäftigt waren. Gleichzeitig war etwa jeder zweite Arbeiter in einem Großbetrieb mit über 100 Beschäftigten tätig. Bis 1907 verlor der primäre Sektor in Schaumburg-Lippe weiter zugunsten des sekundären an Bedeutung (25 bzw. 48,9 Prozent). Die Verhältnisse in der Grafschaft Schaumburg wichen von den schaumburg-lippischen vor allem bei der Landwirtschaft ab, in der 1907 immerhin noch ein Drittel der Bevölkerung beschäftigt war, während der industrielle Anteil mit 48,4 Prozent auf dem schaumburg-lippischen Niveau lag.

Sprechen also die statistischen Daten für eine großindustrielle Prägung der schaumburgischen Industrialisierung, so war sie gleichwohl eine ländliche. Insbesondere die Bergleute arbeiteten zwar im Großbetrieb, kamen aber aus der engeren Region Schaumburg, wohnten weitgehend in eigenen Häusern und entstammten einem dörflichen Milieu. Etwa die Hälfte der Bergleute verfügte über Grundbesitz und betrieb eine kleine Landwirtschaft, die in erster Linie von den Frauen bewirtschaftet wurde. Im Gegensatz dazu waren die Glasmacher aus anderen Regionen zugewandert und wohnten in separaten Siedlungen in der Nähe der Hütten.

Die Konzentration auf Glasmacher und Bergleute würde jedoch das breite Spektrum anderer Tätigkeiten ausblenden. In enger Beziehung zur Glasherstellung standen die Korbmacher, die zunächst nahezu ausschließlich auf den Glashütten Ballons umflochten. Später entwickelte sich daraus eine eigenständige Tätigkeit, die besonders in den Dörfern des Wesertales ausgeübt wurde und u.a. Seefischhandlungen an der Nordseeküste mit Fischkörben belieferte. Die Korbmacherei wurde als Saisonarbeit vorwiegend im Winter ausgeübt; in den Sommermonaten arbeiteten die Männer häufig als Wanderziegler außerhalb Schaumburgs. Eine zweite Gruppe von Wanderarbeitern waren die nördlich Stadthagens ansässigen Heringsfänger. Bei beiden Gruppen, Ziegler wie Heringsfänger, fällt auf, daß sie nicht nur weiter einem ländlichen Milieu verbunden, sondern auch spezifischen regionalen und vorindustriellen Mustern verhaftet blieben, die bei den schaumburg-lippischen Heringsfängern in der vor-

und frühindustriellen Hollandgängerei und bei den schauburgischen Ziegler in der Leinenweberei bestanden. Die Entwicklung spezifischer kleinregionaler Entwicklungsmuster kann demnach als eines der wichtigen Kennzeichen der schauburgischen Industrialisierung gelten. Ein zweites besteht in der langen Existenz der Handarbeit, der Heimarbeit und der Wanderarbeit. Weitgehend automatisierte Fabrikarbeit fand dagegen kaum statt, vielmehr übten selbst die beiden Hauptgruppen, Glasmacher und Bergleute, in erster Linie hochwertige, spezialisierte Handarbeit aus. Erst zwischen 1900 und 1914 gab es in der Glasindustrie verstärkte Tendenzen zur Mechanisierung und Automatisierung von Arbeitsabläufen. Damit weist das schauburgische Muster auf typische Elemente der Hochindustrialisierungsphase vor dem Ersten Weltkrieg hin, in der neben der Fabrikarbeit die Kombination von Handwerk und Fabrikarbeit⁶ ebenso typisch war wie die Heimer- oder die Wanderarbeit.

Das schauburgische Beispiel hebt sich von anderen Regionen durch das Nebeneinander verschiedener Muster ab und belegt gleichzeitig die regionale Spezifik dieser Muster. Letztere waren allerdings nicht unbedingt auf Schaumburg begrenzt – dazu war der Siedlungsraum zu offen –, sondern wiesen Übergangszonen zur mittleren Weser (Heringsfängerei) und nach Lippe (Zieglerei) auf. Ein drittes Kennzeichen dieser regionalen Industrialisierung bestand in der Exportabhängigkeit der Industrie. Die Absatzmärkte der einzelnen Produkte lagen sowohl innerhalb Deutschlands als auch in Übersee, wie in den USA, Mexiko oder südamerikanischen Staaten. Die Einordnung in überregionale, ja internationale Märkte war aufgrund der günstigen Verkehrslage und der relativ niedrigen Arbeitslöhne möglich.

Trotz dieser differenzierten gewerblich-industriellen Struktur blieb die Bevölkerungsentwicklung hinter anderen industriellen Regionen aus vornehmlich zwei Gründen zurück: Zum einen hielt sich der Ausbau der gewerblichen Arbeitsmöglichkeiten in engen Grenzen, wie dies am besten beim Bergbau abzulesen ist, so daß es keine Zuwanderungen gab, es vielmehr teilweise zu Abwanderungen kam. Zum anderen führte die spezifische ländlich-industrielle Entwicklung zu bescheidenem Wohlstand und einem entsprechenden demographischen Geschehen, das dem der reichsweiten Entwicklung, aber auch der benachbarter Gebiete, gleichsam um ca. zehn Jahre vorauseilte und in der Kombination geringer Sterblichkeit mit einer niedrigen Geburtenrate bestand.

4. Neuansätze im 20. Jahrhundert

Trotz der beschriebenen positiven und vielfältigen Entwicklung bis 1914 zeigten sich dennoch für einzelne Branchen erste kritische Anzeichen. Die Glasindustrie unterlag einem steigenden Automatisierungsdruck, dem auch ohne die tiefgreifenden Einschnitte nach 1918 mehrere Fabriken zum Opfer gefallen wären. Noch kritischer stellte sich die Situation beim Bergbau dar, denn der Bau des Georgschachtes hatte lediglich eine Atempause bewirkt. In den zwanziger Jahren, inzwischen war die Preussag alleinige Inhaberin des Bergwerks geworden, sank die Rendite sehr schnell, notwendige Modernisierungen wurden immer wieder aufgeschoben und damit die Rentabilität weiter verschlechtert – der Abbau mit der Keilhacke gehörte damals trotz des Einsatzes von Preßluft immer noch zum Arbeitsalltag.

Der entscheidende Einschnitt in die Industriestruktur Schaumburgs erfolgte dennoch erst in den sechziger Jahren des 20. Jhs. nach der Einstellung des Bergbaues. Dessen vergleichsweise langes Überleben angesichts der beschriebenen technischen Probleme war sowohl durch die Rüstungspolitik der Nationalsozialisten als auch den verlorenen Krieg bedingt. Die enge Verbindung gewerblicher Arbeit und landwirtschaftlicher Subsistenzsicherung sowie der Heim- und Wanderarbeit löste sich seit den zwanziger Jahren langsam auf, blieb aber in Resten (Heringsfängerei, Zieglerei) bis Anfang der sechziger Jahre bestehen. Schaumburg ist dank der weiterhin günstigen Verkehrsbeziehungen und der engen Nachbarschaft zu den Ballungsgebieten um Hannover und Minden bis heute eine relativ stabile Region geblieben.⁷

In thesenhafter Zuspitzung läßt sich zusammenfassen:

1. Die Region ist auch in unserem Fall keineswegs ein durch eindeutige Kriterien abgrenzbares räumliches Gebilde. Zwar hatten staatliche Grenzen eine größere Bedeutung, aber im Verlauf einer längerfristigen Entwicklung traten sie gegenüber teilweise älteren Wirtschaftsräumen zurück, die vorwiegend an naturräumliche Voraussetzungen gebunden waren. In keinem Fall kann der Kleinstaat Schaumburg-Lippe als eine wirtschaftsräumliche Einheit gesehen werden. Dieser Befund läßt es fraglich erscheinen, ob Regionalstudien, die sich – aus forschungspraktischen Gründen durchaus nachvollziehbar – zu sehr an staatlichen Grenzen orientieren, wesentliche Elemente regionaler, d.h. räumlicher Prozesse hinreichend erfassen. Es fehlt bislang zumeist eine kritische Überprüfung der

eigenen Regionsdefinition, solange dies nicht geschieht, bleibt unser Wissen über die räumliche Wirkung sozialer und ökonomischer Prozesse unzureichend.

2. Industrialisierung stellt sich mithin in der regionalen Perspektive als ein hochkomplexes Wechselspiel zwischen historischen Voraussetzungen, natur- und verkehrsräumlichen Gegebenheiten und überregionalen Wirtschaftsbeziehungen dar. Wichtige Einschnitte in der Entwicklung fanden um 1850, 1870 sowie um 1900 statt. Die Jahrhundertmitte repräsentiert den auffälligsten Bruch in der Entwicklung, doch konnten in dieser Phase zurückgefallene Räume durchaus in den folgenden Phasen aufholen. Die Hochindustrialisierungsphase beinhaltete eine Reihe von Entwicklungsimpulsen für benachteiligte Regionen, sei es in der Bereitstellung einer angemessenen Infrastruktur (etwa Verkehrsanschluß), sei es in den Anreizen für eine spezialisierte marktorientierte Produktion. Zwar konnte die ländliche Region Schaumburg nicht mit den Wirtschaftsdaten etwa des Ruhrgebietes konkurrieren, die wirtschaftliche Basis jedoch stabilisieren und ausbauen. Dabei befand sie sich in einem permanenten Anpassungs- und Modernisierungsprozeß, in dem die spezifischen Vorteile ländlicher Industrieproduktion gezielt genutzt werden konnten. Die seit den siebziger Jahren bestehenden weltweiten Kommunikationsstrukturen erleichterten dabei den notwendigen Modernisierungsprozeß, der im Untersuchungsbeispiel anhand der Glasindustrie besonders gut belegt werden kann.

Für die Wirtschaftsgeschichte war somit nicht mehr der kleinstaatliche Rahmen relevant, sondern entscheidend waren vielmehr die ländliche Charakteristik des Produktionsstandortes, die günstige Verkehrslage und weltweite Kommunikations- und Handelsverbindungen.

- 1 R. Schulze, Region – Industrialisierung – Strukturwandel: Annäherungen an eine regionale Perspektive sozio-ökonomischen Wandels, in: ders. (Hrsg.), Industrieregionen im Umbruch. Historische Voraussetzungen und Verlaufsmuster des regionalen Strukturwandels im europäischen Vergleich, Essen 1993, S. 14-33, hier S. 28. Auf diesen Aufsatz sei allgemein hinsichtlich der neueren Literatur verwiesen.
- 2 K. H. Schneider, Schaumburg in der Industrialisierung. Teil 1: Vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Reichsgründung, Melle 1994. (Teil 2: Von der Reichsgründung bis zum Ersten Weltkrieg, erscheint voraussichtlich 1995). Auf Einzelnachweise wird im folgenden aus Platzgründen verzichtet.
- 3 Ein Begriff, den Hermann Löns nach seiner Bückeburger Zeit in der gleichnamigen Satire geprägt hat.

Karl Heinz Schneider

- 4 Absolute Werte: 36.460 Einwohner in der Grafschaft Schaumburg und 28.591 in Schaumburg-Lippe; 1905: 47.513 bzw. 44.663 Einwohner. Vgl. Schneider, Schaumburg (Anm. 2), S. 27-29.
- 5 Die Linie Minden-Hannover als Teilstrecke der Verbindung Köln-Berlin wurde am 15. Oktober 1847 eröffnet und entwickelte sich bald zu einer der wichtigsten Verkehrslinien.
- 6 J. Putsch, Vom Ende qualifizierter Heimarbeit. Entwicklung und Strukturwandel der Solinger Schneidwarenindustrie von 1914-1960, Köln 1989, bes. S. 28-66, S. 83-90.
- 7 H.-U. Jung, Wirtschaftliche Situation des Oberweserraums – Stärken und Schwächen, in: Universität in der Region am Beispiel des Oberweserraumes im Jahre 2000, Frankfurt a.M. 1992, S. 37-53.

Sächsische Bergbauregionen im Spannungsfeld zwischen wirtschaftlicher Umwandlung und Vertriebenenmigration nach dem Zweiten Weltkrieg

Will man die Geschichte der unterschiedlichsten Regionen Deutschlands für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg untersuchen, so ist auch danach zu fragen, welche Zusammenhänge zwischen der Erhaltung und Veränderung spezifischer regionaler Strukturen sowie der millionenfachen Ansiedlung von Vertriebenen hauptsächlich aus der Tschechoslowakei und den Gebieten östlich der Oder und Neiße bestanden. Der Prozeß der wohnlichen und arbeitsmäßigen Unterbringung zwangsumgesiedelter Deutscher wurde durch die regional vorhandenen Wirtschafts-, Bevölkerungs- und Sozialstrukturen des Aufnahmelandes beeinflusst. In der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands waren diese Faktoren aufgrund politischer und wirtschaftlicher Entscheidungen auf Zonen- oder Landesebene einer besonders schnellen, tiefgreifenden Wandlung unterworfen. Die Spezifika der Regionen wurden in ihren ökonomischen und demographischen Strukturen, aber darüber hinaus auch im historischen, politischen und kulturellen Selbstverständnis ihrer Bewohner in Frage gestellt. Dieser Effekt mußte durch die massenhafte Neuansiedlung überwiegend mittellose Vertriebener, die über die unterschiedlichsten beruflichen Vorerfahrungen verfügten und von der Lebensweise in anderen Regionen geprägt waren, noch verstärkt werden.

Unter dieser Problemsicht wurden Recherchen in den Aktenbeständen der Landesregierung und verschiedener Kreisverwaltungen Sachsens durchgeführt, wobei sich die Untersuchungen auf Kreise mit voneinander stark zu unterscheidenden Wirtschaftsstrukturen konzentrierten. Im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen steht der im Nordwesten Sachsens gelegene, durch Braunkohlebergbau und Brennstoffindustrie charakterisierte Kreis Borna. Der in diesem durch die skizzierten Entwicklungen hervorgerufene Veränderungsdruck soll insbesondere in Relation zu den Wandlungen im Gebiet des sächsischen Uranerzbergbaus gestellt werden. Die Ergebnisse unserer Stu-

die bezwecken die Erweiterung der bisher vor allem unter politikgeschichtlicher Sicht vorangeschrittenen Forschungen zur Vertriebenenintegration in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands.

Der nach Kriegsende vor allem in die östlichen Territorien der SBZ drängende Strom ausgewiesener Deutscher wurde im Interesse ihrer schnellen Erstversorgung mit Wohnraum, Nahrung und Beschäftigung nach folgenden Richtlinien in zeitweilige bzw. dauerhafte Zielgebiete geleitet: erstens in Gebiete (Dörfer und Kleinstädte) mit überwiegend landwirtschaftlicher Wirtschaftsstruktur und zweitens in Mittelstädte mit ausreichender Beschäftigungsmöglichkeit in Handwerk und Industrie.¹ Nach diesem Prinzip wurde, insbesondere nach Einsetzung der Sächsischen Landesverwaltung und Installierung der Sowjetischen Militäradministration in Sachsen Anfang Juli 1945, die Verteilung der in Trecks oder Eisenbahntransporten Ankommenden vollzogen. Dagegen waren die stark kriegszerstörten Großstädte Sachsens wie Leipzig, Dresden und Chemnitz zu diesem Zeitpunkt von Zuweisungen weitgehend ausgenommen.²

Die Realisierung dieses „von oben“ geplanten Ansiedlungskonzeptes brachte die Verwaltungsorgane auf den unteren administrativen Ebenen in einen schweren und andauernden Konflikt, der bestimmt war durch die Spannungen zwischen den von zentraler Stelle vorgegebenen Auflagen und den realen Möglichkeiten innerhalb des regionalen Lebensraumes. Besondere Schwierigkeiten mußten hinsichtlich der Arbeitsvermittlung und wohnlichen Unterbringung bewältigt werden. Diese Aufgaben galt es zudem in Verflechtung mit schwierigen wirtschaftlichen und verwaltungsorganisatorischen Umgestaltungen zu lösen.

Der Landkreis Borna besaß als Zentrum der Brennstoffindustrie in den unmittelbaren Nachkriegsjahren einen hohen wirtschaftlichen Stellenwert für Sachsen und die Sowjetische Besatzungszone. Die sowjetischen Militärbehörden räumten der schnellen Inangangsetzung und Produktionssteigerung im Bergbau aufgrund der schweren Kriegszerstörungen im industriellen Sektor, des Ausbleibens der bisherigen Rohstofflieferungen aus den westlichen Gebieten Deutschlands und der zunächst erfolgten Abschließung Sachsens von den Kohlenlieferungen aus Nordböhmen und Schlesien größte Priorität ein.³ Die Demontagen⁴, von denen der Kreis Borna vor allem seit 1947 in hohem Maße betroffen war, und ein gravierender Arbeitskräftemangel führten wiederum zu einer ernsthaften Gefährdung der Brennstoffversorgung. Infolgedessen wurde die ständige Zuführung qualifizierter und ein-

satzfähiger Arbeitskräfte in den Nachkriegsjahren zu einer zentralen Frage nicht nur der wirtschaftlichen und administrativen Verwaltung des Landkreises, sondern auch für die Zentralverwaltung für Brennstoffindustrie und die Sowjetische Militäradministration. Die Tatsache, daß im Kreis Borna ungefähr 41 000 Vertriebene hauptsächlich aus Schlesien, Ostpreußen und Pommern sowie aus der Tschechoslowakei, Ungarn und dem Königsberger Gebiet aufgenommen wurden, könnte vermuten lassen, daß so der hohe Arbeitskräftebedarf gedeckt werden konnte.⁵ Unsere Untersuchungen widerlegen jedoch diese Annahme und führen statt dessen zu differenzierenden Einsichten in die überaus angespannte wirtschafts- und bevölkerungspolitische sowie soziale Situation des Kreises Borna nach dem Kriegsende.

In einem Schreiben vom 15. April 1946 an den Landrat zu Borna erhob die Hauptverwaltung der Braunkohlenwerke Salzdetfurth AG, Sitz Borna, Einspruch gegen die erneute Zuführung Vertriebener in die Industriegemeinden, zu denen Bergbaubetriebe gehören. Dieser erfolgte, so begründete man, „im Interesse des Braunkohlenbergbaus und der allgemeinen Kohlenversorgung“. In den weiteren Ausführungen wurde auf die bereits eingetretene Überfüllung der Gemeinden verwiesen und auf den Fakt, daß aus den Kreisen der „Flüchtlinge“ (eine Bezeichnung, unter die man in der unmittelbaren Nachkriegszeit häufig nicht nur die aus den östlichen und westlichen Gebieten Deutschlands vor den Kriegswirren geflüchteten Menschen zählte, sondern auch die zwangsausgesiedelten Deutschen) nicht die notwendige Zahl an Arbeitskräften gewonnen werden konnte. Schließlich forderte die Hauptverwaltung, daß der vorhandene betriebliche Wohnraum ausschließlich der Belegschaft vorbehalten bleibe und bereits eingewiesene Familien, die keinerlei Verbindung zu den Werken hätten, sogar wieder umgesiedelt würden.⁶ Dieser Brief verweist auf einen grundlegenden Problemzusammenhang im Landkreis Borna: Die Aufnahme der zwangsausgesiedelten Deutschen – im April des Jahres 1946 zählte man zu den 90 074 Einwohnern des Kreises 41 131 Vertriebene⁷ – geriet immer stärker in einen Konflikt mit wirtschaftlichen Erfordernissen, die für die Entwicklung des Gebietes bestimmend waren.

Um der Situation Herr zu werden, bemühte sich die Kreisverwaltung zunächst um die zielgerichtete Vermittlung dringend benötigter Arbeitskräfte – möglichst bergbautauglicher alleinstehender Männer – aus den Vertriebenentransporten in den Bornaer Kreis.⁸ Die unter zeitlichem Druck und schwierigsten Umständen vorgenommenen Zuwei-

sungen entsprachen jedoch in den wenigsten Fällen den Anträgen des Arbeitsamtes und der Kreisverwaltung. Transporte, die nach der beruflichen Qualifikation der Personen zusammengestellt wurden, wie z.B. die im Juli 1946 zugeleiteten drei Züge mit schlesischen Bergleuten, stellten keinesfalls das Gros dar.⁹ Statt dessen waren im Durchschnitt nur ein Viertel der Zwangsausgesiedelten Männer, die überwiegende Mehrzahl dagegen Frauen mit Kindern sowie Alte, welche mit Fürsorgezahlungen zu unterstützen waren und eine bedeutende soziale Belastung für den Kreis darstellten. In diesem bergbaulich geprägten Gebiet boten sich für Frauen nur geringe Arbeitsmöglichkeiten, da der Bedarf in der Landwirtschaft schnell gedeckt und eine Heimindustrie nicht entwickelt war. Für die Betreuung der Kinder fehlten damals die entsprechenden Einrichtungen.¹⁰

Aufgrund dieser erschwerten Sachlage strebte man auf unterschiedlichsten Wegen eine Reduzierung der Zuweisungen an. Bereits im April 1946 ging man dazu über, bei der Verteilung der Vertriebenentransporte einige Städte und Gemeinden, z.B. Espenhain, Borna, Rötha und Trachenau, „aus bergbaulichen Interessen“ zu umgehen.¹¹ Der „Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler“¹² wurde der Vorschlag unterbreitet, arbeitsunfähige Vertriebene aus dem Landkreis auszusiedeln und in einem anderen unterzubringen, um für Arbeitsfähige Platz zu schaffen.¹³ Dies bewertete die „Umsiedlerabteilung“ der Sächsischen Landesverwaltung empört als „brutales und rücksichtsloses Verhalten“¹⁴, unterstützte aber das Ansinnen insofern, als die Verlegung des Wohnsitzes für Arbeitsfähige ohne Erwerbsmöglichkeit gestattet wurde. Die Städte und Gemeinden meldeten jedoch lediglich 369 Arbeitsfähige, mehrheitlich Frauen, mit ihren Familien zum Umzug.¹⁵ Der Notlage im Kreis wurde schließlich dennoch Rechnung getragen, als nach Vorsprache des Bornaer Landrates beim Sächsischen Ministerpräsidenten Rudolf Friedrichs die Zuweisung von Vertriebenen-transporten für 1946 gestoppt wurde.¹⁶

Bis 1950 wurden dem Kreis allerdings weiterhin jährlich Verpflichtungen zur Aufnahme von Vertriebenen auferlegt, die der Landrat stets zurückzuweisen bzw. zu reduzieren versuchte.¹⁷ Alle Einwände wurden seit 1947 mit der hohen Anzahl an unterzubringenden Arbeitern für die Sicherung der Produktion und beginnenden Demontagen im Kreis Borna begründet. Beispielsweise reagierte die Kreisverwaltung im März 1947 auf die erneute Ankündigung von 13 000 „Umsiedlern“ mit einem dringlichen Hinweis auf 8 737 eingestellte kreisfremde Demontagearbeiter, welche die Wohnraumkapazität des Kreises bela-

steten. Da bereits die Werkswohnungen belegt seien, müßten weitere 8000 bis 10 000 Arbeiter in Privatquartieren untergebracht werden.¹⁸ Die Kreisverwaltung bat um eine Aussetzung der „Umsiedlerzuweisungen“, bis die Demontagen beendet seien.¹⁹ Im gleichen Zeitraum wurden innerhalb kürzester Zeit geworbene und verpflichtete Arbeitskräfte sowie Heimkehrer über die Arbeitsämter anderer Kreise und Länder bzw. Provinzen in den Kreis Borna umgeleitet, wo sich die Wohnraumsituation dramatisch zuspitzte.²⁰ Von der Sowjetischen Militäradministration, welche die Arbeitskräfteelenkung befehlsmäßig steuerte, wurde Rechenschaft bei nicht termingemäßer Gestellung der geforderten Arbeiter abverlangt und außerdem Druck hinsichtlich einer zufriedenstellenden Unterbringung der Arbeiter ausgeübt.²¹

Angesichts dieser angespannten Wohnraumsituation im Kreis Borna hatten die wiederholten Proteste gegen die Zuweisungen von Vertriebenentransporten teilweise Erfolg. Nicht zuletzt ging es um die Interessen der sowjetischen Besatzungsmacht, die die Vorrangigkeit der wohnlichen Unterbringung von Arbeitern der Kohlenindustrie gegenüber der Aufnahme nicht einsetzbarer „Umsiedler“ in diesem Gebiet befehlsmäßig verankerte. Diese Richtlinie beinhaltete mitunter auch die erneute Umsiedlung der Betroffenen im kleinen Maßstab.²²

Ein im Sinne der eingangs formulierten Fragestellungen durchgeführter Vergleich mit dem Uranbergbaug Gebiet im Erzgebirge und Vogtland führte zu interessanten Aufschlüssen.²³ Seit 1946 und beschleunigt ab 1947 wurde von sowjetischer Seite der Ausbau der „Wismut“-Sowjetische Aktiengesellschaft in rasantem Tempo betrieben. Mit der Entstehung dieses eigenständigen Wirtschaftszweiges ging ein umfassender Wandlungsprozeß in der bisher kaum industriell erschlossenen Region einher.²⁴ Die Ansiedlung von Vertriebenen hatte sich hier wie im Kreis Borna den wirtschaftsstrategischen Entscheidungen und Maßnahmen unterzuordnen, die nicht zuletzt eine bemerkenswerte Arbeitskräftebewegung ins Rollen brachten. Es sind folgende Tendenzen festzustellen:

1. Wie im Bornaer Gebiet wurde eine Herausnahme von „bergbaugtauglichen“ Arbeitskräften aus dem Kreis der „Umsiedler“ angestrebt. Dies belegt beispielsweise die Anweisung der Landesregierung Sachsen vom 9. Oktober 1947 an die sächsischen Arbeitsämter, daß der Einsatz bergbaugtauglicher „Umsiedler“ zwischen 18 und 45 Jahren fast ausschließlich in den Fördergebieten des Uranerzbergbaus der Landkreise Aue, Annaberg und Marienberg zu erfolgen habe. Diese Festlegung verdeutlicht außerdem, daß eine

Konkurrenz bezüglich der Zuweisung geeigneter „Umsiedler“ unter den Bergbaugebieten, z.B. um Borna, bestand.

2. Das Aufnahmesoll an Vertriebenen wurde wie im Kreis Borna aus „bergbaulichen Interessen“ reduziert. Allerdings weisen statistische Angaben in diesem Zusammenhang auf einen bedeutenden Unterschied hin: Während im Kreis Borna bereits im April 1946 der Anteil der Zwangsumgesiedelten an der Bevölkerung trotz aller Bemühungen um eine Reduzierung der Zuweisungen auf ca. 31 Prozent angestiegen war und der Kreis zu den am dichtesten besiedelten in Sachsen gehörte, betrug der „Umsiedler“-Anteil nach dem Stand vom September 1947 in den Kreisen Annaberg 10,2 Prozent, Aue 7,7 Prozent und Marienberg 12,2 Prozent. Diese Angaben sind mit der Sonderstellung des Uranerzbergbaugebietes zu erklären. Ab Mitte 1947 wurden auf Festlegung der Besatzungsmacht die Kreise Annaberg, Aue und Marienberg sogar aus den zentral vorgegebenen Aufnahmequoten herausgenommen.
3. Aufgrund der kaum zu bewältigenden Aufgabe, Vertriebenen-transporte nach der beruflichen Qualifikation der Personen zusammenzustellen und in geeignete Gebiete zu lenken, erfolgte die Ansiedlung weitgehend entsprechend den Unterbringungsmöglichkeiten. Teilweise wurden Arbeitskräfte aus „Umsiedler“-Kreisen nach ihrer Ansiedlung in entfernten Gebieten dennoch gewonnen, indem einsatzfähige Männer arbeitsverpflichtet wurden und getrennt von ihren Familien in der Nähe der Arbeitsstätte lebten. Unter den Arbeitskräften in dieser Situation war eine hohe Fluktuation zu verzeichnen.
4. Die Priorität der Arbeitskräftezuführung und -unterbringung führte in den Bergbaukreisen zu einer erneuten Zwangsumsiedlung kleineren Maßstabs der nicht einsatzfähigen Vertriebenenfamilien. Mit der Freilenkung von Wohnraum war man bestrebt, die Lage der Arbeitskräfte, vor allem durch Familienzusammenführungen, zu verbessern.

Welche Auswirkungen die hier untersuchten Prozesse auf den sozialen Status der Umgesiedelten, ihre berufliche Entwicklung und ihre Chancen für ein langfristiges Selbstwerden hatten, kann bisher nur vage erfaßt werden. Für die Mehrzahl der Betroffenen dürfte es mehrere Jahre gedauert haben, bis sie wieder in stabilen materiellen Verhältnissen und einem festen persönlichen Beziehungsgefüge lebten. Am schwierigsten ist wohl die Frage zu beantworten, ob sie sich zu der Region, die ihnen eine neue „Heimat“ werden sollte, zu einem

späteren Zeitpunkt zugehörig fühlen konnten. Vermutlich förderten erhaltenes Land im Zuge der Bodenreform oder die Tätigkeit im erlernten traditionellen Spezialhandwerk das Seßhaftwerden der Vertriebenen. Immerhin fanden bis zum Frühjahr 1948 33,8 Prozent der 985 000 in Sachsen aufgenommenen „Umsiedler“ eine Arbeit in der Landwirtschaft, die vor allem im nord- und ostsächsischen Gebiet präsent war.²⁵ In manchen Regionen führte die Ansiedlung der Vertriebenen zur Erschließung von Erwerbs- und Produktionszweigen infolge der Verwertung örtlicher Rohstoffe und der Erweiterung vorhandener Heimarbeitsgewerke. So wurden 1945 bis 1947 beispielsweise Stroh- und Schilfflechtereien in Bautzen, Heimarbeitsstellen des Kunstgewerbes, der Holzsohlen- und Holzkeilabsätzerherstellung sowie mechanischer Handstrickarbeiten in und um Flöha sowie Kamenz, die sudetendeutsche Sparterieindustrie um Löbau sowie Döbeln und Teile der böhmischen Glasveredlungsindustrie um Olbernhau und Weißwasser angesiedelt.²⁶

Was die ökonomischen Auswirkungen betrifft, die die Ansiedlung vertriebener Deutscher in den Regionen des Braunkohle- oder Uranerzbergbaus hervorbrachte, kann zunächst festgehalten werden, daß die überwiegend rein zahlenmäßig vorgenommene Vertriebenenzuweisung entsprechend dem vorhandenen Wohnraum die Dislokation der benötigten Fachkräfte ausweitete. Die bereits vorhandenen Disproportionen zwischen dem Arbeitskräfteangebot und dem Bedarf an Fachkräften verstärkten sich für den Zeitraum der wirtschaftlichen Umgestaltungs- oder Aufbauphase. Die enorme Belastung der Wohnraumkapazitäten behinderte die wirtschaftlichen Veränderungen und beeinträchtigte das allgemeine Lebensniveau. Der massenhafte Zuzug von Fremden – Vertriebenen wie Zwangsverpflichteten und freiwilligen Arbeitskräften – brach die ehemaligen Bevölkerungsstrukturen auf. Im Verlaufe dieser komplexen Wandlungen, die jedoch im „Wismut“-Gebiet von stärkerem Ausmaß und größerer Dauerhaftigkeit als im Kreis Borna waren, gestalteten sich die Regionen in ihren Strukturen und in ihrem Selbstverständnis neu.

Hier wurden vor allem regionale Entwicklungstrends innerhalb einer tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbruchphase aufgezeigt. Wie sich diese Tendenzen innerhalb einer Region dauerhaft auswirkten, kann noch nicht abschließend beantwortet werden. Eindeutig lassen sich mit dem Seßhaftwerden der „Umsiedler“ veränderte Bevölkerungszahlen konstatieren. Untersuchungen zur Bedeutung der Vertriebenenmigration für die langfristigen Veränderungen in der sozia-

len und wirtschaftlichen Struktur und nicht zuletzt für die kulturelle Prägung der Region bereiten Schwierigkeiten: Mit Beginn der fünfziger Jahre fanden Probleme der „Umsiedler“ in den Statistiken und Berichten der DDR-Behörden immer weniger Beachtung, da man die „erfolgreiche Integration“ der Vertriebenen für abgeschlossen erklärte. Somit lassen sich nur indirekte Aussagen über deren Situation aus der neueren sozial- und wirtschaftshistorischen Forschung zur DDR gewinnen, die jedoch durch umfangreiche Befragungen der Betroffenen eine ergiebige Bereicherung erfahren könnten.

- 1 J. Hoffmann/M. Wille/W. Meinicke, Flüchtlinge und Vertriebene im Spannungsfeld der SBZ-Nachkriegspolitik, in: Sie hatten alles verloren. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands, hrsg. von J. Hoffmann/M. Wille/W. Meinicke, Wiesbaden 1993, S. 14.
- 2 S. Bethke, Der Weg der Deutschen aus der Tschechoslowakei in die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands (1945/46), in: Die Sudetendeutschen in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Ankunft, Aufnahme und erste Integrationsversuche, hrsg. von M. Wille, Magdeburg 1993, S. 9.
- 3 M. Jahn/K. Altmann, Zur Ankunft und sozialen Eingliederung vertriebener Sudetendeutscher in Sachsen 1945–1947, in: Literatur-Spiegel, Wissenschaftliches Informations- und Diskussionsforum, 1994, Nr. 34, S. 55.
- 4 Siehe auch R. Karlsch, Allein bezahlt? Die Reparationsleistungen der SBZ/DDR 1945–53, Berlin 1993, S. 57ff.
- 5 Zum Arbeitskräftebedarf in der SBZ bzw. in Sachsen: ebenda, S. 35ff.; W. Zank, Wirtschaft und Arbeit in Ostdeutschland 1945–49. Probleme des Wiederaufbaus in der SBZ Deutschlands, München 1987, S. 30ff.
- 6 Sächsisches Staatsarchiv Leipzig (StAL), Kreistag/Kreisverwaltung (KT/KV) Borna 1577.
- 7 StAL, KT/KV Borna 925.
- 8 StAL, KT/KV Borna 925.
- 9 StAL, KT/KV Borna 910.
- 10 StAL, KT/KV Borna 910, 1577, 1569; Kreis-IHK Nordwestsachsens 3074.
- 11 StAL, KT/KV Borna 1577.
- 12 Die Zentralverwaltung wurde im September 1945 gegründet. In ihrer ersten Rundverfügung vom 27.09.1945 bestimmte sie als Ziel ihrer Tätigkeit die „Umsiedlung aller Menschen, die aus den polnischen und tschechischen Gebieten eingewandert sind und (...) die noch übernommen werden müssen“. Es wurde angewiesen, daß anstelle der Bezeichnungen „Flüchtlinge“ oder „Ausgewiesene“ der Begriff „Umsiedler“ zu verwenden ist. Siehe Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden (Sächs. HStA), Landesregierung Sachsen (LRS), Ministerium des Innern (MdI), 2190. – Diese in Übereinstimmung mit der Sowjetischen Besatzungsmacht vorgegebene Sprachreglementierung entsprach der offiziell verbreiteten These eines „geordneten und humanen Transfers“ der Deutschen aus den polnisch verwalteten Gebieten östlich der Oder und Neiße sowie aus der Tschechoslowakei, der mit der Kriegsschuld des gesamten deutschen Vol-

Sächsische Bergbauregionen

kes und der Pflicht zur Wiedergutmachung begründet wurde. Später prägte man den Begriff „Neubürger“, um die Gleichstellung der Neuangesiedelten gegenüber den Alt-ingesessenen zu dokumentieren. Die wirklichen Hintergründe und der tatsächliche Verlauf der „Umsiedlung“ sind vielfach belegt und veranlassen die Autoren zur Verwendung der Begriffe „Vertreibung“ bzw. „Austreibung“, „Zwangsaussiedlung“ oder „Zwangsumsiedlung“.

- 13 StAL, KT/KV Borna 1567, 1569.
- 14 StAL, KT/KV Borna 1567.
- 15 StAL, KT/KV Borna 1569.
- 16 StAL, KT/KV Borna 1567.
- 17 StAL, KT/KV Borna 1533, 1567, 1577.
- 18 StAL, KT/KV Borna 1533.
- 19 StAL, KT/KV Borna 1533.
- 20 Sächs. HStA, LRS, Ministerium für Arbeit und Sozialfürsorge (MfAS), 303, 310.
- 21 Sächs. HStA, LRS, MfAS, 310
- 22 StAL, KT/KV Borna 1541.
- 23 Auf der Grundlage von: Sächs. HStA, LRS, MfAS, 415; M. Kaden, „Wismut – die wilde Zeit“, Annaberg 1994.
- 24 W. Bramke/G. Dittrich/U. Heß/J. Reinhold, Sachsens Wirtschaft im Wechsel politischer Systeme im 20. Jahrhundert, Leipzig 1992, S. 22f.
- 25 R. Just, Die Integration der Umsiedler im Land Sachsen, in: Sächsische Heimatblätter, 35 (1989) 4, S. 159ff.
- 26 Sächs. HStA, LRS, Mdl, 2210.

Die Geschichte zweier Leipziger Stadtteile um die Jahrhundertwende

Die in der ersten Hälfte des 19. Jhs. in Sachsen einsetzende industrielle Revolution¹ führte zu einem Prozeß der Verstädterung, in dessen Verlauf die drei Großstädte – Dresden, Chemnitz und Leipzig – um ein Vielfaches an Bewohnern und Grundfläche wuchsen.² Damit wurde der Übergang von der Kultur- zur Industrielandschaft, wie sie Siefert in seinem Beitrag beschreibt, eingeleitet. Die städtischen Siedlungen verloren rasch ihre feste Abgrenzung zum Umland. Dörfliche Siedlungen in Stadtnähe wurden vielfach zum Expansionsgebiet der Städte. In Leipzig vollzog sich eine erste Welle der Eingemeindungen zwischen 1889 und 1892. In diesen Jahren wurden vor allem die östlich der Stadt gelegenen Vororte in das Stadtgebiet einbezogen.³ Diese ehemaligen Dörfer, die mit einigen Ausnahmen auf eine mehrere Jahrhunderte umfassende Geschichte zurückblicken konnten, verloren rasch ihren Agrarcharakter und wurden zum Auffangbecken für hinzugewanderte Arbeitskräfte. So wuchs beispielsweise die Einwohnerzahl von Reudnitz von 8000 (1867) auf 28 000 (1891) Einwohner.⁴ Diese häufig als Industriedörfer bezeichneten Gemeinden unterschieden sich aber von denen des Leipziger Westens dadurch, daß hier in weit geringerem Maße als dort neben der Ansiedlung der Arbeiterbevölkerung Neugründungen von Fabriken erfolgten. Zwischen diesen Industriedörfern und der Altstadt bestand ein „Leerraum“, der bald durch die neugegründeten Gemeinden Neureudnitz, Neuschönefeld, Neustadt und Thonberg ausgefüllt wurde.⁵ Diese bildeten das Verbindungsglied zwischen Alt- und Neustadt.

Neustadt und Neuschönefeld sind „Kinder des alten Mutterdorfes“ Schönefeld und entstanden auf dem Grundeigentum des Rittergutes Schönefeld. Bedingt durch den Bau bzw. durch die Verlagerung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn und das rasante Bevölkerungswachstum (1891 hatte Neuschönefeld 6131 und Neustadt 7656 Einwohner)⁶ kam es zu ihrer Segregation. Während Neuschönefeld bereits 1845 die Selbständigkeit erlangte, gelang dies Neustadt erst 1881. Beide wurden

nur wenig später, im Jahre 1890, zur Stadt Leipzig eingemeindet.

Waren dies – zum Zeitpunkt der Eingemeindung – nun lediglich „unselbständige Gebilde“ oder aber „selbständige Gemeinwesen“? Anders gefragt, entstanden hier eigenständige Einheiten, die dann unterhalb der urbanen Ebene fortexistierten?⁷ Damit soll im folgenden der grundsätzlichen Frage nachgegangen werden, welche Bedeutung „Stadt-Teile“ für eine Stadt besitzen. Stadtteile wie zum Beispiel Kreuzberg oder Schwabing stehen fast synonym für die Stadt, deren Bestandteil sie sind. Ähnliches konstatiert Briesen in seinem Beitrag auf der Ebene der Bundesländer für Nordrhein-Westfalen. Dort stellt er fest, daß Nordrhein-Westfalen „von außen“ oftmals mit dem Ruhrgebiet identifiziert wird und beschreibt damit eine landläufige, vermeintlich typische Merkmale erfassende Sichtweise, die freilich die vorhandene Vielfalt negiert. Letztlich reduziert diese Sichtweise Nordrhein-Westfalen auf nur eine Komponente des Bundeslandes. Angesichts der landschaftlichen Vielfalt (z.B. Rheinland, Münsterland) stellt sich aber die Frage, inwieweit Nordrhein-Westfalen wirklich durch den Topos „Ruhrgebiet“ repräsentiert wird. Mit der Repräsentation einer Stadt durch einen einzelnen Stadtteil verhält es sich ähnlich. Als der typische Leipziger Stadtteil gelten sowohl für Einheimische als auch für Fremde Plagwitz oder, bedingt durch die Messe, die Innenstadt. Daneben erhielten zumindest für Einheimische das „Waldstraßen-Viertel“ und der Leipziger Osten eine vergleichbare Bedeutung, die auch den zahlreichen Publikationen über diese „Stadt-Teile“ zu verdanken ist. Doch widerspiegelt sich hier wirklich das, was die Stadt Leipzig ausmacht oder wird nicht eine Vielzahl von Charakteristika Leipzigs ausgeblendet? Kann es überhaupt einen repräsentativen Stadtteil geben? Berlin ist nicht nur Kreuzberg, München nicht nur Schwabing, und Leipzig kann nicht nur auf Plagwitz reduziert werden. Daher stehen im Mittelpunkt der folgenden Betrachtung zwei untypische (oder vielleicht doch typische?) Leipziger Stadtviertel.

Neustadt und Neuschönefeld hoben sich von Plagwitz, Eutritzsch und anderen Stadtteilen durch die Anzahl und die Größe der Fabriken und Gewerbebetriebe ab. Neuschönefeld hatte 1925 lediglich 70 Betriebe, von denen 42 nicht mehr als bis zu vier Arbeiter beschäftigten und 34 ohne Motorenkraft produzierten. In Neustadt ergab dieselbe Zählung 115 Betriebe, von denen 69 bis zu vier Arbeiter hatten und 53 ohne Motorenkraft produzierten. Beide Stadtteile⁸ waren fast ausschließliche Wohngegenden ohne verschmutzende und lärmende Industrie.⁹

In bezug auf die Wohnsituation unterschieden sie sich von anderen Leipziger Stadtteilen kaum. Es dominierten kleine Wohnungen, die selten mehr als eine Stube, zwei Kammern und eine Küche hatten. 90 Prozent der Neuschönefelder Wohnungen waren 1890 Ein- und Zweiraumwohnungen, die fast alle mit Küche und mindestens einem heizbaren Zimmer ausgestattet waren. Auf eine Wohnung kamen durchschnittlich 4,23 Personen. Dieser Durchschnitt sank bis zur Jahrhundertwende auf 3,98 Personen und bis 1926 auf 3,55 Personen. Ähnlich verhielt es sich in Neustadt. Hier sank die durchschnittliche Bewohnerzahl von 4,48 (1890) über 4,35 (1900) auf 3,57 (1926). Im gleichen Zeitraum stieg die Zahl der Haushalte kontinuierlich an, auch als die Bevölkerungszahl schon wieder stagnierte bzw. sogar abnahm. Hier widerspiegeln sich zwei entscheidende Tendenzen der Zwischenkriegszeit: Einerseits führte die Wohnungsnot dazu, daß nicht mehr nur Einzelpersonen, sondern ganze Familien zur Untermiete wohnten; andererseits entstanden kleinere, oft nur aus einer Person bestehende Haushalte.¹⁰

Hinsichtlich der sanitären Ausstattung hob sich Neustadt deutlich von Neuschönefeld und anderen Stadtteilen ab. Bereits 1911 verfügten 171 von 3344 Wohnungen über ein Bad; in 1427 Wohnungen befand sich eine Toilette, für nur 127 Wohnungen war sie außerhalb des Hauses. Anders sah es in Neuschönefeld aus, wo 1911 von 1729 Wohnungen nur 28 über eine Toilette direkt in der Wohnung verfügten. Für 1022 Wohnungen befanden sich die Toiletten außerhalb des Hauses. Nur 32 Wohnungen verfügten über ein Bad.¹¹ In beiden untersuchten Stadtteilen kamen im Gegensatz zu anderen kaum Aftermieter oder Schlafburschen vor. Nur sechs Prozent der Neuschönefelder und sieben Prozent der Neustädter verfügten im Jahre 1890 nicht über einen eigenen Haushalt. In beiden Stadtteilen sank deren Anteil relativ bis zur Jahrhundertwende. Während die Zahl der Aftermieter abnahm, stieg die Zahl der Schlafleute an. Im Vergleich zu anderen Stadtgemeinden des Leipziger Ostens rangierte Neustadt in Bezug auf den Anteil der Schlafleute an der Gesamtbevölkerung im Jahre 1900 an vierter und Neuschönefeld erst an sechster Stelle.¹² Der Leipziger Osten nahm nach der Altstadt in Bezug auf die Zahl der Haushalte, die Untermieter aufnahmen, den zweiten Platz ein. 1895 wiesen 24 481 Haushaltungen 5622 (=23 Prozent) Untermieter (Zimmermieter und Schlafleute) auf. Im selben Jahr zählte Leipzig insgesamt 28 901 Untermieter, so daß jeder dritte Haushalt ein Zimmer oder auch nur eine Schlafstelle vermietete. Der Anteil der Untermieter sank bis 1910 um etwa

zehn Prozent. In jenem Jahr überließen nur noch 23 Prozent aller Haushaltungen ein Zimmer oder eine Schlafstelle an Fremde. Die Untervermietungen konzentrierten sich auf Alt-Leipzig und den Leipziger Osten. Während in der inneren Südvorstadt und der Südostvorstadt vor allem Zimmermieter (Studenten und Kaufleute) zu finden waren, dominierten im Leipziger Osten die Schlafstelleninhaber. In Reudnitz nahmen 3016 Wohnungen (=24 Prozent) Untermieter auf.¹³

Eine Untersuchung der sozialen Zusammensetzung¹⁴ der Neuschönefelder und Neustädter Wohnbevölkerung ergab folgendes Bild: Neuschönefeld wies in beiden Stichjahren weniger als 50 Prozent der Adreßbucheinträge als gelernte und ungelernete Arbeiter aus. Dem standen etwa 30 Prozent Angehörige des alten und neuen Mittelstandes und eine nicht geringe Zahl an Fabrikbesitzern, Kaufleuten und Akademikern (1890: 16 Prozent, 1912: 15 Prozent) gegenüber. Neustadt wies in beiden Stichjahren ca. 40 Prozent der Adreßbucheinträge als gelernte oder ungelernete Arbeiter aus. Ca. 38 Prozent waren Angehörige des alten und neuen Mittelstandes. Die Zahl der Fabrik- und Gewerbebesitzer lag hier 1890 bei 14 Prozent und stieg bis 1912 auf etwa 20 Prozent. In dem in der Literatur bisher als Arbeiterviertel¹⁵ geltenden Neuschönefeld betrug der Arbeiteranteil an der Wohnbevölkerung weniger als 50 Prozent. In dem bisher als Wohnviertel wohlhabender Schichten geltenden Neustadt wurde dagegen ein unerwartet hoher Arbeiteranteil festgestellt. Von der Dominanz *einer* sozialen Schicht kann weder in Neustadt noch in Neuschönefeld gesprochen werden. Die Untersuchung deutet auf eine soziale Durchmischung der Wohnbevölkerung in den einzelnen Stadtteilen hin. Daraus resultiert die Frage, ob diese Durchmischung eher die Ausnahme oder vielmehr die Regel in den einzelnen Leipziger Stadtteilen war. Aus arbeitstechnischen Gründen mußte die Untersuchung auf kleinräumige Stadtteile beschränkt bleiben. Ich bin mir daher bewußt, daß der Aussagewert des vorliegenden Materials noch nicht Repräsentativität beanspruchen kann, sondern vielmehr zu weiteren Untersuchungen anregen soll. Dazu sollten vor allem die als klassische Arbeiterviertel geltenden Stadtteile – Plagwitz und Lindenau – hinsichtlich der sozialen Zusammensetzung ihrer Wohnbevölkerung analysiert werden. Wenn auch die Folgerungen noch den Charakter von Hypothesen tragen, so scheint doch einiges darauf hinzudeuten, daß Neustadt und Neuschönefeld hinsichtlich der sozialen Durchmischung keine Ausnahme darstellten. Während in den anderen deutschen Großstädten die verschiedenen sozialen Schichten räumlich voneinander getrennt wohnten, scheint sich in

Leipzig eine soziale Durchmischung ergeben zu haben. Soziale Durchmischung meint hier, daß es in der Stadt nicht zur Herausbildung von „Arbeitervierteln“ einerseits und Wohngegenden, in denen bevorzugt wohlhabende Familien lebten, andererseits kam, sondern daß Angehörige verschiedener sozialer Schichten in derselben Straße ebenso wie im selben Haus wohnten. So schrieb A. Heimburger, daß die mittleren Etagen der Neustädter Wohnhäuser die Wohnungen Wohlhabender beherbergten, während die oberen Etagen Arbeitern vorbehalten blieben.¹⁶

Der Prozeß der Durchmischung der Wohnbevölkerung wurde nicht bewußt – im Sinne planerischer Vorgaben – gesteuert. Ein Generalbebauungsplan existiert erst seit 1929.¹⁷ Dennoch scheinen die Ideen Hasses, der empfahl, „die Anlage ganzer großer Armenviertel ... zu vermeiden und lieber derartige Blocks zwischen andere normale einzustreuen“,¹⁸ von seinen Zeitgenossen reflektiert worden zu sein. Herrmann Julius Meyer legte jedenfalls im Statut seiner „Stiftung für Erbauung billiger Wohnungen“ fest, daß die Häuserquartiere der Stiftung in allen Stadtteilen entstehen sollten. Überall dort, wo sich Betriebe befanden und demzufolge eine Ballung von Arbeitern erwartet werden konnte, sollten die Stiftungshäuser erstehen.¹⁹ Damit wurde letztlich eine soziale Durchmischung der städtischen Bevölkerung gefördert. Ob dies aber die treibende Intention Meyers für seine Bestimmung war, kann nicht zweifelsfrei bewiesen werden. Dasselbe Prinzip verfolgte der Bauverein zur Beschaffung preiswerter Wohnungen in Leipzig, der seit seiner Gründung 1898 in fast allen Stadtteilen preiswerte Wohnungen vor allem für Arbeiter errichtete.

Die Debatte über soziale Segregation in den deutschen Großstädten in den neunziger Jahren des 19. Jhs. war ein wesentlicher Bestandteil der Überlegungen zur Stadtentwicklung, innerhalb derer – so jedenfalls Reulecke – auch darüber entschieden wurde, „ob soziale Segregation bei der Wohnviertelplanung bejaht und rational gesteuert oder verhindert werden solle“.²⁰ Während in Berlin Hobrecht und Baumeister um die räumliche Trennung der Arbeiter von den mittleren und oberen sozialen Schichten stritten, wandten sich Stübben in Wien und Hasse in Leipzig vehement gegen eine Segregation der verschiedenen sozialen Schichten.

Hobrecht, der das innerstädtische Berliner Mietshaus, in dem Angehörige verschiedener Klassen und Schichten miteinander leben sollten, konzipiert hatte, hoffte durch diese „soziale Durchmischung“ soziale Konflikte zu vermeiden. Sein Gegner Baumeister lehnte diese

soziale Integration ab, gerade weil er befürchtete, daß durch das Zusammenleben von Angehörigen verschiedener sozialer Schichten „sozialer Neid“ entstehen könnte und damit Konflikte herausgefordert würden. Anstelle sozialer Durchmischung forderte er die Zuordnung der Bevölkerung nach funktionalen Kriterien zu einem bestimmten Stadtteil.²¹

Die Existenz einer sehr großen Zahl von Gewerbebetrieben scheint eine wichtige Voraussetzung für die soziale Durchmischung zu sein. 1925 wurden in Leipzig insgesamt 9858 Betriebe gezählt. Von diesen beschäftigten 3492 – also gut ein Drittel aller Betriebe – nur bis zu vier Arbeitskräfte.²² Bedingt durch diese Dominanz von Klein- und Kleinst-Betrieben entstand eine Unternehmerschicht, die es sich nicht leisten konnte, in prunkvollen Villen zu wohnen. Diese „Unternehmer“ besaßen meist ein städtisches Haus, das ihnen über die Mieteinnahmen als zusätzliche Einnahmequelle diente.

Eine weitere Beobachtung soll hier noch Erwähnung finden. Im Gefolge der Industrialisierung stieg der Anteil der gelernten und ungelerten Arbeiter in Schönefeld, das genauso wie Neuschönefeld bisher als Arbeiterviertel galt, zeitweilig auf über 50 Prozent. Im Jahre 1890 erreichte er ca. 57 Prozent. Bis 1915 glich sich dieses „soziale Ungleichgewicht“ wieder aus. Für das Jahr 1915 ergab die Auszählung je ca. 42 Prozent für die ungelerten/gelernten Arbeiter und die Angehörigen des alten und neuen Mittelstandes sowie ca. 13 Prozent für die Fabrik- und Gewerbeinhaber, Kaufleute und Akademiker. Die soziale Durchmischung schien hier zeitweilig völlig „umzukippen“. Schönefeld tendierte zu einem „Arbeiterviertel“. Bedingt durch den Bau eines großen Postbahnhofes in der Rohrteichstraße erfolgte nach der Jahrhundertwende in großer Zahl die Ansiedlung vor allem von Postbeamten, die ich mit Bramke dem neuen Mittelstand zuordne. Dadurch wurde ein „soziales Gleichgewicht“ allmählich wieder hergestellt.

Die Zuordnung der Angestellten und Beamten zu den Mittelschichten ist nicht unumstritten.²³ Für meine Untersuchung habe ich mich jedoch dazu entschlossen. Die Beamten und Angestellten unterschieden sich hinsichtlich ihres Einkommens und Lebensstandards zwar kaum von den Arbeitern, hoben sich aber von diesen durch die Art ihrer Tätigkeit (geistige Arbeit) und durch die Ausbildung eines Sonderbewußtseins ab. „Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts war ... der Unterschied zwischen der Arbeit in den Kontoren und in den Produktionswerkstätten (anders ausgedrückt: zwischen geistiger und körper-

licher Arbeit) im Vergleich zu später erheblich, was im Bewußtsein der Arbeiter und der Angestellten die Unterschiede zwischen ihnen größer als die Gemeinsamkeiten erscheinen ließ.²⁴ Bei der Schichtengliederung der Wohnbevölkerung bin ich von der Annahme ausgegangen, daß die Ausbildung eines Sonderbewußtseins auch der niederen Angestellten und Beamten, die keine geistige Tätigkeit ausübten, einen Absonderungsprozeß einleitete.

Die städtische Entwicklung Leipzigs im 19. und 20. Jh. scheint sich von anderen vergleichbaren deutschen Städten unterschieden zu haben. Es hat den Anschein, als ob hier keine sozial homogenen Wohnviertel, wie dies in der Literatur für Köln, Berlin und Hamburg festgestellt wurde, entstanden. Dort habe sich – so die einmütige Feststellung verschiedener Autoren – eine Ghettoisierung und räumliche Separation der verschiedenen sozialen Schichten herausgebildet.²⁵ So ist bei Illner zu lesen, daß sich vom Beginn der Kölner Neustadterweiterung verschiedene Viertel mit sozial relativ homogenen Bevölkerungsgruppen herauskristallisierten.²⁶ Schwippe konstatiert dasselbe für Berlin. Die südwestlich der Innenstadt gelegenen Stadtviertel – Dorotheenstadt, Friedrichstadt, Friedrichswerder – waren eindeutig Wohnquartiere höherer sozialer Schichten, während der Norden und der Osten/Südosten Wohnviertel der unteren bis mittleren sozialen Schichten beherbergte. Darunter waren Moabit, Wedding und die Tempelhofer und Schöneberger Vorstadt die Viertel mit dem geringsten Rang.²⁷

Aus dem bisher Dargestellten ergibt sich letztlich die Frage, ob diese für Leipzig spezifische Entwicklung einer sozialen Durchmischung Auswirkungen hatte. Um diese Frage zu beantworten, soll Johns Untersuchung der sozialräumlichen Verteilung in Wien herangezogen werden. Ähnlich wie Leipzig war die Donaumetropole – allerdings um die Mitte des 19. Jhs. – eine Stadt mit relativer sozialer Durchmischung. In den fünfziger und sechziger Jahren entstand dann infolge fortwährender Segregation eine zonale Verteilung der Bevölkerung nach ihrem sozialen Status. Gegen Ende des Jahrhunderts gab es in der österreichischen Hauptstadt neben sozial relativ homogenen auch einige sozial durchmischte Wohnbezirke. Die gesamte Unterschichtenbevölkerung lebte nicht in eigenen sozial homogenen Wohnvierteln (Segregation), sondern war über die ganze Stadt verteilt (Integration). Für letzteres stellte John fest: „Das Verhältnis zwischen den verschiedenen Schichten war so geartet, daß es gutnachbarliche und solidarische Beziehungen kaum zuließ. Entweder war das Ver-

hältnis gespannt, konfliktgeladen, oder respektvoll-devot, aber nie herzlich, sondern immer distanziert.“²⁸ Planer und Politiker entwickelten bewußt integrationistische Nachbarschaftskonzepte, um eine Radikalisierung der Unterschichten abzuwenden. „Der bekannte deutsche Architekt und Städtebautheoretiker Joseph Stübben, der ebenfalls den Entwurf eines Generalregulierungsplanes vorlegte, vertrat die Ansicht, daß die Absonderung der Arbeiterfamilien von der wohlhabenden Bürgerschicht keineswegs erwünscht sei. Arbeiterfamilien und Bürgertum sollten in einem Quartier leben, die Nähe zur Bourgeoisie könnte den Arbeiterfamilien weitere Einkommen ermöglichen – durch die Arbeit der Frauen und Kinder als Dienstboten der Wohlhabenden, womit andererseits das Bürgertum von der Nachbarschaft mit den Arbeitern profitieren könnte. Der Effekt des Zusammenwohnens würde die ‘soziale Beruhigung’ sein.“²⁹

Ob nun integrative oder segregierende Konzepte eine Radikalisierung der Arbeiterschaft beförderten, war in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts nicht weniger umstritten als heute. Johns Schlußfolgerungen diesbezüglich widersprechen meines Erachtens seiner Beschreibung der Wohnverhältnisse. Zu überdenken wäre, ob die extremen Varianten der Beziehungen sich ausschließen oder vielleicht zeitlich versetzt aufeinander folgen. Könnte sich nicht die Wahrnehmung dieser sozialen Kontakte über einen längeren Zeitraum verändern? Dies wäre eine Erklärung dafür, daß ein sozial durchmischtes Wohnen nicht zwangsläufig zum „sozialen Unfrieden“ führen muß.

Die beiden von John dargestellten Beziehungsvarianten ermöglichen zwei Interpretationsmodelle. John entschied sich aber nur für das eine, demzufolge die Integration der Arbeiter zu einem sozialen Frieden führte, da diese durch das Zusammenwohnen mit Angehörigen anderer Schichten im selben Haus an deren Normen und Wertvorstellungen herangeführt würden. Eine solche Angleichung setzt aber eine beiderseitige Kommunikationsbereitschaft voraus. Glaubt man der Beschreibung Heimbürgers, so gab es diese zumindest in den Neustädter Wohnhäusern gerade nicht. „Daß jemand aus dem vierten Stockwerk zu Bewohnern oder deren Kindern aus den anderen Etagen engere Beziehungen hatte, war eine seltene Ausnahme.“ Während zwischen den Arbeiterfamilien, die in der Regel die vierte Etage bewohnten, ein freundschaftliches Verhältnis bestand, gab es fast keine Kontakte zu Bewohnern der ersten bis dritten Etage, die zumeist von Angehörigen des Mittelstandes bewohnt wurden. „Die Leute des vierten Stockwerks blieben ein Fremdkörper in diesem Haus.“³⁰ Daher meine

ich im Gegensatz zu John, daß die konfliktgeladene Atmosphäre auch zu einer Solidarisierung der Unterschichten und schließlich zur Gegenwehr führen könnte. Eine solche Atmosphäre befördert die Herausbildung von gegenseitigen Feindbildern – hie reicher Kaufmann, dort fauler Prolet.

Dieses angespannte Verhältnis im alltäglichen Wohnen zwischen Angehörigen verschiedener sozialer Schichten könnte neben anderen Faktoren einen nicht unwichtigen Beitrag zur Radikalisierung der Leipziger Arbeiterschaft geleistet haben. Diese Radikalisierung setzte in den achtziger Jahren des 19. Jhs. ein und führte zu einer scharfen Abgrenzung zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum. Zwischen diesen beiden Lagern bestand eine tiefe Kluft, die schier unüberwindlich schien. Die Radikalisierung wurde in die Gewerkschaften und in die Partei eingebracht und kultiviert. Die Leipziger Gewerkschaften blieben bis in das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts dem alten Klassenkampfdenken, das eine Kooperation mit den Unternehmern ausschloß, verhaftet. So wurde zum Beispiel die Leipziger Buchdrucker-Gewerkschaft 1896, weil sie einen Tarifvertrag abgeschlossen hatte, aus dem Gewerkschaftskartell ausgeschlossen. Als es 1917 zur Spaltung der Sozialdemokratie kam, ging fast die gesamte Leipziger SPD-Organisation in die Unabhängige Sozialdemokratie über.

Diese durch den Sachsenkonflikt endgültig konservierte linke Oppositionshaltung gilt als nicht erklärbares Phänomen. Bisherige Erklärungsansätze – etwa von Boll und Ritter – erweisen sich als nicht tragfähig. Die von Boll anhand des Vergleiches von Braunschweig und Hannover gewonnenen Ergebnisse sind auf Leipzig nicht nur nicht übertragbar, sondern werden auch durch die ökonomischen Strukturen der Stadt widerlegt. Denn ähnlich wie Hannover verfügte Leipzig neben einer Vielzahl von Gewerbebetrieben über eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Großbetrieben (1927: 18 Betriebe mit über 1000 Beschäftigten).³¹ Zu bedenken ist aber seine These, daß der Gegensatz von ökonomischer und politischer Gleichberechtigung zu Radikalität führe. G. A. Ritter sieht im restriktiven sächsischen Landtagswahlrecht die alleinige Ursache für die Linksentwicklung, die Differenzierungen innerhalb der sächsischen Sozialdemokratie werden dabei allerdings völlig negiert.³² In der notwendigen multikausalen Erklärung wird aber das Wahlrecht nur ein Faktor neben anderen sein können. Das Erklärungsmodell Rudolphs scheint auf der politikgeschichtlichen Ebene dem Kern der Dinge am nächsten zu kommen. Neben dem restriktiven Wahlrecht führt er als weitere Gründe das sächsische Ver-

eingesetzt und die numerische Stärke der sächsischen Sozialdemokratie an, die vor dem Ersten Weltkrieg die Mehrheit der Wähler hinter sich wußte, aufgrund des Verfassungssystems aber noch keine Regierungsverantwortung übernehmen konnte. Diese Stärke verhinderte eine Theoriediskussion in der sächsischen SPD und damit das Eindringen revisionistischen Gedankengutes in die Partei.³³

In der bisherigen Darstellung wurden die Charakteristika der beiden Stadtteile ebenso herausgearbeitet wie die Gemeinsamkeiten, die Neustadt und Neuschönefeld mit den anderen Leipziger Stadtteilen verbinden. Dabei zeigte sich, daß sich diese beiden Stadtteile durch „harte“ Merkmale von anderen unterschieden. Daher liegt die eingangs gestellte Frage nahe, ob hier vor der Eingemeindung Strukturen entstanden, die dann nach 1890 unterhalb der urbanen Ebene erhalten blieben. Gibt es also so etwas wie suburbane Regionen oder Regionalität?³⁴ Dabei verstehe ich in Anschluß an Briesen Regionalität als ein ideelles Konstrukt, das allerdings an reale Gegebenheiten anknüpft. Briesen meint, daß sich ein Regionalbewußtsein kaum aufgrund „harter“ Unterschiede konstituiert. Es ist vielmehr eine endogene Artikulation realer Bedürfnisse der Betroffenen oder eine Selbstthematisierung und -definition von regionalen Eliten.³⁵

Eine hohe innerstädtische Mobilität, die sich zum einen im häufigen Wechsel der Wohnung und der Arbeitsstelle und zum anderen in der Mitgliederstruktur kultureller Vereine niederschlug, scheint eine engere Bindung des Menschen an eine bestimmte „Wohngegend“ behindert zu haben. So wohnten nur acht von 31 Mitgliedern (Stand 1897) der Neuschönefelder Athletenriege Eichenkranz im namensgebenden Stadtteil. 23 Mitglieder kamen aus den umliegenden Stadtteilen: Neustadt, Reudnitz, Volkmarsdorf und Sellerhausen.³⁶ Diese vermutlich geringe Bindung an den Wohnort wurde offensichtlich von einigen Zeitgenossen erkannt. Gerade in dem Jahr, in dem Neuschönefeld nach Leipzig eingemeindet wurde, verfaßte dessen ehemaliger Gemeindevorsteher Moritz Weißbach eine Ortschronik, in der er die – kaum 45jährige(!) – Ortsgeschichte bis zur Eingemeindung darstellte.³⁷ In der Nachkriegszeit knüpfte die Neuschönefelder Sozialdemokratie hier an und veröffentlichte eine Chronik ihrer Ortsorganisation.³⁸ Damit versuchten meines Erachtens Vertreter einer „regionalen Elite“ den Bewohnern ein Identifikationsangebot zu machen. Ähnliche Chroniken entstanden im gleichen zeitlichen Rahmen für Reudnitz, Plagwitz und andere Stadtteile. Die entscheidende Frage, ob dieses Angebot von den Bewohnern angenommen wurde, muß letztlich jedoch offen gelassen werden.

- 1 Zur industriellen Revolution in Sachsen vgl. W. Bramke, Die Industrieregion Sachsen. Ihre Herausbildung und Entwicklung bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, in: Industrieregionen im Umbruch. Historische Voraussetzungen und Verlaufsmuster des regionalen Strukturwandels im europäischen Vergleich, hrsg. von R. Schulze, Essen 1993, S. 291-317.
- 2 In Dresden stieg die Bevölkerungszahl von 66 133 (1834) auf 324 341 (1895), in Leipzig von 44 806 (1834) auf 386 363 (1895) und in Chemnitz von 21 137 (1834) auf 157 717 (1895). Angaben nach K. Czok (Hrsg.), Geschichte Sachsens, Weimar 1989, S. 387, 390. Vgl. dazu auch K. Blaschke, Industrialisierung und Bevölkerung in Sachsen im Zeitraum von 1830–1890, in: Raumordnung im 19. Jahrhundert, 1. Teil, Hannover 1965.
- 3 Leipzig hatte zwischen 1889 und 1892 17 Vororte mit 143.102 Einwohnern eingemeindet. Eine Aufstellung dieser Vororte gibt Czok, Geschichte Sachsens (Anm. 2), S. 390.
- 4 Angaben nach O. Moser, Chronik von Reudnitz, Leipzig 1890, S. 77; Czok, Geschichte Sachsens (Anm. 2), S. 386.
- 5 K. Czok, Vorstädte und Vororte im Sog industrieller Entwicklung im 19. Jahrhundert – Leipzig und Prag im Vergleich, in: Die Städte Mitteleuropas im 19. Jahrhundert, hrsg. von W. Rausch, Linz 1983, S. 108.
- 6 Angaben nach Czok, Geschichte Sachsens (Anm. 2), S. 390.
- 7 Vgl. P. Hugger, Das Weiterleben dörflicher Strukturen in der heutigen Stadt Zürich, in: Innerstädtische Differenzierung und Prozesse im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. von H. Heineberg, Köln/Wien 1987, S. 85-104.
- 8 Unter Stadtteil soll im folgenden nicht eine feste juristisch-administrativ festgelegte Einheit, sondern im ursprünglichen Wortsinne ein unterschiedlich großer Bestandteil einer Stadt verstanden werden.
- 9 Statistisches Jahrbuch der Stadt Leipzig, 6. Band 1919–1926, Leipzig 1928, S. 88-93.
- 10 Vgl. Verwaltungsberichte der Stadt Leipzig 1890–1926.
- 11 Vgl. ebenda.
- 12 M. Weißbach, Geschichte der Gemeinde Neuschönefeld. Ihre Entstehung und Entwicklung bis zu ihrem Anschlusse an die Stadt Leipzig am 1. Januar 1890, Leipzig o.J., S. 8; Verwaltungsbericht der Stadt Leipzig für das Jahr 1890, Leipzig 1892, S. 102.
- 13 Verwaltungsbericht der Stadt Leipzig für das Jahr 1895, S. 77-79; Verwaltungsbericht der Stadt Leipzig für die Jahre 1909–1913, S. 112.
- 14 Dazu erfolgte eine Auszählung der Adreßbücher nach Berufen für die Jahre 1890 und 1912.
- 15 So bei M. Geyer, Die Entwicklung der Gemeinde Neuschönefeld von ihrer Gründung im Jahre 1845 bis zur Eingemeindung 1890 (Diplomarbeit), Leipzig 1983.
- 16 A. Heimbürger, Um die Jahrhundertwende. Erinnerungen eines Veteranen, Berlin 1977.
- 17 Vgl. K. Ackermann, Die Herausbildung der Stadtplanung in Leipzig und ihre Entwicklung bis zum ersten Generalbebauungsplan 1929 unter besonderer Beachtung der Verkehrsplanung, in: Leipzig: Aus Vergangenheit und Gegenwart. Beiträge zur Stadtgeschichte, Bd. 5, Leipzig 1988, S. 145-191.
- 18 E. Hasse, Die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Volksklassen in Leipzig, in: Die Wohnungsnoth der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten und Vorschläge zu deren Abhülfe. Gutachten und Berichte herausgegeben im Auftrage des Vereins für Socialpolitik, Bd. 2, Leipzig 1886, S. 369.

Die Geschichte zweier Leipziger Stadtteile um die Jahrhundertwende

- 19 Stiftungsbuch der Stadt Leipzig, Leipzig 1905, S. 686; Stiftung für Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig. Sechster Bericht Februar 1901.
- 20 J. Reulecke, Aspekte der deutschen Urbanisierungsgeschichte seit dem Ersten Weltkrieg, in: Massenwohnung und Eigenheim, hrsg. von A. Schildt und A. Sywotek, Frankfurt a.M./New York 1988, S. 92-102.
- 21 Ebenda, S. 244-246.
- 22 Statistisches Jahrbuch der Stadt Leipzig, Bd. 6, Leipzig 1928, S. 88-89.
- 23 Vgl. W. Bramke, Die Angestellten in der Weimarer Republik, in: ZfG 36 (1988) 9, S. 796-811.
- 24 Ebenda, S. 800.
- 25 Vgl. dazu E. Illner, Stadtkern und Stadtteile: Das Beispiel Köln, in: Stadtkern und Stadtteile, hrsg. von B. Kirchgässner und H. Schmitt, Sigmaringen 1991, S. 69-88; H. J. Schwippe, Zum Prozeß der sozialräumlichen innerstädtischen Differenzierung im Industrialisierungsprozeß des 19. Jahrhunderts. Eine faktorialökologische Studie am Beispiel der Stadt Berlin 1875-1910, in: Urbanisierung im 19. und 20. Jahrhundert. Historische und geographische Aspekte, hrsg. von H. J. Teuteberg, Köln/Wien 1983, S. 241-307; ders., Prozesse sozialer Segregation und funktionaler Spezialisierung in Berlin und Hamburg in der Epoche der Industrialisierung und Urbanisierung, in: Innerstädtische Differenzierung und Prozesse im 19. und 20. Jahrhundert (Anm. 7), S. 195-226.
- 26 Illner, Stadtkern und Stadtteile (Anm. 25), S. 74.
- 27 Schwippe, Zum Prozeß der sozialräumlichen innerstädtischen Differenzierung (Anm. 23), S. 241-307.
- 28 M. John, Wohnverhältnisse sozialer Unterschichten im Wien Kaiser Franz Josephs, Wien 1984, S. 203.
- 29 Ebenda, S. 205.
- 30 Heimbürger, Um die Jahrhundertwende (Anm. 16), S. 115.
- 31 Angaben nach W. Leiske, Leipzig und Mitteldeutschland, Leipzig 1928, S. 273.
- 32 Vgl. F. Boll, Massenbewegungen in Niedersachsen 1906-1920. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung zu den unterschiedlichen Entwicklungstypen Braunschweig und Hannover, Bonn 1981; G. A. Ritter (Hrsg.), Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs, München 1990.
- 33 Vgl. K. Rudolph, Die sächsische Sozialdemokratie vom Kaiserreich zur Republik 1871-1923, Weimar/Köln 1995.
- 34 Unter einer „suburbanen Region“ verstehe ich Einheiten unterhalb der urbanen Ebene, die im Bewußtsein der Bewohner präsent sind und durch die Bewohner einer solchen als von anderen verschieden betrachtet werden.
- 35 D. Briesen, Regionalbewußtsein – einige Fragen an einen schwierigen Begriff, in: Sachsen und Mitteldeutschland. Politische, wirtschaftliche und soziale Wandlungen im 20. Jahrhundert, hrsg. von W. Bramke und U. Heß, Weimar 1995, S. 27-47.
- 36 Stadtarchiv Leipzig, PP-V 2602, Bl. 4.
- 37 Weißbach, Geschichte der Gemeinde Neuschönefeld (Anm. 12).
- 38 Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Leipzig-Neuschönefeld, Leipzig o.J.

Warum Bundeslandsgeschichte? Reflexionen am Beispiel einer „Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte des Rheinlandes und Westfalens 1955–1995“

Im folgenden wird versucht, einige Probleme und Fragestellungen aufzugreifen, die sich für den Verfasser bei der Konzeption des zeitgeschichtlichen Teils einer Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Rheinlandes und Westfalens ergaben – mithin einer Geschichte Nordrhein-Westfalens von 1955 bis 1995.¹ Da sicher auch mit gleichgelagerten und ähnlich intendierten Veröffentlichungen für die nach der Wende restituierten Bundesländer der ehemaligen DDR zu rechnen ist, mögen die Ausführungen gerade an dieser Stelle von einigem Interesse sein. Dabei soll es aber nicht um Fragen der Periodisierung und des inneren Aufbaus der gesamten Publikation sowie speziell des vom Verfasser verantworteten Teiles gehen: Solche Fragen dürften im Rahmen einer künftigen Geschichte der ostdeutschen Bundesländer von geringerem Interesse sein. Eher wird es um einige grundsätzliche Fragen gehen, die auf die Spezifika und die Problemlagen von „Bundeslandsgeschichte“ gezielt sind: Welche Chancen existieren und welche Grenzen werden sichtbar, wenn man versucht, geschichtswissenschaftliche Aussagen über die wirtschaftliche und soziale Entwicklung eines deutschen Bundeslandes zu treffen? Wie lassen sich Ort und Funktion einer „Bundeslandsgeschichte“ im hochkomplexen Schnittfeld von Europa-, National-, Landes- und Regionalgeschichte näher bestimmen? Und wie sinnvoll ist es überhaupt, eine politisch-administrative, räumliche Einheit wie das Bundesland zum Ausgangspunkt zu nehmen für die Erfassung und Darstellung doch zumeist internationaler, wirtschaftlicher und soziokultureller Trends?

1.

Bedenkt man, daß NRW im nächsten Jahr sein 50. Gründungsdatum feiert, fällt die Bilanz der Bundeslandsgeschichte, allerdings nur was die schiere Zahl der Veröffentlichungen betrifft, nicht gerade üppig aus.² Dies mag speziell im Fall von NRW auch darauf zurückzuführen sein, daß unterhalb der Landesebene mit der rheinischen und speziell mit der westfälischen Forschungstradition aufschlußreiche Standardwerke und interessante aktuelle Aktivitäten vorhanden sind.³ Demgegenüber waren und sind die Konturen einer Geschichte des Landes nicht immer präzise gezogen worden; auch war Bundeslandsgeschichte in NRW stark von Konjunkturen abhängig bzw. von Aktivitäten und vom Engagement einzelner Persönlichkeiten.⁴

Wenn somit auch einige, zum Teil vorzügliche Veröffentlichungen vorliegen, so fällt doch weiterhin auf: Bundeslandsgeschichte steht unter erhöhtem Legitimationsdruck. Ein auffälliges Indiz dafür ist, daß sich in einer ganzen Reihe von Publikationen zum Thema Äußerungen finden, welche – teils implizit, teils explizit – überhaupt erst auf die Relevanz des Themas verweisen. Zur Legitimation der Beschäftigung mit dem Land und seiner Geschichte ist dabei im Fall NRWs ein spezifisches „Bedeutungstopos“ besonders verbreitet.⁵ Es stellt in einer Art Gedankenexperiment die Relevanz des Landes (und damit auch seiner Geschichte) dadurch heraus, daß es die Position skizziert, die NRW mit seinen inzwischen beinahe 18 Millionen Einwohnern in Europa einnehmen würde, wenn denn NRW ein unabhängiger Staat wäre. In diesem Fall würde NRW nach Bevölkerungszahl und Wirtschaftsstärke die Gruppe der mittelgroßen Staaten der EU wie etwa die Niederlande oder Belgien anführen.

Allerdings wird mit diesem Bedeutungstopos ja nur auf eine potentielle und keineswegs reale Position des Landes NRW verwiesen. So gilt realiter wohl eher, daß NRW, anders als Bayern, bis heute nicht einmal im Gefüge der Bundesrepublik die Stellung einnehmen konnte, die etwa seinem demographischen Gewicht angemessener wäre. Vielleicht existieren daher, so eine erste Vermutung, Wechselwirkungen zwischen der offenkundigen Schwäche der Bundeslandsgeschichte und der unvollständigen Staatlichkeit von Bundesländern.

Denn *erstens* ist NRW eben kein „souveränes“ Mitglied der EU, sondern ein deutsches Bundesland.⁶ Schon in der staatsrechtlichen Bezeichnung des staatlichen Etwas von NRW kommt mithin dessen besondere Beziehung zum Bund und zu den übrigen Ländern zum

Ausdruck: Bundesländer sind Staaten mit nur eingeschränkter oberster Regelungsmacht, sie sind innerhalb des Gesamtgefüges des Bundes nur in Teilen souverän. Denn der Bund ist als Bundesstaat eine staatsrechtliche Verbindung, innerhalb derer sowohl der organisierte Staatenverband (mithin der Bund) als auch die Gliedstaaten Staatscharakter besitzen. Die Gesamtheit der staatlichen Aufgaben und Befugnisse ist dabei so zwischen Bund und Ländern verteilt, daß keine dieser Gewalten umfassende Kompetenzhoheit erhält. Die sogenannte Organsouveränität liegt damit weder beim Bund noch bei den Ländern allein. Die Bundesrepublik ist entscheidend durch den Dualismus von Entscheidungszentren geprägt: Der Bund, dessen spezifisches Zusammenwirken mit den Ländern, das alleinige Zusammenwirken von Bundesländern sowie einzelstaatliche Entscheidungen bestimmen auf der administrativ-politischen Ebene die Geschicke von Teilen wie der gesamten Republik. Unverkennbar hat sich dabei seit der Gründung der Bundesrepublik das Gewicht von den Ländern zugunsten des Bundes verschoben, spätestens seit der Schaffung der „Gemeinschaftsaufgabe“ in den sechziger Jahren.

Daher kommt *zweitens* ein Faktor von ebenfalls nicht zu unterschätzender Bedeutung hinzu: Die Staatlichkeit der Bundesländer ist nicht nur nach außen, sondern auch nach innen begrenzt. Durch die vielfach diagnostizierte historische Entwicklung vom kooperativen zum administrativen Föderalismus wurde die Exekutive des Landes zugunsten seiner Legislative gestärkt.⁷ Die Länder haben sich in den letzten 40 Jahren deutlich deparlamentarisiert. Das System des „Vorverhandelns“ zwischen Ländern und Bund (sowie Europäischer Kommission) hat nicht nur parlamentarische Entscheidungsrechte verwässert, sondern vor allem den Landtagen Stoff für Debatten und damit öffentliches Interesse entzogen. Mangelndes „Landesbewußtsein“ ist daher zumindest in Teilen auf das Fehlen einer breiteren Aufmerksamkeit für Landesangelegenheiten auch außerhalb von Wahlkampfzeiten zurückzuführen. Offensichtlich wirkt sich auch dies auf die Landesgeschichte aus: Auf die Gefahr, die Relevanz von Bundeslandsgeschichte durch die Kreierung von Identität um jeden Preis kompensieren zu wollen, hat jüngst Arno Mohr hingewiesen.⁸

2.

Damit soll hier allerdings nicht behauptet werden, daß die Bundeslandsgeschichte überhaupt sowie die von NRW im besonderen ohnehin nur noch ein Surrogat oder eben nur aus jener oben skizzierten „Was wäre wenn“ Perspektive schreibbar wäre. Aber die Geschichte von Bundesländern bereitet den Historikern doch offenkundig Schwierigkeiten. Diese verweisen auf grundsätzlichere Problemlagen einer modernen Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte (nicht nur von Bundesländern) überhaupt. Mangelndes Interesse der Historiker an der Geschichte von Bundesländern resultiert nicht allein aus der schwierig zu greifenden Stellung der Länder im staatsrechtlichen Gefüge der Bundesrepublik und Europas. Die Schwierigkeiten mit der Bundeslandsgeschichte sind auch – so eine weitere These – auf traditionelle geschichtswissenschaftliche Konzepte für die Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte zurückzuführen: das Konzept, Geschichte in der Dichotomie von Staat und Gesellschaft zu denken und darzustellen. Staat fungiert dabei als integrative Klammer, innerhalb deren Grenzen politisch-administrative Entwicklungen auf der einen und gesellschaftliche sowie wirtschaftliche Trends auf der anderen Seite zueinander in Beziehung gesetzt werden. Ohne Zweifel ist dieser Zugriff berechtigt: Durch eine solchermaßen konstruierte Geschichte lassen sich viele Wirkungen von Politik auf Gesellschaft oder gesellschaftliche Einflußnahmen auf Politik eruieren und analytisch greifen.

Ein Bundesland eignet sich jedoch nur begrenzt für eine solche Vorgehensweise: Denn es fehlt – wie oben skizziert – jene Eindeutigkeit der politisch-administrativen Organsouveränität. Es ist also von vornherein unklar, wie beispielsweise eine nordrhein-westfälische Staatlichkeit auf Wirtschaft und Gesellschaft in NRW wirkt und vice versa. Der Schluß von der Staatlichkeit eines Bundeslandes auf wirtschaftliche und soziokulturelle Entwicklungen im Bundesland will nicht so einfach gelingen. Dies liegt entweder daran, daß Bundesländer nun einmal tatsächlich Gebilde mit nur schwacher wirtschaftlicher und sozialer Gestaltungskraft sind. Oder daran, daß man auf der Suche nach eindeutiger, hoheitlicher Regelungsmacht nur zu gerne auf die nationalstaatliche Ebene ausweicht⁹, die aber – siehe oben – eben auch nicht mehr über die entsprechend eindeutige Organsouveränität verfügt. Ob diese Vorgehensweise für die Zeitgeschichte daher angemessen ist, dürfte zumindest fragwürdig sein: Wo werden denn eigentlich im heutigen Dickicht (und gut, daß es dieses gibt) von

EU, Gatt, Europarat, KSZE, Weltbank, UNO, Europäischem Währungsfonds, multinationaler Konzerne usw. tatsächlich wie von wem Entscheidungen getroffen, und wer wird auf diesen Ebenen von wem beeinflusst?

Es hieße allerdings das berühmte Kind mit dem Bade auszuschütten, wollte man daraus folgern, daß staatliches Handeln auf Bundes- oder Landesebene nun ganz irrelevant geworden sei. Wichtige Studien gehen eher sogar von einem Anwachsen des administrativ-institutionellen Einflusses aus¹⁰, womit zugleich ein weiterer Hinweis auf die dann doch vorhandene Relevanz von Bundeslandsgeschichte gegeben ist: Denn Bundesländer sind heute überwiegend administrative Einheiten. Auch aus einer zeitgeschichtlichen Perspektive muß es also um mehr gehen als allein globale und internationale Trends in ihrer Ungleichzeitigkeit für bestimmte Gebiete zu erfassen und zu kommentieren. Denn Staatlichkeit ist – auch von Bundesländern – ja nicht einfach verschwunden: Es sind nur die ehemals angeblich so eindeutigen Beziehungen Staat-Gesellschaft multipolar geworden. Daher können diese Beziehungen, so sollte man zumindest schließen, auch nur noch multiperspektivisch dargestellt werden. Sinnvoller als der oben skizzierte Dualismus von Staat und Gesellschaft scheint es daher zu sein, zu versuchen, wirtschaftliche und soziale Entwicklungen unter Berücksichtigung der komplexen, „postnationalen“ und „postmodernen“ Staatlichkeit „quasi-staatlicher“ Diskussions- und Verhandlungszusammenhänge (wie etwa der von Land, Bund und EU) zu erfassen. Zeitgeschichte (d.h. Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg) läßt sich wohl kaum noch in überkommenen Polaritäten von (National-) Staat und (nationaler) Wirtschaft und Gesellschaft schreiben. Daß damit die Geschichte von Bundesländern dann doch eine größere Rolle spielen sollte als bisher, liegt auf der Hand.

3.

Dies wird deutlicher, wenn man versucht, genauer die entscheidenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Trends und Entwicklungen der letzten 50 Jahre in den Blick zu nehmen. Eine sicher ergänzungsfähige Liste würde für den soziokulturellen Bereich vor allem enthalten: Auflösung der geschichteten Gesellschaft, neue Formen von sozialer Differenzierung etwa in Form einer „Zwei-Drittel-Gesellschaft“, Neue Armut und Massenwohlstand, De-Hierarchisierung der sozialen Wahr-

kationszusammenhängen. Diese sind für NRW relativ einfach bestimmbar: Der zentrale, strukturierende Problembereich des Landes ist das Ruhrgebiet, und das in mehrfacher Hinsicht. Erstens ist das Land NRW von der Britischen Militärregierung schon als eine Art „vergrößertes Ruhrgebiet“ gegründet worden, um es bei Bedarf auch in eine staatliche Eigenständigkeit unter internationaler Kontrolle zu entlassen. Zweitens bildete sich im Ruhrgebiet infolge der Kohle- und Stahlkrise jene politische Kultur heraus, die dann in den sechziger Jahren im gesamten Land hegemonial wurde. Das hat zur Folge, daß sich politisches Handeln in NRW bis heute auf die Strukturprobleme des Reviers fokussiert, ja fixiert hat. Ohnehin wird NRW von außen in vielen Fällen mit dem Ruhrgebiet gleichgesetzt.

Daß diese Entwicklung alles andere als unproblematisch ist, liegt auf der Hand: Etwas überspitzt formuliert wurde NRW seit den späten fünfziger Jahren vom Revier aus für die Interessen des Ruhrgebietes soziopolitisch „erobert“. Die Schwierigkeiten und Verwerfungen, die dadurch entstehen, daß das heute wirtschaftlich und sozial schwächste Gebiet des Landes politisch dominiert, sind hier jedoch nicht Gegenstand. Immerhin aber gestattet es die Strukturkrise im Ruhrgebiet und vor allem die Fixierung der Landespolitik auf diese, administrative und politische Vorentscheidungen und Einflüsse über konkrete Handlungsoptionen direkt auf soziale und wirtschaftliche Kontexte zu beziehen. Damit ist das Bundesland zwar wahrscheinlich kein legitimer Container, aber immerhin ein legitimer Kontext, der es gestattet, wirtschaftliche und soziokulturelle Entwicklungen multiperspektivisch auf politisch-administratives Handeln zu beziehen.

4.

Damit sollte zugleich deutlich werden, daß die Geschichte von Bundesländern einen eigenständigen Bereich historischer Forschung bildet, der nicht unbedingt deckungsgleich mit Regionalgeschichte ist.¹² Als Kriterium zur Abgrenzung beider scheint vor allem wichtig zu sein, daß „Bundeslandsgeschichte“ ohne Zweifel einen berechtigten, institutionellen Ansatz beinhaltet. Bundesländer sind Gebilde mit Staatsqualitäten, für die, wenn auch durch multipolare und multiperspektivische Ansätze modifiziert und erweitert, durchaus Fragen im Spannungsverhältnis von Staat und Gesellschaft gestellt werden können. Das Beispiel NRW zeigt sogar, wie sinnvoll dieser Ansatz

sein kann, wenn man ihn um regionalgeschichtliche Komponenten – hier die Entwicklung des Ruhrgebietes – erweitert: Damit fungiert sogar ein regionaler Ansatz als wichtige Erklärungsleistung für die innere Struktur und die Probleme der Geschichte eines spezifischen Bundeslandes. Regionalgeschichte, so wird man definieren können, ist dagegen auf zwei andersgelagerte Bedingungsfaktoren und Fragerichtungen zurückzuführen.

Erstens handelt es sich bei Regionalgeschichte um die Fortsetzung einer geschichtswissenschaftlichen Forschungstradition mittels anderer Termini. Leitbegriffe der jüngeren Landesgeschichte oder Kulturraumforschung waren eben jene „Landschaften“ oder „Räume“, die dann vor allem in den siebziger Jahren semantisch durch den Begriff der „Region“ ersetzt wurden. Auch die so gemeinten „Landschaften“ oder „Räume“ basierten keineswegs immer auf territorialen oder administrativen Setzungen; sie wurden verstanden als „in Grenzen unbegrenzt“ (Ludwig Petry). Schon Karl Lamprecht skizzierte dementsprechend den sozialen und wirtschaftlichen Interaktionsraum des rheinischen Bürgertum über territoriale Beschränkungen hinaus.¹³ Auch die Kulturraumforschung versuchte kulturelle, soziale, wirtschaftliche und im weitesten Sinne „ethnische“ Strukturen zu ermitteln, die neben administrativen Prägungen bestanden oder sogar tiefer und älter als diese lagen. Ähnliches gilt für die „Landschaft“.¹⁴ Grundfrage von jüngerer Landesgeschichte und Kulturraumforschung war daher nicht nur, wie staatlich-administratives Handeln Gesellschaft formt, sondern auch, wie die „natürliche“ oder „gewachsene“ Gliederung des Deutschen Volkes war und wie diese gegebenenfalls angemessener politisch gespiegelt werden konnte. Damit wird deutlich, daß die jüngere Landesgeschichte oder Kulturraumforschung partiell mit den neueren regionalgeschichtlichen Ansätzen seit den sechziger Jahren identisch sein kann.¹⁵

Denn *zweitens* fokussiert auch die moderne Regionalgeschichte auf die im Diskurs der Moderne immer wieder gestellte Frage nach der Anomie, der drohenden oder schon zu konstatierenden Regellosigkeit menschlicher Beziehungen. Im Sinne einer „modernen“ Diskussion um die Region geht es daher um die Frage – angesichts der vermutet fortschreitenden Internationalisierung und Globalisierung –, ob es auf einer horizontalen Ebene überhaupt noch strukturbildende soziale und wirtschaftliche Kräfte gibt und welche diese sind. Die Alternative zu solchen Strukturbildungen wäre, daß die hegemonialen internationalen Entwicklungem heute bereits „ungeschützt“ (Beck) bis zum Indi-

viduum vordringen und dieses gleichsam endgültig „atomisieren“. Die heutige Debatte um die Regionen zielt also weniger auf das Problem, ob und inwieweit horizontale Strukturbildungen aus der Vormoderne persistiert haben, sondern ob es seit jener so einschneidenden Sattelzeit zwischen 1750 und 1850 zu neuen Strukturbildungen gekommen ist. Eine – unter vielen anderen – mögliche Antwort lautet dabei, daß sich solche Strukturbildungen heute in soziokultureller und wirtschaftlicher Hinsicht auf regionaler Ebene vollziehen. Regionen sind damit die Herstellung gesellschaftlicher Komplexität auf einer neuen sozialen und wirtschaftlichen Ebene. Eine moderne Regionalgeschichte fragt somit danach, ob es solche neuartigen Formen gesellschaftlicher Strukturbildung und Selbstorganisation gibt, wie sie zustande gekommen sind, wie durch Regionen menschliches Verhalten strukturiert wird und wie innerhalb dieser strukturierten Felder wirtschaftliche und soziale Interessen artikuliert werden. Regionalgeschichte fragt somit nach den Veränderungen horizontaler Schichtung und Wirtschaftsbeziehungen durch die und nach der Moderne. Daß dieser Ansatz wichtige Fragen mit der Generationen-, Umwelt- und Geschlechtergeschichte teilt, liegt auf der Hand: die Frage mithin, was künftig überhaupt noch Elemente gesellschaftlicher Strukturbildung sein werden und welche Rolle diese Elemente in der Vergangenheit bereits gespielt haben.

- 1 Die angesprochene Publikation wird zur Zeit von einem Autorenteam der Universität/GH Siegen im Auftrag der „Landeszentrale für politische Bildung NRW“ erstellt. Vgl. demnächst D. Briesen/G. Brunn/R. Elkar/J. Reulecke, Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte Rheinlands und Westfalens. Von 1815 bis zur Gegenwart, Stuttgart 1996.
- 2 Ein guter Überblick in: J. Engelbrecht, Landesgeschichte Nordrhein-Westfalens. Stuttgart 1994; siehe auch H.-J. Behr, Zeitgeschichte in Land und Region. Anmerkungen und Hinweise, in: Geschichte im Westen 4 (1989), S. 181–197.
- 3 Vgl. dazu allein die Aktivitäten des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande in Bonn sowie diejenigen des Westfälischen Instituts für Regionalgeschichte in Münster. Siehe dazu auch die Standardwerke: F. Petri/G. Droege (Hrsg.), Rheinische Geschichte in drei Bänden, Düsseldorf 1980; W. Kohl (Hrsg.), Westfälische Geschichte in drei Textbänden, Düsseldorf 1983.
- 4 Hier muß vor allem an die Bedeutung von Walter Först, dem ehemaligen Leiter der landespolitischen Redaktion des WDR erinnert werden. Först gründete beispielsweise schon in den sechziger Jahren die Reihe „Rheinisch-Westfälische Lesebücher“. Aus der Fülle seiner Veröffentlichungen siehe vor allem: W. Först (Hrsg.), Die Länder und der Bund. Beiträge zur Entstehung der Bundesrepublik, Essen 1989. Weiterhin sollten die Düsseldorfer Abteilung für Neuere Landesgeschichte erwähnt werden sowie der Brauweiler Kreis, der die Zeitschrift „Geschichte im Westen“ herausgibt. Auch die

Warum Bundeslandsgeschichte?

- Landeszentrale für Politische Bildung NRW, bemüht sich durch Ausstellungen und Publikationen um die Landesgeschichte. Siehe dazu vor allem die 1984 gegründete Reihe „Schriften zur politischen Landeskunde Nordrhein-Westfalens“.
- 5 Vgl. etwa P. Grafe/B. Hombach/R. Grätz (Hrsg.), *Der Lokomotive in voller Fahrt die Räder wechseln. Geschichte und Geschichten aus Nordrhein-Westfalen*, Berlin 1987; U. Alemann (Hrsg.), *Die Kraft der Region: Nordrhein-Westfalen in Europa*, Bonn 1990.
 - 6 Die folgende Darstellung nach T. Maunz/R. Zippelius, *Deutsches Staatsrecht*, München 1994, S. 102ff. Vgl. auch J. Hartmann (Hrsg.), *Handbuch der deutschen Bundesländer*, Frankfurt a.M. 1994.
 - 7 Vgl. R. Zippelius, *Allgemeine Staatsrechtslehre*, München 1994, § 39 I 2.
 - 8 Siehe A. Mohr, *Politische Identität um jeden Preis? Zur Funktion der Landesgeschichtsschreibung in den Bundesländern*, in: *NPL* (1990) 2, S. 222-274.
 - 9 Eine andere, bisher noch weiter verbreitete Möglichkeit besteht außerdem darin, zeitgeschichtliches Arbeiten ganz den Politologen, Soziologen und Wirtschaftswissenschaftlern zu überlassen.
 - 10 Vgl. insbesondere U. Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M. 1986.
 - 11 Vgl. dazu vor allem A. Giddens, *Die Konstitution der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1988.
 - 12 Vgl. dazu vor allem W. Köllmann, *Zur Bedeutung der Regionalgeschichte im Rahmen struktur- und sozialgeschichtlicher Konzeptionen*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 15 (1975), S. 43-50; E. Hinrichs, *Die Landesgeschichte und ihre Nachbarwissenschaften*, in: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 57 (1985), S. 1-18; P. Steinbach, *Territorial- oder Regionalgeschichte: Wege der modernen Landesgeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 11 (1985), S. 528-540; C.-H. Hauptmeyer (Hrsg.), *Landesgeschichte heute*, Göttingen 1987; darin vor allem E. Hinrichs, *Regionalgeschichte*, S. 16-34; M. Wentz (Hrsg.), *Region*, Frankfurt a.M. 1994.
 - 13 Vgl. L. Schorn-Schütte, *Karl Lamprecht. Wegbereiter einer historischen Sozialwissenschaft? in: Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900*, hrsg. von N. Hammerstein, Stuttgart 1988, S. 153-191.
 - 14 Vgl. dazu insgesamt A. von Wallthor/H. Qurin (Hrsg.), *Landschaft als interdisziplinäres Forschungsproblem*, Münster 1977.
 - 15 Vgl. dazu beispielsweise K. Bosl, *Der Mensch in seinem Lande. Stand, Aufgaben und Probleme der südostdeutschen Landesgeschichte*, in: *Rheinische Vierteljahresblätter* 34 (1970), S. 111ff.; F. Petri, *Die Landschaften – Bausteine oder Relikte im föderalen Gefüge Deutschlands?*, in: *Westfälische Forschungen* 23 (1971), S. 5ff.; K.-G. Faber, *Was ist eine Geschichtslandschaft*, in: *Geschichtliche Landeskunde* V, 1, Wiesbaden 1968, S. 1ff.; L. Schorn-Schütte, *Territorialgeschichte – Provinzialgeschichte – Landesgeschichte – Regionalgeschichte. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Landesgeschichtsschreibung*, in: *Civitatium Communitas. Studien zum Europäischen Städtewesen. Festschrift Heinz Stob zum 65. Geburtstag*, Köln 1984, S. 390-416.

Elitenwandel in der Leipziger Wirtschaftsregion 1945–1948. Von den Leipziger „sächsischen Industriefamilien“ zu Kadern aus dem Leipziger Arbeitermilieu

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges kam es in der Wirtschaft der sowjetischen Besatzungszone zu radikalen Strukturveränderungen, die mit einem nahezu vollständigen Elitenwechsel einhergingen. Während sich im Westen die bürgerliche Elite nach einer Überbrückungszeit mehr oder weniger schnell wieder etablieren konnte, wurde in der SBZ/DDR eine neue Kader-Elite¹ ausgebaut. Bisher vorliegende Darstellungen zum gesellschaftlichen Wandel in der SBZ, die diesen vor allem aus der Perspektive der politischen Orientierungen und Vorgaben der Besatzungsmacht bzw. der neuen deutschen Verwaltungen sehen, sprechen davon, daß in der Wirtschaft ein schneller und radikaler Eliten-austausch erfolgte.² Präzise Einschätzungen zum Elitenwechsel werden sich jedoch erst treffen lassen, wenn für die regionale und lokale Ebene ebensolche Untersuchungen zum Elitenwechsel in der Wirtschaft angestellt werden, wie sie in den Bereichen Verwaltung und Bildung³ bereits vorliegen.

Eine solche regionale Studie ist das Ziel des Dissertationsprojektes, dessen erste Zwischenergebnisse hier zur Diskussion gestellt werden, und das sei vorweggenommen, die Einschätzungen von Staritz zumindest relativieren. Untersuchungsgegenstand ist der Elitenwechsel für die Leipziger Wirtschaftsregion. Unter dieser wird der Raum des damaligen Stadt- und Landkreises Leipzig verstanden, der bekanntlich bis Ende Juni 1945 amerikanisch besetzt war. Der damit verbundene Besatzungswechsel ist als eine regionale Besonderheit zu betrachten, die sich gegenüber dem von Anfang an durch die sowjetische Armee besetzten sächsischen Gebiet östlich von Mulde und Elbe abhebt.

Die Leipziger Region hatte in wirtschaftlicher Hinsicht strukturelle Eigenschaften, die für das gesamte Sachsen typisch waren: eine durch mittlere und kleinere Unternehmen geprägte Industrie, in der

aber – und besonders seit Mitte der dreißiger Jahre – Großbetriebe zunehmend an Bedeutung gewannen. Die Belegschaften dieser Betriebe bestanden überwiegend aus einer qualifizierten Arbeiterschaft mit einem traditionell besonders hohen Organisationsgrad und einer festen Verankerung in einem sozialistisch geprägten Milieu⁴, das zumindest mit einem Restbestand die NS-Zeit überdauerte.

Leipzig war aber in erster Linie bekannt für ein alteingesessenes, ausgeprägtes und selbstbewußtes Wirtschaftsbürgertum, vor allem in der Industrie, im Handel und im Verlagswesen. Insbesondere seit dem letzten Drittel des 19. Jhs. hatte sich das Industriebürgertum, von dem ein nicht unbeträchtlicher Teil Unternehmen in der Metallindustrie bzw. im Maschinenbau besaß, eine dominierende Rolle in der Messestadt eingenommen. So läßt ein ausgeprägter politischer und sozio-kultureller Dualismus von Bürgertum und Arbeiterschaft, der auch in der Weimarer Republik fortbestand, Leipzig als Untersuchungsregion für unsere Thematik besonders interessant erscheinen.

Zur Spezifik der Leipziger Wirtschaftsregion

Es ist bemerkenswert, wie Vertreter der alten industriellen Elite auch nach dem Volksentscheid vom 30. Juni 1946 eine führende Position zu halten versuchten. In einem Bericht von Walter Lessing, Kommanditist der Firma R. Sack, über eine Beratung der Gesellschafter der Firma zur geschäftlichen Lage der Firma am 24. Juli 1946 äußerte dieser seine Meinung über die Zukunft des Unternehmens im Rahmen einer künftigen Nachkriegsordnung: „Es ist zu prüfen, ob das Fortbestehen von sächsischen Industriefamilien unter den gegebenen Verhältnissen insbesondere für eine sozialistische Mehrheit tragbar und wünschenswert ist. [...] Die sächsischen Industriefamilien haben durch eine jahrzehntelange Praxis ihren Sozialismus der Tat bewiesen. Ihre Vertreter haben in politischen Dingen meist schiefe Urteile gehabt, weil das deutsche Gesamtbild ihnen keine richtige Basis für ihr eigenes Denken gab.“⁵ Lessing lehnte eine oberflächliche Säuberungsaktion ab, die sich auf den bloßen Austritt oder Eintritt in eine Partei beschränke, und forderte eine „klare Abkehr von dem Antisemitismus der Familie“. Er begründete die Forderung nach dem Fortbestehen der sächsischen Industriellenfamilien damit, daß die sächsische Industrie ihre Entwicklung nicht einzelnen Personen oder Konzernen verdanke, sondern „der steten Arbeit der Industrie-Familien“. Mit „Sozialis-

mus der Tat“ meinte Lessing die stete Unterordnung der eigenen Interessen unter die Interessen der Firma, wofür die Familie Sack typisch sei. Er griff damit eine Formel auf, die im Selbstverständnis dieser und anderer Industriellenfamilien ihren Platz hatte, aber auch in der sozialpolitischen Terminologie der NS-Führung aufgegriffen worden war.

Diese sogenannten „Industriefamilien“ waren auch in anderen Regionen Deutschlands anzutreffen, insbesondere in Thüringen und in Südwestdeutschland. Typisch für die hier untersuchte Region war der Betrieb im Familienbesitz. Anonyme Kapitalgesellschaften, wie sie für das Ruhrgebiet, die Maschinen- und Elektroindustrie Berlins und für die chemische Industrie Mitteldeutschlands charakteristisch waren, existierten hier kaum. In der Region Leipzig stellten Betriebe mit bis 50 Beschäftigten die umfangreichste Betriebsgrößengruppe.⁶

Die bereits als Beispiel genannte Firma Rudolph Sack war von ihrer Entwicklung her charakteristisch für die Leipziger Metall- und Maschinenindustrie: Es handelte sich um einen Betrieb, der sich über drei Unternehmergenerationen vom Kleinbetrieb zum Großbetrieb entwickelt hatte. Vor Kriegsbeginn 1939 zählte er ca. 3000 Beschäftigte. Seine herausragende Stellung in der SBZ resultierte aber vor allem daraus, daß er hier die einzige große Landmaschinenfabrik war. Gleichermäßen können die hier neben der Firma Sack als Beispiele für die Studie herangezogenen Firmen aus der Metallbranche als Großbetriebe gelten: Meier & Weichelt, Eisengießerei (Mai 1946 über 2000 Beschäftigte und 1951 sogar über 3000 Produktionsarbeiter), die Getriebefabrik Köllmann Werke (1945 ca. 1500), die Pittler Werkzeugmaschinen AG (1944/45 mehr als 500 in Leipzig von insgesamt 8000 in Europa) und die Fabrik für polygraphische Maschinen Karl Krause (1947 über 600 Beschäftigte). Diese Betriebe waren zwar nicht charakteristisch für die in Sachsen quantitativ dominierende Textil- und Fertigwarenindustrie, aber sie hatten wegen ihres hohen Exportanteils und ihrer auch technologischen Spitzenstellung in der auf Ausfuhr orientierten Industrie Sachsens eine Führungsposition inne.

Betrachten wir die Eigentumsverhältnisse und die Leitungsorganisation, trifft der Ausdruck Industriefamilie auf die Firma Sack durchaus zu. Nicht nur, daß die Familie Sack in drei Unternehmergenerationen an der Spitze der Firma stand. Eine Liste von 1945 weist 18 Gesellschafter auf, die alle enger oder ferner mit dem Firmengründer Rudolph Sack verwandt waren. Auch die Firma Meier & Weichelt war fest im Familienbesitz der Nachfahren der Gründer. In beiden Fir-

men arbeiteten oft mehrere Familienmitglieder in leitenden kaufmännischen oder technischen Funktionen, und es hing oftmals nicht wenig von den Leistungen dieser Familienmitglieder für die Entwicklung des Unternehmens ab. Das gleiche traf für die ebenfalls seit drei Generationen in Familienbesitz befindliche Maschinenfabrik Karl Krause zu.

Um die Argumentation vom „Sozialismus der Tat“ der „sächsischen Industriefamilien“ nicht kritiklos zu akzeptieren, scheint mir der Blick auf die betriebliche Sozialpolitik wichtig. Kennzeichnend dafür war die Betonung des engen Verhältnisses zur Stammebelegschaft und die auf den Firmengründer bezogene Traditionspflege. Wenn man die Modelle der „autoritären“ und „konstitutionellen“ Fabriken zugrundelegt⁷, kann man die Firma Sack von der Tradition und inneren Verfassung eher als autoritär-patriarchalisch denn als konstitutionell bezeichnen. Bei der Firma Karl Krause scheint dies vordergründig nicht so eindeutig zu sein. So soll es dort bereits „lange vor 1914“ einen „Ältestenrat oder Vertrauensrat der Arbeiter und Angestellten, den diese zur Vertretung ihrer Interessen bei der Geschäftsleitung selbst wählen“, gegeben haben.⁸ Bei kritischer Betrachtung dieser Selbstdarstellung der Firma ist wohl auch in diesem Fall das patriarchalisch-autoritäre Element maßgebend.⁹ Obwohl bei der Pittler AG der Firmengründer früh verdrängt wurde und diese sich zu einer Kapitalgesellschaft umbildete, wurde auch dort die enge Verbindung zur Stammebelegschaft und das Unternehmensleitbild des Firmengründers nicht weniger gepflegt.¹⁰

Das Bild vom „typischen sächsischen Unternehmer“¹¹ wurde von den Leipziger Industriellen der Metall- und Maschinenindustrie gern bemüht. Es hatte seine Funktion gegenüber der Belegschaft, dokumentierte ihr gegenüber die patriarchalische Leitfigur. Es drückte aber auch die Sonderinteressen gegenüber der in Deutschland dominanten und die Wirtschafts- und Finanzpolitik des Reiches wesentlich beeinflussenden Großindustrie anderer Wirtschaftsregionen aus.

Leipziger Unternehmerfamilien der Metall- und Maschinenindustrie waren im letzten Drittel des 19. Jhs. entweder wegen der günstigen Standortbedingungen zugewandert oder hatten sich hier aus in Leipzig ansässigen Familien herausgebildet. Die Stammfirmen und der Hauptteil ihrer Produktion lagen jeweils in Leipzig und Umgebung. Teilweise wurde die dadurch entstandene regionale Prägung der Leipziger Unternehmerschaft jedoch auch durch branchenbestimmte Interessenlagen und überregionale Kapitalverflechtungen überlagert.

So war der Stöhr-Konzern durch Aktienanteile verflochten mit Kammgarnspinnereien in ganz Deutschland und in Osteuropa.

Nicht wenige der genannten Unternehmer waren in wirtschaftspolitischen Funktionen tätig, übten so einerseits einen gewissen Einfluß auf die kleineren Unternehmer der Region aus und nutzten andererseits diesen Einfluß, um die besonderen Interessen der Unternehmer der Region zu artikulieren. So war Gustav Köllmann, Generaldirektor der Köllmann-Werke vor 1933 langjähriger Vorsitzender des Verbandes der Metallindustriellen Leipzigs. Werner Stöhr, Mitinhaber der Stöhr & Co. AG, war bis zum Kriegsende Präsident der Wirtschaftskammer Leipzig und gehörte dem Beirat der Wirtschaftskammer Sachsens an. Einflußreich war seine Funktion als stellvertretender Vorsitzender des Reichsmesserates. In noch höherem Maße gingen bei Otto Sack die Einflußmöglichkeiten über die regionale Ebene hinaus. Er war bereits in der Weimarer Republik im Vorstand der Ortsgruppe Leipzig des Verbandes Sächsischer Industrieller und als Mitglied des Reichskuratoriums für Technik und Landwirtschaft tätig, stieg aber erst nach 1933 in einflußreichere Positionen auf. Er wurde nach 1933 Leiter der Wirtschaftsgruppe Maschinenbau und bereits 1934 Führer der Bezirksgruppe Sachsen der Reichsgruppe der Industrie. Alle drei Unternehmer wurden zu Wehrwirtschaftsführern ernannt. Inwieweit und zu welcher Zeit sächsische und Leipziger Unternehmer sich mit dem nationalsozialistischen Regime mehr oder weniger identifizierten, inwiefern sie sich zumindest partiell und zeitweilig in Interessenwidersprüchen zu dieser politischen Führung befanden, muß in diesem Beitrag noch offen bleiben

Ob die Leipziger Unternehmer sich von einer so ausgeprägten „sächsischen Identität“ leiten ließen, ist mehr als fraglich.¹² Leipzig verstand sich eher als Reichsstadt denn als sächsische Metropole, was sich auch aus ihrem internationalen Rang als Messestadt, als Buchstadt und als Zentrum der internationalen Rauchwarenindustrie erklären läßt. Zum anderen gab es seit den zwanziger Jahren Bestrebungen, eine zentrale Rolle im vieldiskutierten und umstrittenen Mitteldeutschland zu spielen.¹³ Diese Ambitionen waren Ausdruck einer interessen geleiteten „kompensatorischen Politik zum Ausbau der regionalen Wirtschaftsstruktur“¹⁴. In der politisch und wirtschaftlich angespannten Situation am Kriegsende zeigte sich, daß die „sächsische Identität“ durchaus pragmatisch gemeint war. In der Zeit der amerikanischen Besetzung Leipzigs strebte der neu eingesetzte Bürgermeister Vierling den Anschluß der Stadt an die gleichfalls unter amerikani-

scher Besetzung stehende Provinz Sachsen an und verfolgte perspektivisch eine Wiederaufnahme der Mitteldeutschlandpläne unter Ein-schluß Thüringens. Das Wiederaufleben des Regionalismus wurde von den amerikanischen Besatzern erwartet, wie entsprechende Geheimdienstanalysen zeigen.¹⁵ Die Motive des Vorstoßes des Leipziger Oberbürgermeisters waren vielfältig: Für die Ernährungssituation der Stadt schien ein Anschluß an die industriell, aber gleichermaßen auch agrarisch geprägte sächsische Provinz günstiger. Die strukturellen Veränderungen der Wirtschaft Mitteldeutschlands seit den zwanziger Jahren hatten darüber hinaus die Verbindungen zwischen dem sächsischen Teil und dem angrenzenden „engeren mitteldeutschen Industriebezirk“¹⁶ so dicht werden lassen, daß von einer einheitlichen Wirtschaftsregion gesprochen werden kann. Spekulationen über die Grenz-ziehung zwischen den westlichen und der sowjetischen Besatzungszone bestärkten in diesen Überlegungen, verloren mit der Bekanntgabe der Grenzen der Besatzungszonen und mit dem Abzug der US-amerikanischen Besatzung aber jegliche Grundlage.

Ausschaltung der alten Eliten

Zwei von den Alliierten verkündete Vorgaben zielten auf die Ablösung deutscher Wirtschaftseliten nach 1945: Entnazifizierung und Entmilitarisierung.¹⁷ Von der mehr oder weniger rigiden Durchführung dieser Ziele hing das Schicksal vieler Unternehmer und Manager ab. Die amerikanische Militärregierung, in Leipzig von April bis Anfang Juli präsent, schien mehr Wert auf eine funktionierende deutsche Verwaltung und Wirtschaft zu legen als auf eine radikale Entnazifizierung. Trotz der kurzen Besatzungszeit blieb sie jedoch nicht untätig, insbesondere wenn man die Arbeitsbedingungen der amerikanischen Military Government Detachements in Mitteldeutschland während der ersten drei Monate nach Ende der Kampfhandlungen berücksichtigt.¹⁸ In Leipzig konzentrierten sich die Amerikaner zuerst auf die Säuberung und Umbesetzung der Spitzenpositionen in den Behörden. Bei der Entnazifizierung in der Leipziger Stadtverwaltung war man dabei aber nicht stehengeblieben, wie die Entlassung von 805 Personen bis Ende Mai 1945 belegt.¹⁹

Etwas anders sah es bei der Entnazifizierung der Wirtschaft aus, sie beschränkte sich offenbar zunächst auf die höheren Funktionsträger, wie die Verhaftung des Wehrwirtschaftsführers Otto Sack belegt. Zu

einem tieferen Einschnitt kam es beim Wechsel der Besatzungsmacht, als nicht wenige leitende Personen der Wirtschaft und Fachkräfte mit den Amerikanern Leipzig verließen. Darunter befanden sich auch mehrere Ingenieure der Pittler AG unter Führung von Direktionsmitglied Ingenieur Fehse. Dieser war zwar Wehrwirtschaftsführer, wird jedoch als kein fanatischer Nazi geschildert. Der Nationalsozialismus war für ihn nach diesen Berichten nur insoweit interessant, wie er das Unternehmen förderte. Auch die von den Amerikanern vorangetriebene Abwanderung einiger Verlage gehört zu diesem Einschnitt, wobei u.a. Hans Brockhaus Leipzig verließ.

Nachdem nun die sowjetische Besatzungsmacht im Leipziger Raum etabliert war, erfolgte eine tiefgreifendere Entnazifizierung, die mit dem Prozeß der Enteignung gekoppelt wurde. Kleßmann unterscheidet drei Ebenen der Enteignungswellen in der Industrie bis 1946/47 in der SBZ:

1. durch die Belegschaft vor allem bei „herrenlosen“ Betrieben als faktische Enteignung (worin den Betriebsräten eine wesentliche Rolle zukam),
2. durch den Befehl Nr. 124 der SMAD vom 30. Oktober 1945,
3. durch deutsches Recht (insbesondere den Volksentscheid zur Enteignung der Nazi- und Kriegsverbrecher vom 30. Juni 1946 in Sachsen und die darauf folgenden Volksentscheide bzw. Enteignungsverordnungen in den übrigen Ländern der SBZ).²⁰

Die ersten Entnazifizierungsmaßnahmen, in denen sich die besondere Rolle der neugebildeten Betriebsräte zeigte, stellten bereits Weichen für die künftige personalpolitische Entwicklung in den Unternehmen.²¹

Vor allem war die Mitgliedschaft von Angehörigen der Unternehmensleitungen in der NSDAP, die in einigen Fällen fast die gesamte Direktion betraf, Ausgangspunkt und Grundlage von Pressionen seitens der Belegschaften in den Betrieben. Im Zusammenhang mit den Enteignungsbestrebungen und der Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung und besonders der Betriebsräte kam es zu einer grundlegenden Verschiebung betriebsinterner Machtverhältnisse, die bis zu Machtkämpfen zwischen Betriebsräten und den alten Betriebsleitungen führen konnte. In Leipziger Betrieben entstanden frühzeitig sogenannte antifaschistische Dreierausschüsse, die nicht selten ein scharfes Mißtrauen gegen die alten Unternehmensleitungen hegten; aber in einigen Firmen kam es auch zur Stützung der alten Leitungen durch die Betriebsräte. Bei Meier & Weichelt, wo laut Betriebsvertretung

alle Mitglieder der Geschäftsleitung NSDAP-Mitglieder gewesen waren, handelte der Betriebsrat noch vor dem Befehl Nr. 124 der SMAD vom 30. Oktober 1945 mit der alten Firmenleitung ein Kompromiß aus.

Nach dem „Volksentscheid zur Enteignung der Nazi- und Kriegsverbrecher“ vom 30. Juni 1946 in Sachsen wurden in Leipzig von Liste A 104 Betriebe mit 10.991 Beschäftigten volkseigen, davon wurden 34 (12 graphische, sieben Rauchwaren- und 12 Baubetriebe) an die Stadt übergeben.

In der Folge wurde die Firma Meier & Weichelt in Volkseigentum überführt und zum VEB Leipziger Eisen- und Stahlwerke (LES) umbenannt. Die Firma Sack stand noch bis 1948 unter Treuhand und wurde dann in die VEB Bodenbearbeitungsgeräte umgewandelt. Die Bemühungen der Gesellschafter um Rückgabe, die damit begründet wurde, daß von 17 Teilhabern nur drei nominelle Parteigenossen gewesen seien, zwei weitere sogar Opfer des Faschismus²², blieben somit erfolglos. Die Enteignung der gesamten Firma wurde u.a. mit der Rüstungsproduktion der Firma Sack begründet.

Eine mit dem Stand vom 30. September 1946 berechnete Statistik über das Schicksal und die Beschäftigung der durch den Volksentscheid vom 30. Juni 1946 in Sachsen enteigneten Personen läßt den tiefen Einschnitt in die alten Wirtschaftseliten Sachsens erkennen. Nach dem Stand vom 30. September 1946 waren von 1672 Personen 324 nicht zu ermitteln, 327 waren in Haft, 60 in Kriegsgefangenschaft und 67 verstorben. Ein großer Teil wurde zu anderen, wahrscheinlich oft körperlichen Arbeiten herangezogen. 207 waren zwar infolge Überschreitung der Altersgrenze oder dauernder Erwerbsunfähigkeit von der Arbeitspflicht befreit, aber 347 waren in Arbeit vermittelt bzw. verpflichtet, 196 verblieben in den enteigneten Betrieben als Angestellte oder Arbeiter. Nur 144 mußten noch vermittelt werden.²³

Neue Eliten

„Bis 1947 hatte sich das Sozialprofil des Managements entscheidend verändert. Die ehemaligen Direktoren stellten unter den Leitern der nun allerdings schon volkseigenen Betriebe nur noch einen 6,2 Prozent-Anteil, frühere Arbeiter (21 Prozent) und Angestellte bildeten mit 52,4 Prozent eine absolute Mehrheit.“²⁴ So bilanziert Staritz den Elitenwechsel in der ostdeutschen Wirtschaft. Diese Umschichtung sieht er

als symptomatisch für die gesamte Entnazifizierung an: „An die Stelle von Vertretern der alten Bildungs- und Besitzeliten traten Funktions-träger, die aus bislang unterprivilegierten Schichten stammten.“²⁵

Koppelman nennt ähnliche Zahlen für Leipzig: „Zu 93,3 Prozent wurden Mitte 1948 die VEB Leipzigs von ehemaligen Arbeitern und Angestellten geleitet, nur 6,7 Prozent der früheren Leitungskräfte konnten übernommen werden.“²⁶

Auch in der damaligen Selbstdarstellung wurde der Eindruck erweckt, daß für Sachsen eine vornehmlich aus Arbeitern rekrutierte neue Wirtschaftselite typisch sei. Politische Funktionsträger auf Landesebene polemisierten gegen die offenbar weitverbreitete Meinung, diese neuen Kräfte seien zwar politisch, aber nicht fachlich geeignet. So erklärte der damals faktisch als sächsischer Wirtschaftsminister fungierende Fritz Selbmann demonstrativ: „Unsere besten Betriebsleiter sind Arbeiter. [...] Wenn ich zum Beispiel den ersten Direktor unserer Leder- und Schuhindustrie in Sachsen ansehe, der 20 oder 30 oder 40 Fabriken leitet, und zwar vorbildlich leitet, wenn ich ... denke, er ist ein alter Schuster, nichts anderes als ein Schuhmachergeselle, dann sage ich, daß wir solche pessimistischen Meinungen über die Fähigkeiten der Arbeiter nicht zu haben brauchen.“²⁷

Trotz solcher zweckoptimistischen Einschätzungen – in diesem Falle von dem recht selbtherrlichen und etwas sprunghaften Selbmann – war man anfangs gezwungen, vielfach auf alte Fachkräfte zurückzugreifen. Ich komme nochmals auf das Beispiel der Firma Meier & Weichelt zurück. So schrieb der Vorsitzende des Betriebsrates an den Rat der Stadt Leipzig im Oktober 1945: „Der planmäßige Wiederaufbau einer für die Friedenswirtschaft so wichtigen Firma setzt so viele Erfahrungen, Umsicht und Kenntnisse in der Leitung voraus, daß wir nach reiflichen Überlegungen den Gedanken, die bisherige Geschäftsleitung, deren Mitglieder sämtlich Parteigenossen gewesen sind, radikal umzubersetzen, fallen gelassen haben.“²⁸ Vereinbart wurde folgendes:

Von den drei Gesellschaftern der Firma trat Dr. Curt Weichelt als der älteste Mitinhaber der Firma von dem Betriebsführerposten zurück. Dr. Helmut Vogel hatte sich nach Sorge im Harz zurückgezogen und verwaltete dort ein kleines, ihm gehöriges Unternehmen. Dr.-ing. habil. Werner Weichelt legte den Posten als stellvertretender Betriebsführer ebenfalls nieder, versah aber weiter die Aufgaben als technischer Leiter des Betriebes. Von den drei Direktoren war das aktive Parteimitglied Dr. X ausgeschieden. Die beiden anderen Direktoren Y

und Z blieben vorläufig weiter als Prokuristen bei der Firma tätig; der eine für das Finanz- und Abrechnungswesen sowie den Einkauf, der andere für die zentrale Überwachung des gesamten Verkaufswesens.

Im Gefolge dieses Provisoriums entwickelte sich Direktor Z zum eigentlichen Betriebsleiter, der durch den Treuhänder, als der erst der technische Direktor, dann ein Mitglied des Betriebsrates fungierten, kontrolliert wurde. 1948 stieg Z. sogar in den Apparat der dem VEB Leipziger Eisen- und Stahlwerke übergeordneten VVB auf. Im Gegensatz zu ihm wurde der kaufmännische Direktor in der Firma Karl Krause nach mehrfacher Weiterbeschäftigung schließlich im März 1949 wegen seiner NSDAP-Mitgliedschaft seit 1932 entlassen.²⁹

Auch in der Firma R. Sack ist bis 1948 mit Dr. Müller-Bernhardt ein ehemaliger Direktor der Treuhänder. Er soll als einziger Angehöriger der ehemaligen Firmenleitung unter Otto Sack nicht Mitglied der NSDAP gewesen sein. 1945 wurde er Mitglied der LDPD.

Man kam also nicht ohne eine Übergangselite aus. Merkmal dieser Übergangselite war, daß sie von ehemaligen leitenden Angestellten bzw. Managern derselben Firma, jedoch nicht der Eigentümer gebildet wurde. Darunter waren nominelle Mitglieder der NSDAP wie auch politisch unbelastete Personen. Diese Übergangselite war zumindest solange nötig, bis geeignete Nachwuchskader mit der erwünschten SED-Mitgliedschaft und – wenn möglich – der Herkunft nach Arbeiter herangebildet waren. Ein Teil der alten leitenden Angestellten wurde integriert bzw. sogar befördert, die Mehrzahl jedoch verdrängt bzw. nicht in die VEB übernommen, wie die Fälle des kaufmännischen Direktors in der Firma Krause und des Treuhänders der Firma R. Sack, Dr. Müller-Bernhardt, zeigen. Zuweilen geschah dies auch in einem Wirtschaftsstrafprozeß, wie bei der Kammgarnspinnerei Stöhr & Co AG aus den Akten hervorgeht.

Neben den genannten Beispielen einer Übergangselite für Leipzig lassen sich einige Fälle nennen, wo Arbeiter von Anfang an den Aufstieg zum Betriebsleiter schafften. Dies geschah vor allem auf dem Weg über die Treuhänderschaft eines Betriebes bzw. das Amt eines sogenannten „kommissarischen Betriebsleiters“. Die Einsetzung erfolgte oftmals auf sehr unkonventionellem Weg. So berichtet Ernst Schmidt: „Am 13.2.1946, dem ersten Jahrestag des schrecklichen Bombenangriffs auf Dresden, fuhr ich in einem klapprigen Auto über trümmerübersäte Straßen in die zerstörte Stadt zu Fritz Selbmann, Wirtschaftsminister von Sachsen. Von ihm erhielt ich den Auftrag, das Vermögen der Pittler-AG zu erfassen und zu verwalten. Vom Amt für

Betriebsneuordnung in Leipzig bekam ich die Bestätigung meiner Einsetzung. [...] Nach Erfüllung dieser Aufgaben fuhr ich im August 1946 erneut nach Dresden zu Fritz Selbmann. Er erklärte mir, daß es nunmehr darauf ankäme, die Produktion in einem neuen Betrieb so schnell als möglich wieder aufzunehmen.³⁰ Und Du wirst den Betrieb leiten, sagte er wörtlich. Als ich, ein Bohrwerksdreher, Zweifel anmeldete, hielt er mir entgegen: Denkste, ich war schon Minister?“³¹ Später wurde Schmidt Werkleiter des aus diesen Anfängen hervorgegangenen VEB Drehmaschinenwerkes Leipzig. In dieser kurzen Selbstdarstellung bleibt jedoch der Anteil bürgerlicher Spezialisten bei dieser Neugründung des Betriebes im Gegensatz zur ausführlicheren Betriebsgeschichte unerwähnt. Die Biographie des 1905 geborenen Schmidt paßt auch in politischer Hinsicht in die Linie einer aus Arbeiterfunktionären rekrutierten Wirtschaftselite. 1920 Mitbegründer des KJVD in Leipzig, wurde er 1923 Mitglied der KPD und nahm in der Zeit zwischen 1933 und 1945 am antifaschistischen Widerstandskampf teil. Für seine Verdienste als Werkleiter erhielt er später den Vaterländischen Verdienstorden.³²

Der erste VEB-Direktor in der ehemaligen Firma R. Sack, Kuhnert, war trotz seiner SED-Mitgliedschaft kein „Arbeiterkader“. Er war seit 1923–1926 im Unternehmen als Ingenieur, danach im Auslandsdienst und nach 1945 als technischer Direktor in der Firma R. Sack tätig gewesen. Auch der von 1948 bis 1950 amtierende Werksdirektor bei Meier & Weichelt, August Balke, kam offenbar nicht direkt aus der Arbeiterschaft. Er war vor seinem Amtsantritt als Werksdirektor zuletzt technischer Leiter des Gesamtwerkes und vorher Leiter des Betriebsteiles von Meier & Weichelt in Lindenau.³³ Dagegen entsprach sein Nachfolger, Walter Krause, ab März 1950 Werksdirektor beim VEB Leipziger Eisen- und Stahlwerke, wieder eher dem Typus des Arbeiterkaders. Er war nach 1945 vom kommissarischen Betriebsleiter zum Werkleiter Metallgußwerk Leipzig aufgestiegen, wobei fünf Monate Wirtschaftsschule Mittweida eine typische Qualifizierungsmaßnahme und Voraussetzung für die damalige Zeit war. Krause war Mitglied der SED und von sozialer Herkunft Arbeiter.³⁴

Zuletzt möchte ich, als Ausblick über den genannten Untersuchungszeitraum hinaus, auf ein anderes Phänomen einer Übergangselite hinweisen. Ein nicht geringer Teil dieser neuen Elite der Arbeiterkader wurde seit Mitte der fünfziger Jahre durch die neue Generation der Hochschulkader verdrängt. Die Autodidakten der älteren Generation wurden nicht selten von ihnen belächelt, da sie sich an solidem

Wissen überlegen wählten. Damit wurde ein Teil der neuen Elite selbst zur Übergangselite.

Die Einschätzung von Staritz über die rasche und radikale Veränderung des Sozialprofils der Unternehmensführung bis 1947 und den Aufstieg von Personen, die aus bisher unterprivilegierten Schichten stammten, bedarf zumindest aus der Leipziger Sicht der Korrektur. Die Analyse der lokalen und regionalen Entwicklung zeigt auf, daß zumindest ein Teil des alten Managements, insbesondere der mittleren Ebene, eine Übergangselite über das Jahr 1947 hinaus und wahrscheinlich bis zum Beginn der fünfziger Jahre bildete.³⁵ Das Besitzbürgertum in der Wirtschaft hingegen wurde völlig ausgeschaltet, und so waren die Weichen definitiv auf neue Eigentums- und Verfügungsstrukturen in der Wirtschaft gestellt.

- 1 Zur Kaderproblematik siehe H. Zimmermann, Überlegungen zur Geschichte der Kader und der Kaderpolitik in der SBZ/DDR, in: H. Kaelble/J. Kocka/H. Zwahr (Hrsg.), Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994. – Der Begriff Kader, aus dem Sprachgebrauch marxistisch-leninistischer Parteien entlehnt, umfaßte in der DDR eine inhomogene große Personengruppe vom Meister bis zum Politbüromitglied. Die Gemeinsamkeit bestand im Anspruch der marxistisch-leninistischen Partei, den entscheidenden Einfluß auf die Auswahl der Kader zu haben. Dabei ging es neben den fachlichen Voraussetzungen v.a. um die politische Tragbarkeit von Personen. Mindestens bis Ende der fünfziger Jahre kam als weiteres Merkmal die soziale Herkunft aus der Arbeiterschaft hinzu. Der Fragestellung des Beitrages entsprechend geht es hier um Wirtschaftskader mittlerer Ebene. Eine exaktere Bestimmung könnte man m.E. nach der entsprechenden Nomenklatur (Zuordnung von Personengruppen zu der sie einsetzenden bzw. bestätigenden kaderpolitischen Ebene) treffen. Jedoch wird hier ein Zeitabschnitt behandelt, in dem die personalpolitisch zuständigen Stellen anfänglich ständig wechselten und Nomenklatur-Ordnungen erst relativ spät entwickelt wurden.
- 2 D. Staritz, Die Gründung der DDR: Von der sowjetischen Besatzungsherrschaft zum sozialistischen Staat, München 1987, S. 101f.
- 3 Bezüglich der nationalen Ebene erschienen u.a. folgende wichtige Untersuchungen: W. Zapf, Wandlungen der deutschen Elite, München 1965; U. Hoffmann-Lange (Hrsg.), Eliten in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1990; ders., Eliten, Macht und Konflikt in der Bundesrepublik, Opladen 1992. Die regionale Ebene betreffend ist insbesondere hinzuweisen auf: C. Rauh-Kühne/M. Ruck, Regionale Eliten zwischen Diktatur und Demokratie. Baden und Württemberg 1930–1952, München 1993; B. Fait, Die Kreisleiter der NSDAP nach 1945, in: Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, hrsg. von M. Broszat, München 1990; H. A. Welsh, Revolutionärer Wandel auf Befehl? Entnazifizierungs- und Personalpolitik in Thüringen und Sachsen (1945–1948), München 1989.
- 4 Siehe T. Adam, Die Geschichte zweier Leipziger Stadtteile um die Jahrhundertwende“, in diesem Heft, S. 90–101.

- 5 Sächsisches Staatsarchiv Leipzig (StAL), VEB Bodenbearbeitungsgeräte Leipzig Nr. 96/3.
- 6 Im Juni 1927 gab es in der Branche Maschinenbau 36 Betriebe mit 1-5 Beschäftigten (insgesamt 98 Beschäftigte) und 161 Betriebe mit 6-50 Beschäftigten (insgesamt 3420 Beschäftigte) sowie 86 größere Betriebe (über 50 Beschäftigte) mit 22531 Beschäftigten. Hinsichtlich des Beschäftigtenanteiles dominierte also die Gruppe der Betriebe mit über 50 Beschäftigten. Bei der Textilindustrie und dem Graphischen Gewerbe verhielt es sich ähnlich. Diese Verhältnisse dürften sich später durch die Weltwirtschaftskrise und den Rüstungsboom in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft eher zugunsten der Großbetriebe geändert haben. In dieser Zeit kam es zu rüstungsbedingten Verschiebungen der Betriebsgrößenstruktur zugunsten der Betriebe mit mehr als 50 Beschäftigten. – Vgl. Leipziger Wirtschafts-Handbuch, Leipzig 1927, S. 797; W. Bramke/ G. Dittrich/ U. Heß/ J. Reinhold, Sachsens Wirtschaft im Wechsel politischer Systeme im 20. Jahrhundert. Strukturelle Entwicklung und soziale Problemfelder vom Ausgang des Ersten Weltkrieges bis in die frühen sechziger Jahre, Leipzig 1992, S.14.
- 7 Vgl. J. John, 'Autoritäre' und 'konstitutionelle' Fabriken im Deutschen Kaiserreich, in: ZfG 35 (1987) 7, S. 589-600.
- 8 StAL, Karl Krause Polygraphischer Maschinenbau Leipzig Nr. 892.
- 9 StAL, Karl Krause Polygraphischer Maschinenbau, Leipzig Nr. 892, Curt Bigosch an den Wirtschaftspolitischen Ausschuß der Stadt Leipzig, 17.10.1945. Das vorgenannte Beispiel der Mitbestimmung stammt aus einer Selbstdarstellung der Firma gegen die Enteignung. Darin wurden auch eine lange Reihe von Sozialleistungen aufgeführt, die im Laufe der Firmenentwicklung eingeführt wurden. Nach einem Hinweis von Michael Schäfer aus Bielefeld, der zum Vergleich des Bürgertums von Leipzig und Edinburgh 1910–1930 forsch, band die Firma Karl Krause frühzeitig die Sozialleistungen an die Zugehörigkeit zum Werkverein, was die Mitgliedschaft in den freien Gewerkschaften ausschloß.
- 10 Vgl. U. Heß, Jubiläen Leipziger Firmen im 20. Jahrhundert – zwischen Gründungsmythos und Traditionsbewußtsein, in: Feste und Feiern: Zum Wandel städtischer Festkultur in Leipzig, hrsg. von K. Keller, Leipzig 1994, S. 266-282.
- 11 Ein Beispiel für eine solche Sichtweise ist die Biographiensammlung zu den „sächsischen Wirtschaftsführern“: Sächsische Lebensbilder, Bd. 3: Lebensbilder sächsischer Wirtschaftsführer, hrsg. von E. Dittrich im Auftrag der Sächsischen Kommission für Geschichte, Leipzig 1941.
- 12 Vgl. dazu W. Bramke, Sachsen und Leipzig 1918 bis 1934. Die Wechselwirkung zwischen Land und Großstadt, in: Sachsen und Mitteldeutschland. Politische, wirtschaftliche und soziale Wandlungen im 20. Jahrhundert, hrsg. von W. Bramke und U. Heß, Weimar u. a. 1995, S. 397-414.
- 13 Zur Reichsreform-Diskussion siehe R. Berndt, Das Projekt Mitteldeutschland in den Reichsreformplänen der Weimarer Republik, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 16/ I (1989), S.147-155; J. John, Die Reichsreformdiskussion in der Weimarer Republik, in: Föderalismus in Deutschland. Traditionen und gegenwärtige Probleme, hrsg. von J. Huhn und P.-C. Witt, Baden-Baden 1992, S. 101-126. Beispiele für zeitgenössische Literatur und Denkschriften sind: Leipzig und Mitteldeutschland. Denkschrift für Rat und Stadtverordnete zu Leipzig, hrsg. von Stadtrat Dr. Leiske, Leipzig 1928; Mitteldeutschland auf dem Wege zur Einheit, hrsg. vom Landeshauptmann der Provinz Sachsen Dr. Hübener, Halle 1927; H. Brill, Reichsreform – eine thüringische Schicksalsfrage, Altenburg 1932.

Elitenwandel in der Leipziger Wirtschaftsregion 1945–1948

- 14 G. Brunn, Regionalismus in Europa, in: in diesem Heft, S. 23–39.
- 15 Vgl. U. Borsdorf/L. Niethammer (Hrsg.), Zwischen Befreiung und Besatzung. Analysen des US-Geheimdienstes über Positionen und Strukturen deutscher Politik 1945, Weinheim 1995, S. 139–144.
- 16 Zum Begriff vgl. W. Hofmann, Mitteldeutschland in der Geschichte der deutschen Raumplanung, Dessau 1992. Siehe auch die in Anmerkung 13 genannte Literatur zur Reichsreform-Diskussion.
- 17 Vgl. Punkt 6 der politischen Grundsätze des Potsdamer Abkommens. Das Potsdamer Abkommen, Dokumentensammlung, Berlin 1980, S.220.
- 18 Um eine ausgewogene Beurteilung der amerikanischen Entnazifizierungspolitik in Mitteldeutschland hat sich K.D. Henke bemüht. Er meint, daß die in der DDR erschienenen älteren Arbeiten zur amerikanischen Besatzungsperiode in Sachsen und Thüringen an der „verständlichen Unkenntnis der Arbeitsbedingungen“ der amerikanischen Militärverwaltung kranken. Diese Arbeiten hätten die ersten Stabilisierungsmaßnahmen überbewertend als Strategie des „amerikanischen Imperialismus“ und als eine Behinderung der Entnazifizierung mißinterpretiert. Henke weist darauf hin, daß die schärfste Entnazifizierungsmaßnahme, die USFET-Direktive vom 7.6.1945 durch den Besatzungswechsel nicht mehr wirksam werden konnte, und bringt eine Reihe von Belegen für die durch die Amerikaner erzielten Entnazifizierungsergebnisse in verschiedenen Orten Mitteldeutschlands. So wurden im Raum Zwickau 1800 Zivilisten überprüft. Andererseits räumt Henke ein, daß die „Ergebnisse der ersten Säuberungsmaßnahmen von Stadt zu Stadt höchst unterschiedlich“ und vermutlich auch Beispiele für geringeres Engagement der Amerikaner zu finden seien. Bezüglich des Vergleichs aller amerikanischen Besatzungsgebiete hatte General Clay selbst festgestellt, daß die Entnazifizierung in den später zur SBZ gehörenden Gebieten am langsamsten vorangegangen war. K. D. Henke, Die amerikanische Besetzung Deutschlands, München 1995, S. 699–701.
- 19 Ebenda, S. 700.
- 20 C. Kleßmann, Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955, Darmstadt 1982, S. 82.
- 21 Vgl. S. Suckut, Die Betriebsrätebewegung in der SBZ (1945–1948), Frankfurt a. M. 1982, S. 184–191.
- 22 StAL, VEB Bodenbearbeitungsgeräte Nr. 96, Rückgabeantrag vom 21.6.47.
- 23 Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Landesregierung Sachsen, Ministerium für Wirtschaft Nr. 2124.
- 24 D. Staritz, Die Gründung der DDR (Anm. 2), S. 101f.
- 25 Ebenda, S. 102.
- 26 G. Koppelman, Das Ringen um die Festigung der antifaschistisch-demokratischen Staatsorgane in Leipzig von Mitte 1948 bis Anfang 1949, Diss. Leipzig 1968, S. 72.
- 27 F. Selbmann, Demokratische Wirtschaft, Dresden 1948, S. 66f.
- 28 StAL, VEB Leipziger Eisen- und Stahlwerke Nr. 40. (Max Pfau, an den Oberbürgermeister der Stadt Leipzig, 16.10.45). Die Namen sind vom Verfasser anonymisiert worden.
- 29 StAL, StAL, Karl Krause Polygraphischer Maschinenbau Leipzig Nr. 193.
- 30 Der alte Betrieb war teils demontiert, teils in ein sowjetisches Konstruktionsbüro umgewandelt worden.
- 31 Dreißig Jahre Volkseigene Betriebe, Leipzig 1976, S. 39.

- 32 Ebenda.
- 33 StAL, VEB Leipziger Eisen-und Stahlwerke Nr. 138.
- 34 Ebenda.
- 35 Staritz bezeichnet die unterprivilegierten früheren Arbeiter und Angestellten, die die neue Elite bildeten, mit 52,4 Prozent als „absolute Mehrheit“. Aus dieser Schichtung läßt sich aber nicht erkennen, ob ein Teil der Angestellten bereits früher in leitenden und mittleren Funktionen tätig und bürgerlicher Herkunft war. Staritz, Die Gründung der DDR (Anm. 2), S.101.

Unternehmeridentität und regionale Selbstthematization: Auseinandersetzungen um die maschinelle Herstellung von Zigarren im sächsischen Döbeln

1.

Die frühe Industrialisierung Sachsens und das Vorherrschen von Klein- und Mittelbetrieben vor allem der Fertigwarenproduktion¹ begünstigten offenkundig die Entwicklung und Dauerhaftigkeit eines ausgeprägten Sinns der Unternehmer für wirtschaftliche Selbständigkeit. Der sächsische Fabrikant sah sich weniger als „Finanzmann“ denn als ein mit Unternehmen und Produkt verwachsener „echter Hersteller“², es sei nicht die anonyme Kapitalgesellschaft, so ein Syndikus des Verbandes Sächsischer Industrieller (VSI) im Jahre 1927, sondern der „Einzelbetrieb, in dem sich die persönliche Tatkraft des Unternehmers oder Leiters auswirken könne“³. Sachsens Rückstand bei der Herausbildung von Aktiengesellschaften vor dem Ersten Weltkrieg mag, Ursache und Folge zugleich, als Indiz gelten.⁴ Noch zu Beginn der dreißiger Jahre waren von den 4000 Mitgliedern des VSI 3000 Einzel-firmen oder offene Handelsgesellschaften.⁵

Es liegt nahe, diesen mentalen Vorbehalt für die nach dem Ersten Weltkrieg zunehmende Krisenanfälligkeit der sächsischen Wirtschaft mitverantwortlich zu machen und deren Bereitschaft, sich Neuerungen zu öffnen, anzuzweifeln.⁶ Angesichts seit 1918 grundlegend veränderter ökonomischer und politischer Rahmenbedingungen konnten die Anpassungsfähigkeit und sprichwörtliche Regsamkeit der Unternehmer die Nachteile kleiner Betriebsgrößen und geringer Kapitalausstattung längst nicht mehr wettmachen. Besonders die Unterbrechung internationaler Wirtschaftsbeziehungen durch Weltkrieg und Pariser Vorortverträge brachte für die arbeitsteilige, traditionell exportorientierte sächsische Industrie große Schwierigkeiten mit sich. So schnitten die Abtretung von Teilen des oberschlesischen Kohlereviers und die Gründung der SR Sachsen von billigen Energieträgern

und Rohstoffen und wichtigen Absatzgebieten ab; auf anderen Märkten geriet die sächsische Industrie wegen der ungünstigen Frachtlage und hoher Transportkosten rasch ins Hintertreffen. Daß durch die Vereinheitlichung des Tarifrechts zudem der bisherige Standortvorteil niedriger Löhne verloren ging, nährte gerade unter kleinen und mittleren Unternehmern die Überzeugung, nicht nur ein Opfer der Strukturkrise, sondern auch des Weimarer Sozialstaates zu sein. Fast folgerichtig ließ die Weltwirtschaftskrise – die in Sachsen relativ früh einsetzte und den faktischen Zusammenbruch der Exportwirtschaft und eine langanhaltende Arbeitslosigkeit bedeutete – das latente sächsische Mißtrauen gegen den „Finanz- und Verwaltungszentralismus“ des Reiches aufbrechen, dessen Wirtschafts- und Strukturpolitik die Großindustrie und Regionen mit höherer nationaler Geltung (Ruhrgebiet!) begünstigte.⁷

Seinen Forderungen nach größerer Aufmerksamkeit und insbesondere steuerlichen Ausnahmeregelungen auch für Sachsen versuchte der Verband Sächsischer Industrieller Nachdruck zu verleihen, indem sowohl der Reichsregierung gegenüber als auch im innerverbandlichen Meinungsaustausch die besondere Wirtschaftsstruktur des Landes und die Bodenständigkeit des Unternehmers herausgestellt wurden: „Man baut wirtschaftliche Großreiche nicht auf, indem man die starke Eigenkraft ihrer selbständigen Wirtschaftsgebiete und Landesteile mißachtet, sondern nur so, daß man sie in ihrer Eigenart stärkt und bei der selbständigen Arbeit an der Volkswirtschaft des Reiches unterstützt.“⁸ Ungeachtet aller Schwierigkeiten, so versicherte ein VSI-Vorstand, würden die sächsischen Industriellen dennoch „weiter ihre Pflicht erfüllen und den bewährten sächsischen Unternehmergeist wachhalten.“⁹

Was hat es auf sich mit der spezifischen Prägung der sächsischen Unternehmerschaft? Gab es ihn überhaupt: den typischen sächsischen Industriellen, geformt durch die Eigenarten des Wirtschaftsraumes, der „mehr Schornsteine als Bulgarien Obstbäume“ zählte; seiner Region, seinem Betrieb und der Belegschaft verbunden „wie der Bauer seiner Scholle“?¹⁰

Mit Hinweis auf neuere Siegener Untersuchungen hat Rüdiger Gans vor einiger Zeit die Prägekraft ökonomischer Strukturen für die Herausbildung von Regionalbewußtsein und regionaler Identität eher gering veranschlagt und beiden Phänomenen „eine gewisse symbolische Autonomie“ zugesprochen, gleichwohl eingeräumt, daß sozioökonomische Probleme und Verunsicherungen die Formierung (oder Revitalisierung) eines Regionalbewußtseins herausfordern können.¹¹ Auch

für Sachsen ist zu vermuten, daß die „regionale Selbstthematierung“ der Unternehmer in erster Linie als kollektive Sinnstiftung diene mit dem Ziel, zum Teil grundverschiedene Interessenlagen zusammenzuführen. So lassen sich unter wirtschaftsgeographischen Gesichtspunkten sehr unterschiedlich geprägte Subregionen bestimmen.¹² Und angesichts der Vielgestaltigkeit der Industrie darf man sich die sächsischen Unternehmer keinesfalls als homogene Gruppe mit gleichen Einstellungen und Verhaltensweisen vorstellen. Zwar soll über einen Kernbestand gleichgelagerter Interessen, z.B. an Eigentum und Besitz, materieller Sicherheit und dem Erhalt einer auf das Privateigentum gegründeten Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, nicht hinweggesehen werden. Ob allerdings die „Bürgerlichkeit als Lebensform“ einte, sei dahingestellt, hielten sich doch in einigen Gewerben wie der unten besprochenen Zigarrenherstellung lange beachtliche Reste eines vorindustriellen Bürgerlichkeitstyps.¹³ „Unter dem Druck der Not gilt es“, postulierte daher ein VSI-Funktionär, „das Bewußtsein zu stärken, daß innerhalb der Grenzen einzelner Landesteile die Wirtschaft ein gemeinsames Schicksal verbindet. Auch wenn die Bevölkerung an verschiedenen Maschinen verschiedene Rohstoffe verarbeitet, ... bleiben doch in erster Linie die Menschen derselben Landschaft und desselben großen Arbeits- und Lebensraums auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen.“¹⁴

Der folgende Beitrag versucht, den regionalspezifischen Gehalt, die Funktion und die Reichweite dieser unternehmerischen Selbstdefinition anhand eines Fallbeispiels näher zu bestimmen. Besonderes Augenmerk soll dabei der Frage gelten, in welchem Maße wirtschaftliche und politische Entwicklungen und Zäsuren die soziale Identität der sächsischen Unternehmer berührten. Im Anschluß an soziologische Konzepte wird dabei unter sozialer Identität in erster Linie die Kontinuität des situations- und lebensgeschichtlichen Selbst-Erlebens in Auseinandersetzung mit den Anforderungen verschiedener gesellschaftlicher Institutionen und Handlungsfelder verstanden.¹⁵ Inwieweit sind Bedürfnisse, Interessen und Handeln der Unternehmer auf die Wahrung dieser Kontinuität, auf die Balance zwischen Selbstansprüchen und sozialen Anforderungen ausgerichtet? Über die Frage nach Selbstbild und Selbstwahrnehmung des Unternehmers hinaus gilt es dabei, seine Wahrnehmung des Fremdbildes und die Bedingungen dieser Wahrnehmung in die Untersuchung einzubeziehen.

Im Mittelpunkt stehen die Auseinandersetzungen um den ab 1930 unternommenen Versuch, die maschinelle Herstellung von Zigarren

im mittelsächsischen Döbeln, einer durch vielfältige Industrien geprägten Stadt mit ca. 23.000 Einwohnern, zu etablieren.¹⁶ Die sächsische Zigarrenindustrie bietet sich für eine solche Falluntersuchung aus verschiedenen Gründen an: Gesamtwirtschaftlich nur noch von nachrangiger Bedeutung, blieb sie lange ein besonderes Konfliktfeld sowohl branchen- als auch regionalspezifischer Interessen. Ihre Entwicklung läßt sich deutlich von der in anderen, weniger industrialisierten und urbanisierten Zentren der Zigarrenherstellung unterscheiden. Die aus der Nachbarschaft von vorindustriellem Gewerbe und modernem Fabrikbetrieb resultierenden Spannungen konnten gleichwohl lange ausgeglichen werden; zum einen deshalb, weil die strukturellen Besonderheiten Sachsens die Rückständigkeit und den Modernisierungsbedarf der Zigarrenbranche lange überdeckten, zum anderen, weil wegen der exzessiven Tabaksteuerpolitik des Reiches Ressentiments gegen die Berliner Zentrale in der Zigarrenwirtschaft von jeher auf einen fruchtbaren Boden fielen.

2.

Als im Sommer 1929 die Absicht des Dresdner Zigarettenfabrikanten Salomon Kreuter bekannt wurde, Zigarren nicht mehr in aufwendiger Handarbeit, sondern auf modernen amerikanischen Maschinen herzustellen und zu diesem Zwecke einen Großbetrieb mit etwa 3000 Beschäftigten zu errichten, bewarben sich zahlreiche Kommunen um die Ansiedlung des vermeintlich zukunftssträchtigen Unternehmens. Kreuters Wahl fiel schließlich auf das mittelsächsische Döbeln, das auf eine lange Tradition der Zigarrenherstellung zurückblicken konnte und als Verkehrsknotenpunkt zwischen den drei sächsischen Großstädten Leipzig, Chemnitz und Dresden günstigen Zugang zu den Rohstoff- und Absatzmärkten versprach. Den Zuschlag verdankte die Stadt nicht zuletzt dem Engagement ihrer beiden sozialdemokratischen Bürgermeister, die, in der Hoffnung auf eine Belebung des Arbeitsmarktes und die Entlastung des Wohlfahrtsetats, den Zigarrenwerken Unterstützung bei der Anmietung von Fabrikräumen und Entgegenkommen bei der Steuer- und Abgabenbelastung zugesichert hatten. Döbeln verzichtete gegenüber Kreuter auf den vollen Anteil der Stadt an der Reichseinkommensteuer und an der Körperschaftsteuer, den vollen Anteil an der Umsatzsteuer im ersten und im zweiten und 50 Prozent im dritten Betriebsjahr sowie auf den vollen Zuschlag zur staat-

lichen Gewerbesteuer. Einzig die kommunale Grundsteuer wurde in voller Höhe erhoben. Der seit Erzbergers Finanzreform 1920 ohnehin eingeengte Spielraum der Stadtverwaltung in Steuerfragen war damit im wesentlichen ausgeschöpft, alle anderen Lasten für die neuen „Kreter-Zigarren-Werke“ - Reichssteuern, Berufsgenossenschaftsbeiträge, Sozialversicherungen - wurden nicht durch die Gemeinde bestimmt.¹⁷ Im Frühjahr 1930 begann das Unternehmen mit der Produktion von Markenzigarren zu 10 und 15 Pfennigen. Die zunächst fünfzig Teilautomaten vereinten das Pressen der Wickel und das Umrollen in einem Arbeitsgang, Aufbereitung und Sortierung erfolgten nach wie vor von Hand. Jede Maschine stieß bei achtstündiger Laufzeit täglich 2000 Zigarren aus; da in zwei, später in drei Schichten gearbeitet wurde, stellten die „Kreter-Werke“ in ihren besten Zeiten wöchentlich über 1,5 Millionen Zigarren her. Eine für die Verhältnisse der Branche gewaltige Menge: Die durchschnittliche Wochenproduktion aller sächsischen Zigarrenhersteller hatte im Rechnungsjahr 1929/30 runde 5,3 Millionen Stück betragen.¹⁸ Jeweils vier Arbeitskräfte bedienten eine Maschine, so daß bei Betriebsaufnahme auf einen Schlag vierhundert Personen Anstellung fanden. Für die Zukunft versprach das Unternehmen die Anschaffung weiterer Maschinen und die allmähliche Steigerung der Beschäftigtenzahl auf mindestens 3000, nach einigen Jahren sogar 6000 Arbeitskräfte. Der Markteintritt der „Kreter-Werke“, so glaubte man folgerichtig in der Stadtverwaltung, bedeute „eine gewisse Umwälzung der Zigarrenherstellung und des Zigarrenhandels überhaupt in Deutschland“ – und Döbeln werde an diesem Fortschritt teilhaben. Im Sommer 1933 sollen bereits 190 Firmen mit Maschinen gearbeitet haben, wobei Anzahl und Art aber im unklaren bleiben.¹⁹

Der Versuch der „Kreter-Werke“, Produktions- und Absatzmethoden der sehr viel erfolgreichereren Zigaretten- auf die Zigarrenindustrie zu übertragen, war die logische Konsequenz aus einer tiefgreifenden Krise, in die die Branche spätestens mit Beginn des Ersten Weltkrieges geraten war und von der sie sich auch in den wirtschaftlich besten Jahren der Weimarer Republik nicht hatte erholen können. Die enorme steuerliche Belastung der Tabakwirtschaft, ein allgemeiner Rückgang des Konsums und der Wechsel der Raucher zu billigen Preislagen trafen die Zigarrenfabrikanten ungleich härter als die hochmechanisierte Zigarettenindustrie und bereiteten zum Ende der zwanziger Jahre schließlich den Boden für die Einführung der Maschinenarbeit. Ungeachtet des auf der Branche lastenden Rationalisierungsdrucks wurde die neue Herstellungsweise in der Wirtschaft,

bei den zuständigen Behörden und in der Öffentlichkeit skeptisch beurteilt oder rundweg abgelehnt. Wenn auch nicht „die gesamte Tabakfabrikation Deutschlands Sturm“ gegen das Projekt lief (so die Einschätzung eines im Reichsfinanzministerium zuständigen Beamten)²⁰, blieben diejenigen, die dem Unternehmen Erfolg wünschten, in der Minderzahl. Viele Vorbehalte rührten aus der Überzeugung, die Einführung von Maschinen würde langfristig tausende Arbeitskräfte aus der Zigarrenindustrie verdrängen und große soziale Probleme nach sich ziehen; eine Befürchtung, die im übrigen auch von den Befürwortern der neuen Technologie weitgehend geteilt wurde.

Der erbitterteste und ausdauerndste Widerstand kam naturgemäß von den Zigarrenfabrikanten, die vom Übergang zur maschinellen Herstellung den Beginn eines gnadenlosen Verdrängungswettbewerbes erwarteten, den nur wenige kapitalkräftige Unternehmen überleben können. Das Beispiel der Zigarettenindustrie, die von den beiden untereinander verbundenen Konzernen Reemtsma und Haus Neuerung nahezu völlig beherrscht wurde, vor Augen, fürchteten sie die Kartellierung ihrer Branche und die Auslieferung an fremdes Kapital. Nicht zu Unrecht wurden die steuerlichen Belastungen der Tabakwirtschaft in Beziehung zu den Reparationsforderungen der Siegermächte des Weltkrieges gesetzt, was die Aversionen gegen ausländische Investoren verstärkte. Die Zigarrenhändler fürchteten vor allem den geplanten Übergang zum Markenprinzip. Die Einführung einer preiswerten Zigarre, die nicht mehr nur im Fachhandel, sondern in jedem geeigneten Geschäft in gleichbleibender Qualität und zum Festpreis erhältlich sein sollte, bedeutete einen erheblichen Rückgang bei Umsatz und Gewinn und bedrohte viele Kleinhändler in ihrer Existenz, zumindest aber in der sorgsam gepflegten „Kaufmannseigenschaft“.²¹

Angesichts der steuerlichen Vergünstigungen für die neuen Zigarrenwerke nimmt es nicht wunder, daß auch die Vertreter anderer in Döbeln ansässiger Industriezweige der Neugründung frühzeitig mit Argwohn und Feindseligkeit begegneten. Mit tatkräftiger Unterstützung durch die Ortsgruppe des VSI gelang es daher den alteingesessenen Zigarrenproduzenten, weite Teile der Unternehmerschaft, der öffentlichen Meinung und der Politik und nicht zuletzt viele Verbraucher gegen den Konkurrenten einzunehmen. Als Bezugspunkte dienten die lange Tradition des Zigarrenmachens in Mittelsachsen und die Benachteiligung bodenständiger Unternehmen gegenüber Großbetrieben und Großkapital. Der konzertierte Widerstand trug neben anderen

Faktoren²² dazu bei, daß die „Kreuter-Werke“ bald nach Produktionsbeginn in Absatz- und Zahlungsschwierigkeiten gerieten und bereits im Sommer 1932 Konkurs anmelden mußten.

Freilich bedarf das Zusammengehen von Zigarrenindustrie und anderen Branchen der Erklärung, galt doch die sächsische Industrie von jeher als ausgesprochen „maschinenfreundlich“. Die Döbelner Wirtschaft wurde spätestens seit Inbetriebnahme der (südlichen) Eisenbahnstrecke Dresden-Leipzig 1868 von einer relativ modern ausgestatteten Metallwarenindustrie dominiert, die in über siebenzig Betrieben etwa ein Fünftel der Erwerbstätigen beschäftigte. Die Frontstellung gegen die neuen Zigarrenwerke konterkarierte darüber hinaus in auffälliger Weise die zum Jahresbeginn 1931 mit großem Aufwand gestartete Kampagne des VSI „Sachsen braucht Arbeit“²³, die ständigen Klagen über die sinkende Exportfähigkeit der sächsischen Wirtschaft und über die sinkende Kaufkraft der Bevölkerung. Gab es tatsächlich die oft beschworene „Schicksalsverbundenheit der sächsischen Industrie“, die die „gemeinsame regionale Basis“ stärker gewichtete als „rein fachliche Interessen“?²⁴

Legt man obengenannte Merkmale – Dominanz kleinerer und mittlerer Betriebe, Einzelleitung, Selbständigkeitssinn und Herstellerstolz – zugrunde, kann die Zigarrenproduktion als typisches Element der sächsischen Wirtschaft angesehen werden,²⁵ eine Branche, die bis weit in das 20. Jh. hinein einer handwerklichen Verfassung nicht entraten wollte und die auf der Suche nach billigen Arbeitskräften vor den modernen Industrien in eine kleinstädtische und dörfliche Umgebung geradezu geflohen war. Anders als in Baden, Westfalen oder Hessen fanden sich die sächsischen Zigarrenunternehmer allerdings rasch in der Nachbarschaft anderer Industriezweige wieder, in denen sich Stellungssuchenden oft angenehmere Arbeitsbedingungen und kürzere Anlernzeiten boten. Ein bis 1918 insgesamt niedriges Lohnniveau und der für Sachsen charakteristische „fließende Übergang zwischen Stadt und Land, Industrie und Handwerk, städtischem Gewerbe und Landwirtschaft“²⁶ ermöglichten gleichwohl ein weitgehend konfliktfreies Nebeneinander: Zum einen unterschied sich die Zigarrenbranche in der Verteilung der Betriebsgrößen kaum von den meisten anderen sächsischen Industriezweigen, zum anderen fragte die landwirtschaftliche Bevölkerung lange in ausreichendem Maße Nebenerwerbsmöglichkeiten nach. Mochte auf dem „flachen Land“ die selbstbewußte Bezeichnung „Zigarrenindustrie“ einer konkurrenzlosen Stellung als

Arbeitgeber geschuldet sein, wurde sie in Sachsen eher zur Behauptung der Zugehörigkeit und der Interessenübereinstimmung.

Tatsächlich vermittelte das Zigarrengewerbe das Bild des selbständigen, tüchtigen und flexiblen sächsischen Unternehmers in idealtypischer Reinheit. Solange die Einführung von Maschinen nicht auf der Tagesordnung stand, sahen sich die das Erscheinungsbild der Branche bestimmenden Klein- und Mittelbetriebe gegenüber Großbetrieben kaum im Nachteil: Die fixen Kosten blieben gering, und da sich zur Zigarrenherstellung nahezu jeder Raum eignete, waren sowohl die Gründung eines Betriebes als auch eine konjunkturbedingte Auflösung ohne größere Verluste möglich. Während die Frage der Kapitalkraft also eher im Hintergrund stand, galten eine gute Hand bei der Auswahl des Rohstoffs, das Gespür für sich abzeichnende Wechsel der Geschmacksrichtung und die ständige Kontrolle der Produktion auf Sauberkeit, Sparsamkeit und Qualitätsarbeit als unverzichtbar. Die Überzeugung, daß es nur wenige Industrien gäbe, „in denen Gedeih und Verderb einer Unternehmung so sehr von der persönlichen Leistungsfähigkeit des Leiters abhängt wie in der Zigarrenindustrie“²⁷, war daher ebenso weitverbreitet wie langlebig. Mit der maschinellen Herstellung, so wurde auch gegen die „Kreuter-Werke“ argumentiert, gehe die Verbindung zwischen Hersteller und Produkt verloren, die Zigarre verlöre ihren „individuellen Charakter“ und Unternehmer und Arbeiter hätten für ihre Leistung „kein Zeugnis mehr“.²⁸ Zudem sei die Handarbeit wegen der Beschaffenheit und unterschiedlichen Größe des teuren Rohtabaks unentbehrlich. Der Verweis auf die Flexibilität kleinerer Betriebe war mehr als nur die Lebenslüge zu kurz gekommener und finanzschwacher Fabrikanten. Auch größere Unternehmen zogen die Verteilung auf mehrere kleine Produktionsstätten der Konzentration im Großbetrieb vor, da so der anspruchsvolle Markt besser mit möglichst vielen Sorten beliefert werden konnte. An den kleinstädtischen und ländlichen Standorten, die von der Zigarrenindustrie wegen des Lohnkostenvorteils bevorzugt wurden, standen ohnehin nur selten genügend Arbeitskräfte für eine großangelegte Fabrikproduktion zur Verfügung.²⁹

Die Döbelner Auseinandersetzungen um die „Kreuter-Werke“ offenbarten indes grundsätzliche und schwerwiegende Unterschiede zwischen Zigarrengewerbe und einer vom Export abhängigen Fertigwarenindustrie. So war es für viele Zigarrenfabrikanten unvorstellbar, ihr Produkt dem Massenkonsum preiszugeben; dafür gab es ja nun die Zigarette, die – „ein Kind unserer schnelllebigen Zeit“ – ihren Sieges-

zug nach landläufiger Ansicht nicht zuletzt dem Weltkrieg, der hektischen Betriebsamkeit der Moderne und der Auflösung traditioneller Wert- und Moralvorstellungen verdankte. Unvermeidliches Zubehör von Honoratiorenzirkeln, aber nichts für Arbeiter, Frauen oder Heranwachsende, blieb (oder aber: wurde) die Zigarre ein Symbol bürgerlicher Selbstgewißheit; sie erinnerte ein wenig an die gute alte Zeit, und als die teuerste Art des Rauchens schied sie den gut Situierten vom weniger gut Situierten: Ein zeitgenössisches Ratgeberbüchlein für den Zigarrenhändler beschreibt den idealen Kunden als wohlhabend, distinguiert und kennerhaft. Maschinell gefertigte und preiswerte Ware stand darüber hinaus in dem Ruch, von minderer Qualität zu sein. Nachdem im 19. Jh. die ersten Hilfswerkzeuge aufgekommen waren, wurden manchenorts die mit der Wickelform hergestellten Zigarren von Hand nachgearbeitet, um ihnen ein unebenes Aussehen zu verleihen und so den Verdacht der Massenfertigung von ihnen zu nehmen.³⁰

Besonders deutlich wurden das überholte Wirtschafts- und Selbstverständnis der sächsischen Zigarrenfabrikanten in der Frage der Produktwerbung. Um die neuartige Maschinenzigarre einzuführen, bedienten sich die Döbelner „Kreuter-Werke“ moderner, zum Teil bis heute gebräuchlicher Mittel: flächendeckende und großformatige Plakatierung, auf Fernwirkung bedachte Verkehrswerbung, knapp gehaltene und eingängige Slogans, viertel- bis ganzseitige Zeitungsanzeigen, das Ganze verbunden mit einem bewährten Hauch von Exotik.³¹ Höhepunkt des aufwendigen Reklamefeldzugs sollte die Landung eines Zeppelin-Luftschiffes, einer „fliegenden Zigarre“, in Döbeln werden. Zwar verhinderten stürmische Winde, im meteorologischen wie im übertragenen Sinne, das Spektakel, die „Kreuter-Werke“ freilich blieben im Gespräch. Die Kampagne fand zahlreiche Bewunderer und eine wohlwollende Anerkennung vor allem in der großstädtischen Presse, in der Zigarrenwirtschaft stieß sie dagegen auf Skepsis, kleinliche Kritik und entschiedene Ablehnung. Hier galt offenbar noch das Postulat Werner von Siemens' aus dem Jahre 1876, demzufolge die Werbung durch Leistung der durch Worte vorzuziehen sei.³² Vereinzelt hatte zwar ein modernerer Stil Eingang in die Zigarrengeschäfte größerer Städte gefunden, im allgemeinen aber blieben Empfehlungen zum Zigarrenkauf antiquiert und begnügten sich mit Angaben zu den klassischen Produkteigenschaften Qualität und Preis. Solange der Absatz Sache der Zigarrenhändler und auf einen exklusiven Kreis von Kunden beschränkt bleiben sollte, bedurfte es der Reklame als Ersatz für die individuelle Kommunikation nicht: Der bevorzugte Kunde

wurde aufmerksam und standesgemäß bedient, aber nicht belästigt. Es ist nicht abwegig anzunehmen, daß die breite Streuung des Wirtschafts- und Besitzbürgertums im dicht industrialisierten und urbanisierten Sachsen die Zigarrenfabrikanten jahrzehntelang der Sorge um Kundschaft aus den „besseren Kreisen“ enthob und so den Blick auf die anonymen überregionalen Märkte und eine Ausrichtung am Zeitgeist überflüssig machte.

3.

Die öffentliche Aufmerksamkeit für die „Kreuter-Werke“ verdichtete sich ab Herbst 1930 zu einer streckenweise mit großer Heftigkeit geführten Debatte und erreichte kurzzeitig sogar den sächsischen Landtag. Hauptstreitpunkte waren die Folgen der Neuansiedlung für die alteingesessenen Zigarrenproduzenten und die Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt, wobei es den Gegnern Kreuters beispielhaft gelang, an soziale Gefühle und heimatliches Sonderbewußtsein zu appellieren.³³ Immer wieder wurde der neuen Zigarrenfabrik vorgeworfen, mittels „amerikanischer Methoden“ ein traditionsreiches mittelsächsisches Gewerbe zu zerstören, die zahlreichen Heimarbeiter der Gegend um ihre Existenzgrundlage zu bringen und der Unternehmenskonzentration den Weg zu ebnen. Daß Kreuter des Lohnkostenvorteils wegen oft orts- und landesfremde Arbeitskräfte einheimischen Erwerbslosen vorzog, leitete zusätzliches Wasser auf die Mühlen der Kritiker.

Bei näherem Hinsehen wird allerdings deutlich, daß die meisten Angriffe weniger den neuen Zigarrenwerken als vielmehr ihren Förderern im Rathaus galten. In einem Brief an den Stadtrat vom November 1930 beanstandete die Ortsgruppe des VSI zwar den durch die „Kreuter-Werke“ auf der Döbelner Zigarrenwirtschaft liegenden Konkurrenzdruck, vor allem aber die selbständige Industriepolitik der Stadtverwaltung³⁴: Zwar solle die „Anerkennung für die durchaus dankenswerten Bemühungen der Stadtverwaltung um Heranziehung neuer Industrien nicht geschmälert werden“, die Erhaltung der alteingesessenen Betriebe und Branchen sei aber „mindestens so wichtig wie die Schaffung neuer Arbeitsplätze (...) Keinesfalls würde es gutgeheißen werden können, wenn sich etwa die Stadtverwaltung im Interesse der Firma Kreuter ... bei anderen öffentlichen Körperschaften für irgendwelche Subventionierung oder besondere Förderung anderer Art einsetzen würde (...) Es kann und darf nicht Aufgabe der öffentlichen

Körperschaften sein, auf diese Weise in den Wettbewerb einzugreifen.“ Der Ortsgruppenvorsitzende – bisher größter Arbeitgeber am Ort, ehrenamtlicher Stadtrat und Beisitzer im Präsidium des Reichsverbandes der Deutschen Industrie – beendete den Brief mit der ausdrücklichen Mahnung, in Zukunft keine neuen Betriebe heranzuziehen, und sprach den Bürgermeistern wirtschaftliche Kompetenz ab. „Wir dürfen erwarten“, daß die Stadtverwaltung bei geplanten Neuansiedlungen, Steuer- oder anderen Vergünstigungen „jeweils rechtzeitig zuvor eine gutachtliche Äußerung unserer Ortsgruppe herbeiführen wird“.

Begünstigt durch das Klassenwahlrecht, hatten bis 1918 gerade mittlere und kleinere Unternehmer eine herausragende Rolle in den sächsischen Kommunen spielen und die Wirtschafts-, Bau- und Bodenpolitik nach eigenem Gusto gestalten können. Dieses kommunalpolitische Engagement entsprang nicht ausschließlich einem reinen Macht- und Gewinnkalkül, sondern war vielmehr der Versuch, ökonomische Interessen, den tradierten Sozialpaternalismus der Gründergeneration und einen in wirtschaftlicher Unabhängigkeit begründeten „Anspruch auf soziale Schätzung und privilegierte Lebenslage“³⁵ miteinander in Einklang zu bringen. Mit anderen Worten: Solange das Wohl der Gemeinde mit dem Wohl der Privatwirtschaft verkoppelt blieb, war die gesellschaftliche Legitimation des Unternehmers nicht in Zweifel zu ziehen. Erfolge in der Kommunalpolitik kompensierten wirtschaftliche Schwierigkeiten und soziale Verunsicherungen und hielten Selbst- und Fremdbild des Unternehmers in der Balance.

Die Kriegsfolgen und die Novemberrevolution veränderten nicht nur die wirtschaftliche Situation, sondern auch den kommunalpolitischen Spielraum des sächsischen Bürgertums grundlegend. Zum einen wurden die Gemeinden durch die Finanzreform von 1920, die am Unitarismus der Reichsverfassung ausgerichtet war und den Reparationslasten Rechnung zu tragen versuchte, in ihrer Steuerhoheit und damit in ihrer finanziellen Beweglichkeit stark eingeschränkt; mit dem Recht, Zuschläge zur Einkommenssteuer zu erheben, verloren sie ihre bisher ergiebigste Finanzquelle. In Sachsen, wo die Kommunen bis dahin ein „Höchstmaß an ... Autonomie bei der Einkommensbesteuerung“ genossen und in völliger Selbständigkeit eigene Gemeindeeinkommenssteuern erhoben hatten³⁶, mußte sich diese Neuregelung besonders nachteilig auswirken. Zum anderen zogen die bisher von der Machtteilhabe ferngehaltenen Parteien der Arbeiterbewegung auch in die kommunalen Parlamente ein und nahmen dort oft glaubwü-

ger für sich in Anspruch, das Wohl der Allgemeinheit im Blick zu haben. In der „Sächsischen Industrie“ beklagte ein Niedersiedlitzer Unternehmer: „Der Arbeiter glaubt nicht mehr, daß es auch noch Arbeitgeber geben kann, die nicht aus Eigennutz, wohl aber aus Interesse am Allgemeinwohl und aus Wertschätzung für die Belegschaft sich sorgen und mühen.“ Dem Unternehmer werde „bitter, bitter Unrecht“ getan, „wenn man glaubt, daß er nur ... des Mammons wegen sich betätige.“³⁷

Dort, wo linke Mehrheiten die Gemeindepolitik zu gestalten begannen, ging im Bürgertum die Angst vor „russischen Experimenten“ und der „kalten Sozialisierung“ um. Daß viele sozialdemokratische Kommunalpolitiker in dem Bestreben, „jedes aufwachsenden Menschen Lebenszeit besser zu gestalten als die des Proletariats der Vergangenheit“³⁸, der sozialen Sicherung der Gemeindemitglieder einen höheren Stellenwert einräumten als privater Initiative und Verantwortung, war Quelle ständiger bürgerlicher Verunsicherung und Empörung: Statt sich der vermeintlich vordringlichen Aufgabe der Kommunalpolitik, der „Förderung des gewerblichen und industriellen Lebens“³⁹, anzunehmen, gäben die Bürgermeister, Ratsherren und Stadtverordneten der Linksparteien das Geld mit vollen Händen für Wohlfahrtszwecke und die Ausweitung des öffentlichen Sektors aus. Am Ende, so argwöhnten die Politiker in der Mitte und auf der Rechten, werde die „Sozialisierung auch der Persönlichkeit“ stehen.⁴⁰ In Döbeln hatte das Verhältnis von Unternehmern und sozialdemokratisch dominiertem Rathaus Mitte der zwanziger Jahre offenbar einen Tiefpunkt erreicht. Der 1925 durch die Stadtverwaltung unternommene Versuch, eine Gemeindesteuer für den Verbrauch von Elektrizität und Gas zu erheben, stieß auf den erbitterten Widerstand der bürgerlichen Seite. Zwar lehnten der Kreisausschuß und, nach einem Einspruch der Stadt, auch die Dresdner Gemeindekammer den Steuerplan ab; in der Döbelner Unternehmerschaft gelangte man jedoch zu der Überzeugung, daß die Politik der städtischen Behörde „keinen Standortfaktor“ darstelle.⁴¹

Die Stellung des Wirtschaftsbürgertums blieb gleichwohl auch unter den Bedingungen des allgemeinen Wahlrechts stark genug, solange die Unternehmer als Arbeitgeber und Steuerzahler eine unverzichtbare Bedeutung für die Gemeinden hatten. Dazu kam ein dichtes Netzwerk von persönlichen Bekanntschaften, Geschäftsbeziehungen, Mitgliedschaften in Vereinen und Verbänden. Seine Fähigkeit, sich veränderten politischen Bedingungen anzupassen, hatte das Bürgertum

nach der Revolution mit der Bildung von Bürgerräten und -bünden unter Beweis gestellt. Nach deren Bedeutungsverlust wurde die Sammlungspolitik vielfach mit bürgerlichen Einheitslisten oder Listenverbindungen zu den Kommunalwahlen und der Bildung von gemeinsamen Fraktionen in den Gemeindeparlamenten fortgesetzt, wobei sich das sächsische Bürgertum offenbar als besonders rühmig erwies.⁴²

So bestimmte auch in Döbeln die „Bürgerliche Arbeitsgemeinschaft“, ein Zweckbündnis aller nicht-sozialistischen Stadtverordneten, die kommunalen Geschicke weiterhin entscheidend mit; begünstigt durch den Umstand, daß sich SPD und KPD nur selten auf eine gemeinsame Politik einigen konnten und eine „Linksmehrheit“ bloße Fiktion blieb. Zudem versahen im Rathaus zahlreiche altgediente Kommunalbeamte ihren Posten. Erst die Weltwirtschaftskrise erschütterte dieses Machtfundament nachhaltig. Viele Unternehmen, die einst den guten Ruf Döbelns als Industriestandort begründet und deren Inhaber in der Gemeindepolitik über Jahrzehnte mit patriarchalischer Attitüde für die Stadt und ihre Bewohner gesorgt hatten, wurden nun selbst von kommunaler Unterstützung abhängig. Ein moderner, innovativer Großbetrieb mit einer vieltausendköpfigen Belegschaft, der die „Kreuter-Werke“ anfänglich zu werden versprochen, hätte die alten Wirtschaftseliten dauerhaft auf die Plätze verweisen können. Das bis dahin größte Unternehmen am Ort, die Metallwarenfabrik des VSI-Vorstands Tümmler, beschäftigte in seinen besten Jahren etwa 1300 Arbeitnehmer. Zudem mußten die bürgerlichen Kommunalpolitiker befürchten, daß ein Erfolg der Zigarrenwerke vor allem den sozialdemokratischen Bürgermeistern gutgeschrieben worden wäre; darin im übrigen einig mit der KPD, die sich um Einfluß v.a. unter den Erwerbslosen bemühte. Tatsächlich nahmen die Bürgermeister die „Kreuter“-Ansiedlung zur Gelegenheit, ihre Position zu befestigen, und zeigten zunehmend weniger Bereitschaft, auf die Befürchtungen und Sorgen der alteingesessenen Unternehmer hinsichtlich der neuen Zigarrenfabrik einzugehen: So wurde bei den Verhandlungen mit Kreuter über die geplanten Steuererleichterungen bis hin zur Sprachregelung abgestimmt, wie den Wünschen anderer Firmen nach ähnlichen Vergünstigungen zu begegnen sei. Im Dezember 1931 gelang es beiden Bürgermeistern, im Stadtparlament ihre vorzeitige Wiederwahl für weitere sechs Amtsjahre durchzusetzen, obwohl sich nicht nur die „Bürgerliche Arbeitsgemeinschaft“, sondern auch die Kommunisten dagegen ausgesprochen hatten. Die entscheidende Stimme kam dabei von einem bis dahin dem bürgerlichen Lager zugerechneten Stadtver-

ordneten des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, der bei den „Kreuter-Werken“ Anstellung als Versandleiter gefunden hatte.⁴³

Der für die meisten in der Stadt vertretenen Industriezweige längst hinfällige Streit, ob Maschinenarbeit mehr Arbeitsplätze vernichte oder schaffe, gab dem Döbelner Wirtschaftsbürgertum willkommene Gelegenheit, das Bild des uneigennütigen, sozial verantwortungsbewußten und auf das Gemeinwohl bedachten Unternehmers aufzufrischen und gegen die Ansprüche der Linksparteien, die als Störfaktor in der Kommunalpolitik empfunden wurden, zu behaupten. Zur Pflege dieses Bildes gehört auch der auf den ersten Blick sonderbare Umstand, daß die bürgerliche Seite im Stadtverordnetenkollegium die Ansiedlung der „Kreuter-Werke“ begrüßte und nicht gegen die Steuervergünstigungen stimmte. Hinweise auf eine grundsätzliche Ablehnung von Neuansiedlungen und Modernisierungsbestrebungen finden sich – sieht man einmal von den direkten Konkurrenten der neuen Zigarrenfabrik ab – kaum. Welche Beweggründe für das Verhalten der Döbelner Unternehmerschaft bestimmend waren, zeigt der völlig veränderte Umgang mit dem Nachfolgeunternehmen der „Kreuter-Werke“. Anfänglich zurückhaltend, nahmen sich die bürgerlichen Kommunalpolitiker der ab Herbst 1932 produzierenden „Deutschen Zigarren-Werke“ bald mit bemerkenswertem Engagement an. Grundlegende Voraussetzung dafür war die Rückkehr in die kommunalen Spitzenpositionen nach dem 30. Januar 1933: Nachdem der Erste Bürgermeister im März „beurlaubt“ und sein Stellvertreter auf den Posten eines unbesoldeten Stadtrats abgeschoben worden war, übernahm der bisherige Sprecher der „Bürgerlichen Arbeitsgemeinschaft“ sowohl den Vorsitz im Stadtverordnetenkollegium als auch kommissarisch das Amt des Bürgermeisters. Die Nationalsozialisten, in der Döbelner Kommunalpolitik bis dahin nicht mehr als Nebendarsteller, mußten sich zunächst mit dem gönnerhaft zur Verfügung gestellten Ehrenamt eines (dritten) stellvertretenden Bürgermeisters bescheiden. Aus dem am 12. März neugewählten Gemeindeparlament wurden SPD und KPD, die bei den letzten freien Kommunalwahlen am 6. November 1932 noch einmal die „Linksmehrheit“ verteidigt hatten, zügig verdrängt.

Als hätte es die Auseinandersetzungen um die „Kreuter-Werke“ nie gegeben, befürworteten die bürgerlichen Gemeindepolitiker in der Folgezeit vehement die maschinelle Herstellung von Zigarren und führten dabei Argumente ins Feld, denen sie sich ein Jahr zuvor noch verschlossen hatten: Maschineneinsatz und Großbetrieb böten zahlreiche Arbeitsplätze, die Heimarbeit könnte überflüssig gemacht werden und

der Raucher für „billiges Geld eine Qualitätszigarre“ erhalten.⁴⁴ In ihrem Bemühen, neues Profil als verantwortungsvolle Stadtväter zu gewinnen, stellten sie sich selbst gegen das „Gesetz über die Einschränkung der Verwendung von Maschinen in der Zigarrenindustrie“ vom 15. Juli 1933⁴⁵, mit dem die neue Reichsregierung vor allem ihre Klientel in Kleingewerbe und -handel zu besänftigen versuchte. In mehreren Briefen und Gesprächsrunden gelang es, Sonderregelungen für die „Deutschen Zigarren-Werke“ zu erreichen und etwa 600 Arbeitsplätze zu sichern. Mit dieser Parteinahme zerbrach freilich der Konsens zwischen Döbelner Zigarrenherstellern und den Unternehmern anderer Branchen, bei denen sich zunehmend die Meinung durchsetzte: „Es kann uns doch gleichgültig sein, *wie* die Zigarren gemacht werden.“⁴⁶

4.

Um den vorliegenden Fall kurz zusammenzufassen: Mit regional begründeten Gemeinsamkeiten wurde bevorzugt dann argumentiert, wenn es galt, eine möglichst breite öffentliche Aufmerksamkeit auf bestimmte Sonderinteressen zu richten. Dies trifft sowohl für die Zigarrenindustrie als auch für die anderen in Döbeln vertretenen Branchen zu, darf aber nicht zu dem Fehlschluß führen, es hätten vollkommen deckungsgleiche Interessen vorgelegen. Ohne eine teilweise „Verinnerlichung“ ausschließen zu wollen: Die Vorstellung einer spezifisch geprägten sächsischen Unternehmerschaft besaß nurmehr Symbolcharakter und konnte jederzeit zugunsten anderer Identifikationsangebote aufgegeben werden. Wie bruchlos sich die regional gefärbte Selbstdarstellung der nach 1933 zunehmenden Betonung des Nationalen adaptieren ließ, zeigen etliche Döbelner Unterstützungsbriefe für die „Deutschen Zigarren-Werke“.

Endlich wieder mit freier Hand in den Fragen der städtischen Industriepolitik, konnten die tonangebenden Unternehmer die Zigarrenwerke uneingeschränkt als Vehikel für den lokalen und regionalen Anschluß an die gesamtwirtschaftliche Entwicklung in Anspruch nehmen. Zumindest als Frage aufgeworfen werden soll in diesem Zusammenhang, inwieweit das Maschinenverwendungsverbot vom Juli 1933 als Anschlag auf die gerade wiedergewonnen geglaubte kommunal- und wirtschaftspolitische Kompetenz begriffen wurde. Die rasche Abkehr der Nationalsozialisten von früherer Maschinenfeindlichkeit und

die Unterordnung der Interessen des Kleingewerbes unter (kriegs-) wirtschaftliche Erfordernisse⁴⁷ ersparten der Döbelner Kommunalpolitik freilich größere Auseinandersetzungen in dieser Sache.

Mit der vermeintlichen Wiederkehr bürgerlicher Normalität für die meisten Döbelner Unternehmer traten die zeitweilig angenäherten Interessen des Zigarrengewerbes und der anderen Branchen wieder auseinander, brachte das Fehlen eines gemeinsamen Gegners die grundsätzlichen Unterschiede zwischen handwerklich orientiertem Gewerbe und zukunftsfrächtigen Wirtschaftszweigen wieder an den Tag. Zwar blieb die Rückkehr des Bürgertums an die Schalthebel der Kommunalpolitik nur vorübergehend. Angesichts zunehmend besserer Konjunkturaussichten vor allem nach der Einbeziehung Sachsens in die Rüstungswirtschaft, der Einnahme wirtschaftspolitisch relevanter Partei- und Verbandsfunktionen durch Döbelner Unternehmer und des tendenziellen Bedeutungsverlustes der lokalen Entscheidungsebene dürfte dies allerdings weitaus weniger dramatisch bewertet worden sein als der Einschnitt des Jahres 1918.

- 1 Siehe dazu v.a. W. Bramke, *Die Industrieregion Sachsen. Ihre Herausbildung und Entwicklung bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges*, in: *Industrieregionen im Umbruch. Historische Voraussetzungen und Verlaufsmuster des regionalen Strukturwandels im europäischen Vergleich*, hrsg. von R. Schulze, Essen 1993, S. 291-317.
- 2 H. Uhlmann, *Die Entwicklung von Unternehmung und Betrieb der deutschen Zigarrenindustrie unter besonderer Berücksichtigung der Tabakbesteuerung*, Halle (Saale) 1934, S. 18; vgl. G. Stockmann, *Die Stadt Döbeln als Standort der Industrie. Ein Beitrag zu den Untersuchungen über das Standortproblem der Industrien*, Leipzig/Borna 1927, S. 196f.
- 3 *Sächsische Industrie*, 23 (1927) 8, S. 5.
- 4 Vgl. E. Benndorf, *Weltwirtschaftliche Beziehungen der sächsischen Industrie*, Jena 1917, S. 81.
- 5 *Sächsische Industrie*, 26 (1930) 14, S. 327.
- 6 Vgl. Bramke, *Die Industrieregion Sachsen* (Anm. 1), S. 310; ders./G. Dittrich/U. Heß/J. Reinhold, *Sachsens Wirtschaft im Wechsel politischer Systeme im 20. Jahrhundert. Strukturelle Entwicklung und soziale Problemfelder vom Ausgang des Ersten Weltkrieges bis in die frühen sechziger Jahre*, Leipzig 1992, S. 8f.
- 7 Vgl. ebenda, S. 7ff.; W. Bramke, *Sachsen und Leipzig 1918 bis 1934. Die Wechselwirkung zwischen Land und Großstadt*, in: *Sachsen und Mitteldeutschland. Politische, wirtschaftliche und soziale Wandlungen im 19. Jahrhundert*, hrsg. von W. Bramke und U. Heß, Weimar/Köln/Wien 1995, S. 397-415, hier 411ff.
- 8 So der VSI-Syndikus Schubert im *Dresdner Anzeiger* vom 3.4.1930.
- 9 Jubiläumsveranstaltung der Bezirksgruppe Mittelsachsen, in: *Sächsische Industrie* 26 (1930) 26, S. 624.

Unternehmeridentität und regionale Selbstthematizierung

- 10 Gedanken eines sächsischen Industriellen zur Lage der sächsischen Wirtschaft. in: Sächsische Industrie, 26 (1930) 20, S. 478. „In der ganzen Welt galt der Sachse wohl nahezu als der fleißigste, tüchtigste, anspruchsloseste und mühevollste Industrielle.“
- 11 R. Gans, Regionalbewußtsein und regionale Identität. Ein Konzept der Moderne als Forschungsfeld der Geschichtswissenschaft, in: Informationen zur Raumentwicklung (1993) 11, S. 781-792, hier 784; siehe auch D. Briesen, Regionalbewußtsein – einige Fragen an einen schwierigen Begriff, in: Sachsen und Mitteldeutschland (Anm. 7), S. 31-49.
- 12 U. Heß, Sachsen im 20. Jahrhundert. Wiederentdeckung einer Region oder Neukonstruktion einer regionalen Identität? In: Informationen zur Raumentwicklung (1993) 11, S. 719-728, hier 721.
- 13 H.-J. Bieber, Bürgertum in der Revolution. Bürgerräte und Bürgerstreiks in Deutschland 1918-1920, Hamburg 1992, S. 21; siehe dazu u.a. H. Zwahr, Verbürgerlichung und Entbürgerlichung beim Übergang zum Industriekapitalismus. Ein Sächsisch-Polnischer Vergleich, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte, Bd. 64 (1994), S. 97-114. Zum Begriff der Bürgerlichkeit zuletzt H. Siegrist, Ende der Bürgerlichkeit? Die Kategorien „Bürgertum“ und „Bürgerlichkeit“ in der westdeutschen Gesellschaft und Geschichtswissenschaft der Nachkriegsperiode, in: Geschichte und Gesellschaft 20 (1994), S. 549-583.
- 14 Dresdner Anzeiger vom 3.4.1930.
- 15 K. Hurrelmann, Einführung in die Sozialisationstheorie. Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit, Weinheim 1990, S. 169ff.; L. Krappmann, Soziologische Dimensionen der Identität, Stuttgart 1969; vgl. die „klassische“ Definition von E. H. Erikson, Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1980, S. 18.
- 16 Ausführlich dokumentiert in den Akten des Stadtarchivs Döbeln, Abt.II/Abschn. 22/ Nr. 149.
- 17 Zur Finanzreform siehe v.a. J. Wysocki, Die Kommunalfinanzen in Erzbergers Reformkonzept: Finanzzuweisungen statt eigener Steuern, in: Kommunale Finanzpolitik in der Weimarer Republik, hrsg. von K.-H. Hansmeyer, Stuttgart 1972, S. 35-59; D. Reben-tisch, Kommunalpolitik, Konjunktur und Arbeitsmarkt in der Endphase der Weimarer Republik, in: Verwaltungsgeschichte. Aufgaben, Zielsetzungen, Beispiele, hrsg. von R. Morsey, Berlin 1977, S. 107-157.
- 18 B.Z. am Mittag vom 11.11.1930; Statistisches Jahrbuch für den Freistaat Sachsen, 49. Ausg. (1930), S. 133.
- 19 Stadtarchiv, II/22/149, Bd. 1; E. Kremer, Das Maschinenverwendungsverbot in der deutschen Zigarrenindustrie einst und heute, Diss. (MS), München 1951, S. 9.
- 20 Stadtarchiv, II/22/149, Bd. 7.
- 21 Vgl. u.a. W. Reinmann, Mensch und Maschine in der deutschen Tabakindustrie, Breslau 1935, S. 50.
- 22 So erhöhte sich zwischen 1930 und 1932 für die bei Kremer meistproduzierten 10-Pfennig- und 15-Pfennig-Zigarren der Anteil von Zoll, Tabak- und Umsatzsteuer am Herstellerpreis von 33,3 auf 44,4 Prozent bzw. von 35,8 auf 49,8 Prozent; durch zahlreiche Notverordnungen zum Devisenverkehr wurde die von ausländischem Rohtabak abhängige Zigarrenbranche zudem in ihrer Handlungsfreiheit eingeschränkt. Ein Tabakpreissturz auf dem Weltmarkt 1931 kam den kleinen Unternehmen zugute, die selten bedeutende Rohstoffvorräte angelegt hatten und nun günstiger einkaufen und billige Zigarren auf den Markt bringen konnten. Uhlmann, Die Entwicklung (Anm. 2), S. 107; Stadtarchiv II/22/149, Bd. 8.

- 23 Siehe dazu *Sächsische Industrie* 27 (1931).
- 24 *Sächsische Industrie*, 27 (1931) 16, S. 265.
- 25 Von einer frühen Industrialisierung kann natürlich in der Zigarrenherstellung nicht die Rede sein, gleichwohl profitierte die Branche lange vom Industrialisierungsprozeß. Vgl. P. Kriedte/H. Medick/J. Schlumbohm, *Sozialgeschichte in der Erweiterung – Proto-Industrialisierung in der Verengung? Demographie, Sozialstruktur, moderne Hausindustrie: eine Zwischenbilanz der Proto-Industrialisierungs-Forschung*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 18 (1992), S. 70-82 und 231-255, besonders 248.
- 26 Bramke, *Die Industrieregion Sachsen* (Anm. 1), S. 308.
- 27 Uhlmann, *Die Entwicklung* (Anm. 2), S. 18.
- 28 Stockmann, *Die Stadt Döbeln* (Anm. 2), S. 178.
- 29 Vgl. Uhlmann, *Die Entwicklung* (Anm. 2), S. 15 ff.
- 30 C. Bormann, *Die deutsche Zigarettenindustrie, Tübingen 1910*; H. Witteler, *Das deutsche Zigarrengewerbe. Entwicklung, Bedeutung und Tendenzen*, Stuttgart 1932, S. 12ff.; M. Lyon, *So steigert der Zigarrenhandel seine Verkaufserfolge*, Eberswalde 1929; W. Buschak, *Von Menschen, die wie Menschen leben wollten. Die Geschichte der Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten und ihrer Vorläufer*, Köln 1985, S. 40.
- 31 Siehe dazu D. Reinhardt, *Von der Reklame zum Marketing. Geschichte der Wirtschaftswerbung in Deutschland*, Berlin 1993.
- 32 Ebenda, S. 25.
- 33 Vgl. Uhlmann, *Die Entwicklung*, S. 126, der allerdings vage andeutet: „Letzten Endes spielten auch politische Gesichtspunkte eine Rolle.“
- 34 Stadtarchiv, II/22/149, Beilagsakten zu Bd. 1.
- 35 M. R. Lepsius, *Zur Soziologie des Bürgertums und der Bürgerlichkeit*, in: *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, hrsg. von J. Kocka, Göttingen 1987, S. 96.
- 36 Wysocki, *Kommunal Finanzen* (Anm. 17), S. 37.
- 37 *Sächsische Industrie*, 26 (1930) 20, S. 479.
- 38 *Die Gemeinde. Halbmonatsschrift für sozialistische Arbeit in Stadt und Land* 6 (1929), S. 629.
- 39 Stockmann, *Die Stadt Döbeln* (Anm. 2), S. 193.
- 40 *Bürgerliche Richtlinien zur Kommunalpolitik*, hrsg. von der Bürgerlich-Kommunalpolitischen Zentralstelle für Sachsen, Leipzig o.J. (1929), S. 29.
- 41 Stockmann, *Die Stadt Döbeln* (Anm. 2), S. 194f.
- 42 Als Beispiel die Bürgerlichen Richtlinien zur Kommunalpolitik, S.3f.; vgl. Bieber, *Bürgertum in der Revolution* (Anm. 13), besonders S. 252ff.
- 43 *Stadtverordnetenversammlung vom 18.12.1931*, Stadtarchiv, II/3/17, Bd. 67; *Döbelner Anzeiger vom 19.12.1931*.
- 44 *Stadtverwaltung an Reichswirtschaftsminister Schmitt*, 28. Juni 1933, Stadtarchiv II/22/149, Bd. 8.
- 45 *Reichsgesetzblatt 1933/I*, S. 493ff.
- 46 Stadtarchiv, II/22/149, Bd. 8.
- 47 Bereits Anfang 1934 setzte sich DAF-Leiter Ley „in warmen Worten“ für die Anwendung von Maschinen in der Tabakindustrie ein und fragte: „Ist es Luxus, wenn jeder seine Zigarre rauchen soll?“, *Vereinigte Tabakzeitungen*, Nr. 2 vom 12.1.1934. Siehe dazu n.v.a. H. D. Schäfer, *Amerikanismus im Dritten Reich*, in: *Nationalsozialismus und Modernisierung*, hrsg. von M. Prinz und R. Zitlmann, Darmstadt 1991, S. 199-215, der allerdings erste Polemik gegen Maschinenfeindlichkeit auf 1936 datiert. Zur Vermittlung „zwischen industrieller Modernität und traditioneller Handwerklichkeit“

Unternehmeridentität und regionale Selbstthematizierung

in der Produktkultur siehe P. Reichel, *Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus*, Frankfurt a.M. 1993, S. 235ff., 314.

Michael Zürn

Das Ende des Ost-West-Gegensatzes und die Globalisierung – eine Nachbetrachtung¹

¹I.

Es ist nun schon über fünf Jahre her, daß die Mauer fiel, die Ost-Berlin von West-Berlin trennte, und die gleichzeitig das Symbol des Gegensatzes zwischen zwei widerstreitenden Konzeptionen der richtigen politisch-gesellschaftlichen Ordnung war. Von vielen ist genau dieses Ereignis als Ausdruck des endgültigen Sieges des liberal-demokratischen Wohlfahrtsstaates mit einer marktwirtschaftlichen Wirtschaftsordnung gedeutet worden. In einem der am meisten diskutierten Beiträge jener Tage wurde sogar das Ende der Geschichte proklamiert, da sich die liberal-demokratische Gesellschaftsordnung endgültig durchgesetzt habe.²

Liberale Theoretiker der Internationalen Beziehungen, welche die internationale Politik insbesondere durch die innere politische Struktur der agierenden Staaten bestimmt sehen, wagten vor diesem Hintergrund optimistische Prognosen über die Zukunft Europas. Es wurde ein Europa demokratischer Rechtsstaaten erwartet, das im Zuge der Errichtung einer dauerhaften Friedensstruktur ein System kollektiver Sicherheit schaffen wird. Die Garantie für den Bestand einer solchen Europäischen Friedensordnung würde letztlich in der politischen Verfaßtheit der liberal-demokratischen Staaten liegen, die diese zu einem zivilisierten Konfliktaustrag befähigt.³

Realistische Theoretiker der Internationalen Beziehungen, welche die internationale Politik insbesondere durch die Machtverteilung im internationalen System bestimmt sehen, deuteten die Situation grundlegend anders. John Mearsheimer, beispielsweise, schrieb bereits wenige Wochen nach dem Fall der Berliner Mauer: „Wenn der Kalte Krieg wirklich vorüber sein sollte, dann wird auch die Stabilität der internationalen Politik der letzten 45 Jahre für die kommenden Jahrzehnte nicht mehr erreichbar sein.“⁴ Gemäß dieser Sichtweise führte die bipolare Struktur des Kalten Krieges zu einer stabilen und übersichtlichen

Ordnung, die aufgrund der gegenseitigen nuklearen Abschreckung und der scharfen ideologischen Gegensätze eine disziplinierende Wirkung für den Zusammenhalt der Blöcke hatte und einen Imperativ der Kriegsvermeidung zwischen den Blöcken hervorrief. Mit dem Ende der bipolaren Struktur wurde daher die Wiederkehr altbekannter Muster europäischer Machtpolitik erwartet, in der sich Nationalstaaten wie eh und je äußerst kompetitiv gegenüberstehen. Konkret wurde von dieser Seite erwartet:

- der Zerfall der kooperativen Institutionen der westlichen Welt (insbesondere NATO, GATT und Europäische Union) und das Wiederleben der bedingungslosen Staatsräson;
- das Aufkommen machtpolitischer Rivalitäten der westlichen Industrieländer über Einflußsphären in Osteuropa;
- und die Wiederbelebung eines chauvinistischen Nationalismus in den europäischen Staaten.

Heute wissen wir, daß beide referierten Erwartungshaltungen bestenfalls einen Teil der Realität erfassen konnten. Die reale Entwicklung stellt sich vielmehr folgendermaßen dar: Ganz entgegen der Erwartungen von Mearsheimer u.a. lassen sich enorme Fortschritte bei der politischen Integration beobachten. Beispiele hierfür sind die Vereinigung Deutschlands, die Implementation der Einheitlichen Europäischen Akte, der Abschluß des Maastrichter Vertrages und die Pariser und Kopenhagener KSZE-Charta. Solche Integrationserscheinungen sind aber nicht auf Europa beschränkt. Außereuropäische Beispiele für Anzeichen der politischen Integration sind die Vereinbarung einer Nordamerikanischen Freihandelszone, die internationale Umweltkonferenz in Rio oder auch die Friedensprozesse in Südafrika und im Nahen Osten. Es spricht heute vieles dafür, daß wir gerade nicht mehr in das Zeitalter rivalisierender Nationalstaaten wie im 19. Jh. zurückfallen. Insofern lagen die Realisten mit ihren Prognosen nicht richtig.

Während also realistische Theoretiker der Internationalen Beziehungen einige Entwicklungstrends schlicht falsch einschätzten, haben die liberalen Theoretiker der Internationalen Beziehungen die krisenhaften Turbulenzen, die die neue Zeit mit sich gebracht hat, enorm unterschätzt. Heute, fünf Jahre nach dem Fall der Mauer, wird allerorts von einer tiefgreifenden politischen Krise gesprochen. Die Krise ist auch nicht auf die Bundesrepublik beschränkt. In allen führenden Industrieländern der sog. Gruppe der Sieben haben sich in den letzten Jahren politische Bewegungen etabliert, die eine tiefgehende Unzufriedenheit mit dem politischen Establishment und dem generellen

politischen und gesellschaftlichen *status quo* in z.T. brutaler Weise zum Ausdruck bringen. Während die politischen Eliten der Bundesrepublik und Frankreichs mit einer wachsenden Gruppe von (insbesondere auch jungen) Menschen mit rechtsextremistischen Einstellungen konfrontiert sind, hat sich in den USA eine Anti-Establishment-Bewegung, die nicht in allen, aber eben doch in manchen Aspekten (etwa Anti-Intellektualismus oder geheucheltes Außenseitertum) den rechtsextremen Gruppierungen in Europa ähnelt. Die kanadische Zentralregierung steht ziemlich ratlos einer Sezessionspolitik in Quebec gegenüber, die in den letzten zehn Jahren erheblich an Zielstrebigkeit gewonnen hat. Auch in Norditalien und in Schottland treten Sezessionsbewegungen mit einer ungewohnten Vehemenz auf, die den Zentralregierungen in Rom und London ähnliche, wenngleich nicht ganz so weitreichende Schwierigkeiten bereiten. Außerdem sind die politischen Systeme Italiens und Japans unerwartet schnell mit noch nicht überschaubaren Transformationspotentialen in Bewegung geraten. Für alle Länder der Gruppe der Sieben gilt weiterhin, daß die sozialstaatlichen Errungenschaften der sechziger und siebziger Jahre in Frage gestellt werden. Allerorts werden Klagen über „teure Arbeit“, „hohe Lohnnebenkosten“ und andere „Standortnachteile“ laut. Generell wird eine Debatte über den Umbau des Sozialstaates geführt.

Außerhalb der OECD-Welt sind solche krisenhaften Fragmentierungsprozesse noch viel offensichtlicher, nicht zuletzt in manchen von den Staaten, die 1989 noch auf dem Weg zu einer liberalen Demokratie gesehen wurden. Der zum Teil schrecklich blutige Staatenzerfall, wie wir ihn im ehemaligen Jugoslawien und in Rußland beobachten müssen, ist augenscheinlichster Ausdruck dieser Geschichte. Manche sprechen auch bereits von einem anstehenden Kampf der Kulturgemeinschaften und denken dabei insbesondere an die Entwicklungen in der islamischen Welt.⁵ Kurz und gut: Die Diagnose der realen Entwicklungstrends, die sich seit 1989 abgezeichnet haben, widerspricht zumindest z.T. den Prognosen sowohl der liberalen als auch der realistischen Theorie internationaler Beziehungen.

Der Grund für diese Fehleinschätzungen liegt darin, daß bereits über die Folgen des Endes des Ost-West-Gegensatzes diskutiert wurde, ehe man dessen Ursachen verstand.⁶ Es ist nämlich möglicherweise so, daß genau dieselben Prozesse und Entwicklungen, die den real-existierenden Sozialismus zu Fall gebracht haben, auch den demokratischen Wohlfahrtsstaat westlicher Prägung in Frage stellen. Das ist eine folgenreiche Behauptung: das Ende des Kalten Krieges hätte dann nicht

den Triumph des demokratischen Wohlfahrtsstaates angezeigt, sondern wäre Ausdruck eines umfassenderen Schauspiels, das die Nationalstaatlichkeit und das territoriale Ordnungsprinzip moderner Politik generell in Frage stellt. Meine zwei Thesen lauten:

Erstens: *Die gegenwärtig zu beobachtende Doppelbewegung von politischer Fragmentierung und politischer Integration ist in einem großen Maße auf gesellschaftliche Globalisierungsprozesse zurückzuführen.*

Und zweitens: *Der Zusammenbruch der Sowjetunion und das Ende des Kalten Krieges ist ein Teil dieser allgemeinen Doppelbewegung (und nicht dessen Ursache).*

Demnach ruft die Globalisierung gesellschaftlicher Austausch- und Wahrnehmungsprozesse sowohl soziale Kräfte auf den Plan, die auf diese Herausforderung in Form der politischen Integration von Nationalstaaten reagieren wollen, als auch solche soziale Kräfte, die das Geschäft der politischen Fragmentierung, der Auflösung existierender politischer Gemeinschaften betreiben. So sind in der ehemaligen Sowjetunion sowohl solche Kräfte erwachsen, die auf die Globalisierungsherausforderungen in Form von integrativen Angeboten gegenüber dem Westen reagiert haben, als auch solche, die die Gelegenheit nutzten, um den sowjetischen Zentralstaat zu fragmentieren. Der Nationalstaat selbst und die zentralstaatlichen politischen Kräfte in ihm sind zwischen diesen beiden sich widersprechenden sozialen Kräften scheinbar handlungsunfähig gefangen. Der Kern der Krise ist demnach die reduzierte Effektivität nationaler Politiken zu Ende des 20. Jhs. und mithin die Auflösung traditioneller politischer Räume überhaupt.⁷

Im folgenden möchte ich zunächst die Globalisierungsherausforderungen skizzieren, so wie sie sich heute für die OECD-Welt darstellen. Vor diesem Hintergrund ist dann zu zeigen, daß einige dieser Herausforderungen auch unmittelbar auf die ehemalige Sowjetunion einwirkten, und daß sich die innere Struktur des sowjetischen Systems als besonders ungeeignet erwies, um mit diesen Globalisierungsprozessen adaptiv umzugehen.

II.

Zum Verständnis der Argumentation ist es notwendig, sich zunächst die Grundlagen der Weltpolitik nach 1945 in Erinnerung zu rufen. Zum

einen war da die bereits erwähnte bipolare Struktur, in der sich zwei geschlossene Allianzsysteme in Ost und West mit bis zu den Zähnen bewaffneten Armeen gegenüberstanden. Zum anderen sind im westlichen Bündnis insbesondere die internationalen Institutionen zu nennen, die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges unter amerikanischer Führung errichtet worden sind. Durch das internationale Handelsregime (GATT), das Regime zur Regelung der Währungsbeziehungen und der Finanzbeziehungen (IWF) sowie durch die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft ist ein institutioneller Rahmen gelegt worden, der den weltwirtschaftlichen Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg ermöglichte. Das Prinzip, das hinter diesen internationalen Institutionen steht, wurde mit dem Begriff „abgefederter Liberalismus“ (John Gerard Ruggie) auf den Punkt gebracht.⁸ Diese Institutionen ermöglichten einen relativ unbehinderten wirtschaftlichen Austausch zwischen allen Industrieländern, ohne den Raum für unterschiedliche nationale Ausgestaltungen der politischen und gesellschaftlichen Landschaft allzu gering werden zu lassen. So konnten die korporatistischen Wohlfahrtsstaaten skandinavischer Provenienz in diesem Umfeld mindestens genauso erfolgreich bestehen wie die liberalen anglosächsischen Systeme oder die staatsorientierte Gesellschaft und Wirtschaft in Ostasien. Mit anderen Worten: Internationale Institutionen waren eine Form des internationalen Regierens, die den Fortbestand des nationalen Regierens ermöglichte.

Die genannten internationalen Wirtschaftsinstitutionen waren erfolgreich: Sie unterstützten ein stabiles Wachstum in den westlichen Industriegesellschaften über beinahe drei Jahrzehnte hinweg; sie förderten die Integration der Weltwirtschaft und stärkten mithin die außenhandelsorientierten politischen Kräfte in den nationalen politischen Systemen; und sie trugen dazu bei, daß es während den weltwirtschaftlichen Rezessionen nach dem Zweiten Weltkrieg bisher nicht zu einer Protektionismus- und Abwertungsspirale mit katastrophalen Auswirkungen kam.

Die internationalen Wirtschaftsinstitutionen waren aber in gewisser Weise zu erfolgreich. Denn die insbesondere seit ungefähr zwei Jahrzehnten rapide voranschreitende Globalisierung unterminiert mehr und mehr den nationalstaatlichen Impetus der Nachkriegsordnung. Herrschte *bis dato* eine Interdependenz in der Form, daß gesellschaftliche und staatliche Tätigkeiten außerhalb des eigenen Landes erhebliche Rückwirkungen auf die Erreichung eigener politischer Ziele hatten, so ist in vielerlei Hinsicht inzwischen der Unterschied zwischen

„Innen“ und „Außen“ aufgehoben. Seit Mitte der siebziger Jahre finden stille, aber umso bedeutendere Veränderungen statt, die anhand von fünf Schlaglichtern illustriert werden können:

1. Die Finanzmärkte haben sich in einem atemberaubenden Tempo globalisiert und sind längst der staatlichen Kontrolle entglitten. Entscheidend ist dabei zum einen, daß der Wert der Wertpapiere und Spekulationsgelder den Wert der Aktien inzwischen überschreitet (1993 um das fünffache) und sich somit die Währungsentwicklungen zunehmend unabhängig von realen Wirtschaftsentwicklungen vollziehen. Zum anderen sind die Beträge, die den Zentralbanken für Stützungskäufe zugunsten von Währungen zur Verfügung stehen, inzwischen zu gering, um tatsächlich steuernd wirken zu können. Selbst wenn die amerikanische Bundesbank Stützungskäufe in Höhe von 3 Milliarden Dollar vornimmt, so liegt dieser enorme Betrag doch unter drei Prozent des täglichen Marktvolumens. François Mitterands frustrierter Ausruf während der letzten europäischen Währungskrise ist bezeichnend für die Situation: „Ich empfinde es als unvernünftig und unmoralisch, daß die Spekulationen mit Milliarden von Dollars das tägliche Leben von Millionen von Menschen aus der Bahn werfen und sich gegenüber den Staaten durchsetzen können, welche die Interessen der Bevölkerung vertreten.“⁹
2. Die Auslandsdirektinvestitionen weisen phantastische Wachstumsraten auf. Während der Gesamtwert der getätigten Auslandsinvestitionen 1960 68 Milliarden und 1973 211 Milliarden Dollar betrug, ist dieser Wert auf inzwischen über 2000 Milliarden Dollar angestiegen. Dieses Wachstum der Auslandsdirektinvestitionen zeigt die deutlich erhöhte Mobilität des Kapitals an, das letztlich den allgegenwärtigen Standortdebatten zugrunde liegt.¹⁰
3. Die transnationalen Unternehmen verquicken sich insbesondere im Bereich der Forschung und Entwicklung in einem beachtlichen Tempo untereinander. Der neueste OECD-Report spricht von einem „world-wide sourcing of scientific knowledge.“ Die in der Öffentlichkeit immer strikt nationalistisch auftretende Autofirma „Chrysler“ („America first“) zeichnet sich durch einen Anteil an ausländischen Komponenten in ihren Fahrzeugen aus, der über 50 Prozent beträgt und somit z.T. höher liegt als der asiatischer Autofirmen, die in Nordamerika produzieren. Noch wichtiger ist aber, daß fast alle technologiehaltigen Teile moderner Autos inzwischen meistens in Kooperation von mehreren großen Autokonzernen entwickelt werden.¹¹

4. Es breitet sich, nicht zuletzt als Folge der einschlägigen UN Konferenz in Stockholm von 1972, ein verstärktes Bewußtsein über die ökologische Interdependenz aus. So sind von den 132 multilateralen Umweltvereinbarungen, die in der Geschichte der internationalen Politik unterzeichnet wurden, über 50 Prozent erst nach dieser Konferenz entstanden. Noch in den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts ist Umweltverschmutzung als lokales oder in seltenen Fällen als Problem zwischen höchstens zwei oder drei Anrainerstaaten angesehen worden. Die Luftverschmutzung in Städten, die Verschmutzung einiger größerer Seen und die Flußverschmutzung standen damals im Mittelpunkt der Umweltpolitik. Während inzwischen einige dieser Umweltprobleme gelindert werden konnten, sind die wichtigen umweltpolitischen Themen nun globaler Natur: Sowohl die Zerstörung der stratosphärischen Ozonschicht als auch die Klimaerwärmung sind Umweltprobleme, die erst ab Mitte der achtziger Jahre auf die Tagesordnung der Politik kamen.¹²
5. Die Einführung der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien schließlich hat zu einem Quantensprung in den Möglichkeiten transnationaler Kommunikation und zu Ansätzen einer Weltkultur geführt. Computerplätze, an denen mittels „Internet“ in Sekundenschnelle und mit geringen Kosten weltweit kommuniziert und Informationen abgerufen werden können, die Durchsetzung von „Satellitenprogrammen“ oder globalen Kabelsendern wie CNN, die rasend schnelle weltweite Ausbreitung von Faxgeräten und Handies sind nur einige der Manifestationen dieser Entwicklung. Benjamin R. Barber sieht aufgrund dieser Entwicklungen einen neuen Typus von Mensch heranwachsen. Er schreibt: „Piloten, Computerprogrammierer, Bankiers, Medienspezialisten, Arbeiter auf Ölinseln, gefeierte Unterhaltungskünstler, Ökologieexperten, Bevölkerungswissenschaftler, Professoren, Athleten – diese Menschen verkörpern eine neue Art von Männern und Frauen, für die Religion, Kultur und Nationalität nur noch eine untergeordnete Rolle in ihrer Identitätsdefinition einnehmen.“¹³

Vor diesem Hintergrund argumentiert Robert Reich (inzwischen Mitglied des Kabinetts von Präsident Clinton), daß die „Vorstellung von nationalen Ökonomien inzwischen genauso bedeutungslos ist wie die von nationalen Unternehmen, nationalem Kapital, nationalen Produkten und nationaler Technologie.“¹⁴ Dementsprechend sind nationale Politiken immer weniger dazu in der Lage, gewünschte Zustände herbeizuführen. Die rasant fortschreitende Globalisierung gesellschaft-

licher Handlungszusammenhänge in den Bereichen Wirtschaft, Sicherheit, Kultur und Ökologie reduziert die nationalstaatlichen Handlungsspielräume soweit, daß das nationale Regieren kaum noch zur Behebung von wirtschaftlichen, ökologischen und sozialen Fehlentwicklungen beitragen kann. Infolge dessen erhöht sich das Unzufriedenheitspotential in den Gesellschaften drastisch. Die Globalisierungsprozesse haben beispielsweise dazu geführt,

- daß nationale Maßnahmen zur Ankurbelung der wirtschaftlichen Konjunktur angesichts der Beweglichkeit des Kapitals zum Scheitern verurteilt sind, wenn sie nicht mit anderen Regierungen abgestimmt sind;
- daß der Ausbau des Sozialstaates sich angesichts des heftigen Wettbewerbs der Standorte im nationalen Alleingang verbietet;
- und daß die drängendsten ökologischen Probleme einer Bearbeitung auf der globalen Ebene bedürfen.

Zwar versuchen Staaten die Effektivität ihrer Politik durch die Errichtung von neuen internationalen Regimen und Institutionen, in deren Rahmen sie ihre Politiken besser koordinieren können, zurückzugewinnen. Zum einen kann aber die internationale Institutionenbildung aufgrund ihrer Schwerfälligkeit den Verlust der Effektivität nationaler Politiken nicht völlig ausgleichen, so daß ein erhebliches Maß an Netto-Deregulation übrigbleibt. Das Regelungsdefizit hat im Weltmaßstab, und nicht zuletzt auch in den westlichen Industrieländern, zu einer Verschärfung gesellschaftlicher Ungleichheiten und zum rapiden Anstieg der Armut auch innerhalb der Industrieländer geführt. In allen westlichen Industrieländern ist die Einkommensverteilung zwischen der Jahrhundertwende und den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts ausgeglichener geworden. Dieser Trend hat sich aber in den allermeisten Ländern seitdem umgekehrt. Beispielsweise hatte das reichste Fünftel der Bevölkerung in den USA zwischen 1977 und 1990 ein Einkommensplus von neun Prozent zu verzeichnen, während das unterste Fünftel ein Minus von fünf Prozent hinnehmen mußte. Mit wenigen Ausnahmen sind ähnliche Entwicklungen in allen Industrieländern zu beobachten. Zum anderen vergrößern bestehende internationale Institutionen die Unübersichtlichkeit und Komplexität der politischen Entscheidungsfindung. Das führt zu einer weiteren Reduzierung der demokratischen Kontrollmöglichkeiten, insbesondere solange keine befriedigenden Mechanismen zur Demokratisierung internationaler Institutionen gefunden werden. Die Demokratisierung internationaler Institutionen hinkt deren realer Wirksamkeit weit hinterher.

Wir befinden uns also in einer Situation, in der der *bourgeois* (der Wirtschaftsbürger also) längst in übernationalen Kategorien denkt und handelt, während der *citoyen* (der politische Bürger) noch im nationalen Rahmen gefangen ist. Es ist eine Situation, in der der *bourgeois* befreit von den Normen und Regeln kollektiver politischer Vernunft des *citoyens* seinen wirtschaftlichen Aktivitäten nachgeht. Insofern kann die Globalisierung gesellschaftlicher Handlungszusammenhänge als ein wichtiger Grund der politischen Turbulenzen unserer Zeit angesehen werden. Sie resultieren aus einem generellen Regelungsdefizit gesellschaftlicher Handlungszusammenhänge, das vehemente Gegenreaktionen gegen den Prozeß der Globalisierung hervorruft. Viele dieser Gegenreaktionen setzen auf eine Wiederbelebung des Nationalstaates oder gar auf ethno-nationalistische Gemeinschaften.¹⁵

III.

Wenn es tatsächlich so ist, daß die gegenwärtig zu beobachtende Doppelbewegung von politischer Fragmentierung und politischer Integration zu einem großen Maße auf gesellschaftliche Globalisierungsprozesse zurückzuführen ist (These 1), dann wäre nun zu zeigen, daß der Zusammenbruch der Sowjetunion und das Ende des Kalten Kriegs als ein Teil dieser allgemeineren Entwicklung interpretiert werden kann (These 2). Mit anderen Worten: Möglicherweise ist der real existierende Sozialismus weder „zufällig“ an der Reaganschen Hochrüstungspolitik noch „notwendigerweise“ an seinen immanenten Widersprüchen gescheitert, sondern schlicht an den unvorhersehbaren Herausforderungen, die mit der Globalisierung gesellschaftlicher Transaktionen verbunden sind.

Eine Analyse der Frage, weshalb das sowjetische System zusammenbrach, sollte zunächst zwei Aspekte dieses Prozesses trennen: Zum einen ist zu klären, weshalb das post-stalinistische System zu Anfang der achtziger Jahre in eine tiefe Krise geriet, und zum anderen, weshalb die *Perestrojka*, also der Versuch, auf diese Krise zu reagieren, scheiterte und letztlich zum Zusammenbruch führte. Die Antwort auf die zweite Frage verweist primär auf immanente Probleme des sowjetischen Systems und nicht auf globale Prozesse. Als Reaktion auf die Krise, die sich zu Beginn der achtziger Jahre offenbarte, versuchte die Regierung Gorbatschow Elemente des (vermeintlich) leistungsfähigeren marktwirtschaftlichen Systems in die sowjetische Kommando-

wirtschaft einzubauen. Diese Bemühungen scheiterten an einer Reihe von strukturellen Schwierigkeiten. Auf der wirtschaftlichen Seite sind hier v.a. das fehlende Vertrags- und Eigentumsrecht, die passive Rolle des Geldes, die Kapitalkonzentration in einer Hand und der staatlich kontrollierte Zugang zu internationalen Märkten zu nennen. Gleichzeitig eröffneten die Reformen für regionale und lokale Eliten die Möglichkeit, eine größere Unabhängigkeit von der Zentralmacht zu erlangen. Die Fähigkeit zur Durchsetzung von Direktiven und Kontrollmöglichkeiten schwanden. Es wuchs der Anreiz, auf eigene Rechnung und gegen die Interessen des Systems zu wirtschaften. Mit anderen Worten: Die Reformen zerstörten die Funktionsmechanismen, welche die alte Gesellschaft zusammenhielten. Ohne Marktinfrastruktur und ohne soziale Träger auf Betriebsebene, die ein Interesse an Effizienz haben, führte der fehlende Druck der Staats- und Parteibürokratie zu einem völligen Einbruch der Produktionsdisziplin; ohne ein ausreichendes Maß an Rechtsverständnis führte die Ersetzung der unbedingten Herrschaft der Partei durch rechtsstaatliche Elemente zum Durcheinander; und ohne institutionalisierte Konfliktregelungsmechanismen prallten die unterschiedlichen gesellschaftlichen Interessen jetzt unvermittelt aufeinander. Im Ergebnis wurde der unter Breshnev existierende „Gesellschaftsvertrag“ aufgekündigt, der von der Bevölkerung politische Apathie und vom Staat die Garantie auf steigenden Lebensstandard abforderte. Am Ende der *Perestrojka* war das wirtschaftliche Chaos so groß, daß immer weniger Menschen fürchteten, bei einem Übergang in ein marktwirtschaftliches System etwas zu verlieren.¹⁶

Wie aber kam es zu der Krise, die den Reformversuch erst notwendig machte? Bei der Beantwortung dieser Frage spielt der oben skizzierte Globalisierungsschub eine gewichtige Rolle.¹⁷ Bis etwa Mitte der siebziger Jahre konnte die Sowjetunion mit den entwickelten marktwirtschaftlichen Staaten wirtschaftlich einigermaßen mithalten (gemessen in Wachstumsraten). Das lag zum einen daran, daß die zentral gelenkte sowjetische Planwirtschaft die Fähigkeit besaß, im Rahmen der Wachstumspolitik große Mittel in strukturbestimmenden Sektoren zu konzentrieren und somit Wachstumsschübe zu initiieren. Zum zweiten konnte durch ein künstliches Ankurbeln des Wirtschaftswachstums bei Überforderung der natürlichen Ressourcen und eine dirigistische Verteilung des Sozialproduktes eine relativ stabile soziale Sicherheit erreicht werden. Daraus erwuchs eine gesellschaftlich integrative und die Herrschaft der kommunistischen Partei legitimierende Wirkung, die durch ein staatlicherseits vermitteltes Bild der Schwächen des ka-

pitalistischen Systems abgestützt wurde.

Seit Mitte der siebziger Jahre setzten aber globale Wandlungsprozesse ein (siehe oben), die das sowjetische System in Bedrängnis brachten. Von besonderer Bedeutung sind dabei die *wirtschaftlichen Globalisierungsprozesse*, welche die Grundlagen erfolgreichen Wirtschaftens veränderten. Aufgrund einer enorm erhöhten Kapitalmobilität, der wachsenden Bedeutung von internationalen Finanzmärkten und Dienstleistungen sowie einem immens beschleunigten technischen Innovationstempo waren es nicht mehr zentralisierte, auf Massengüter ausgerichtete Produktionssysteme, die wirtschaftlichen Erfolg brachten. An ihre Stelle traten dezentralisierte, enthierarchisierte Entwicklungs-, Produktions-, und Dienstleistungsnetzwerke. Von diesem Wandel waren auch die zentralisierten Großkonzerne der westlichen Welt, die *national champions* wie General Motors, IBM, Daimler Benz und viele andere betroffen. Während diese Großunternehmen sich aber durch Dezentralisierungsmaßnahmen langsam an die neuen Verhältnisse anpassen konnten, ging die sowjetische Wirtschaft, die auf der umfassenden Kontrolle aller wirtschaftlichen Aktivitäten durch nationale Organe beruhte, vor dieser Herausforderung in die Knie. Die zentralistische Struktursteuerung war nun denkbar ungeeignet, um wirtschaftliche Entwicklung zu befördern. Gleichzeitig stieß das zweite Kernelement sowjetischen extensiven Wirtschaftens, die natürliche Ressourcenausbeutung, auf ihre Grenzen. *Grenzüberschreitende und globale Umweltgefährdungen* machten deutlich, daß die Strategie der Externalisierung von Produktionskosten an ihre Grenzen stößt. Auch im Umgang mit dieser Problematik erwies sich das sowjetische System noch unfähiger als das kapitalistische System. Vor diesem Hintergrund konnte der Globalisierungstheoretiker Anthony Giddens bereits 1988 bei einem Vortrag ausführen: „Falls Sozialismus rigoros geplante Produktion, die im Rahmen des ökonomischen Systems eines Nationalstaates organisiert wird, heißen sollte, wird der Sozialismus sicher verschwinden.“⁴¹⁸ Schließlich haben die rasante Entwicklung und die globale Verbreitung der Informations- und Kommunikationstechnologien nicht nur dazu geführt, daß Transaktionskosten für wirtschaftliche Vernetzungen rapide gesunken sind und somit der Rahmen des Wirtschaftens einen grundlegenden Wandel in Richtung auf Globalisierung erfahren hat. Diese neuen Technologien haben auch das Informations- und Meinungsmonopol der staatlichen Eliten in den sozialistischen Ländern unterminiert und auf diese Weise die Legitimationskrise des Systems verschärft. Die wirtschaftlichen und freiheit-

lichen Defizite des sowjetischen Systems wurden den dort lebenden Menschen gerade in den letzten zwei Jahrzehnten immer bewußter. Als zusammenfassendes Ergebnis einer sorgfältigen Studie zu dieser Frage schreibt Nigel Swain, „es ist wahrscheinlich, daß die intendierten und nichtintendierten Konsequenzen der globalen Technologien die Legitimationskrise in Osteuropa, die aufgrund der ökonomischen Stagnation in den achtziger Jahren entstand, verstärkten.“¹⁹

IV.

Insbesondere die Abnahme der staatlichen Kontrolle über Informationsflüsse und die dezentrale Logik erfolgreicher wirtschaftlicher Entscheidungsstrukturen, Entwicklungen, die sich erst in den achtziger Jahren vollends Bahn gebrochen haben, sind Auswirkungen der Globalisierung, die den Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus mitbewirkt haben. Aus dieser Ursachenanalyse läßt sich aber keinesfalls der Triumph des demokratischen Wohlfahrtsstaates ableiten. Denn wir sehen heute, daß auch er den Herausforderungen der Globalisierung nur mit Schwierigkeiten begegnen kann. Die Zukunft der parlamentarischen Demokratie ist angesichts der wachsenden Bedeutung von nicht demokratisch kontrollierten internationalen Institutionen genauso fraglich wie die Zukunft des Wohlfahrtsstaates angesichts wirtschaftlicher Globalisierungsprozesse. Die „globale Entgrenzung“ stellt sowohl die wohlfahrtsstaatlichen als auch die demokratischen Errungenschaften der letzten zwei Jahrhunderte in Frage, sei es in Form von sozialer Desintegration, territorialer Fragmentierung oder chauvinistischer Reaktion. Insofern symbolisierten die Tänze auf der Berliner Mauer nicht primär die Entmachtung eines verkrusteten, der Lächerlichkeit preisgegebenen Unrechtsregimes, sondern v.a. die Entmachtung der Grenze, das Ende des zum Scheitern verurteilten Versuchs, innen und außen in einer entstofflichten Welt mit Beton und Steinen zu trennen.²⁰

Wie kann in einer sich globalisierenden Gesellschaft und in Abwesenheit eines Weltstaates eine ausreichend sozial- und umweltverträgliche soziale Steuerung erzielt werden? Wie kann eine sich vergesellschaftende Welt ihre Entwicklung auf das Prinzip der ökologischen Nachhaltigkeit umstellen, wenn sie sich keine übergeordnete Zentralinstanz leisten kann und will? Und wie kann in dieser komplexen und umfassenden Welt Politik betrieben werden, so daß sie demokratische Ansprüche erfüllt? Diese Fragen zeigen, daß das erstrangige politische

Projekt am Ende des 20. Jhs. in der Rekonstitution von Regieren auf neuen Ebenen besteht, um politische Handlungsmöglichkeiten zurückzuerlangen. *Nationales* Regieren zielt heute treffsicher an den wichtigsten Problemen vorbei. Modernes Regieren muß, unter Beibehaltung der Nationalstaaten und ihrer zivilisatorischen Errungenschaften, auf die Ausbildung von internationalen und transnationalen Institutionen ausgerichtet sein, die Rahmenbedingungen vorgeben, welche dann meist unterhalb der nationalen Ebene unter Einbeziehung der Regelungsadressaten konkretisiert werden. Das politische Projekt zu Ende des 20. Jhs. kann mithin kein nationales, vermutlich überhaupt kein raumbezogenes mehr sein. Obgleich die Welt je nach Sektor und Problemlage in handlungsrelevante Räume unterteilt bleiben wird, sind diese jedoch zunehmend funktional bestimmt und überlagern sich gegenseitig. Notwendig ist daher das Projekt *komplexes Weltregieren*.

Freilich ist nicht jedes beliebige Projekt komplexes Weltregieren wünschenswert. Undemokratische internationale Institutionen, die an den Menschen vorbeiregieren, die elitär sind und soziale Fragen technokratisch vernachlässigen, werden von den Menschen nicht angenommen. Sie sind nicht identitätsstiftend und stoßen auf Widerstand, der sich dann nicht selten nationalistisch und reaktionär präsentiert. Auch das ist eine Lehre aus dem Scheitern des sowjetischen Systems. Die Aufgabe für die Wissenschaft von den Internationalen Beziehungen ist somit alles andere als klein. Es geht darum, Kenntnisse über die Möglichkeiten eines demokratischen und humanen Projekts „komplexes Weltregieren“ aufzubereiten.²¹

Das Ende des Ost-West-Gegensatzes und die Globalisierung

- 1 Ich danke Peter Arnhold für die hilfreiche Unterstützung bei der Erstellung des Beitrags.
- 2 Vgl. F. Fukuyama, *Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?*, München 1992.
- 3 Siehe beispielsweise D. Senghaas, *Europa 2000. Ein Friedensplan*, Frankfurt a.M. 1990.
- 4 J. J. Mearsheimer, *Back to the Future. Instability in Europe After the Cold War*, in: *International Security* 15 (1990) 1, S. 5-56 (Übersetzung M.Z.).
- 5 S. P. Huntington, *The Clash of Civilizations?*, in: *Foreign Affairs* 72 (1993) 3, S. 22-49.
- 6 Zur neueren Ursachendiskussion aus der Perspektive der Internationalen Beziehungen vgl. F. Schimmelfenning, *Debatten zwischen Staaten. Eine Argumentationstheorie internationaler Systemkonflikte*, Opladen 1995 und E. A. Kolodziej, *The Pursuit of Order, Welfare, and Legitimacy: Explaining the End of the Cold War and of the Soviet System*, masch. Ms., Urbana, Illi., o.J.
- 7 Zu diesen Überlegungen vgl. die Beiträge M. Zürn, *Jenseits der Staatlichkeit. Über die Folgen der ungleichzeitigen Denationalisierung*, in: *Leviathan*, 20 (1992) 4, S. 490-513; B. Kohler-Koch, *Die Welt regieren ohne Weltregierung*, in: C. Böhrer/G. Wewer (Hrsg.), *Regieren im 21. Jahrhundert. Zwischen Globalisierung und Regionalisierung*, Festgabe für Hans-Hermann Hartwich zum 65. Geburtstag, Opladen 1993, S. 109-141; D. Senghaas, *Zwischen Globalisierung und Fragmentierung. Ein Beitrag zur Weltordnungsdebatte*, in: *Blätter für Deutsche und Internationale Politik*, 1/1993, S. 50-59; L. Brock, *Brüche im Umbruch der Weltpolitik*, in: G. Krell/H. Müller (Hrsg.), *Frieden und Konflikt in den internationalen Beziehungen. Festschrift für Ernst-Otto Czempiel*, Frankfurt a.M./New York 1994, S. 19-37; J. N. Rosenau, *New Dimensions of Security. The Interaction of Globalizing and Localizing Dynamics*, in: *Security Dialogue* 25 (1994) 3, S. 255-281.
- 8 J. G. Ruggie, *International Regimes, Transactions, and Change: Embedded Liberalism in the Postwar Economic Order*, in: S. D. Krasner (Hrsg.), *International Regimes*, Ithaca, N.Y., 1983, S. 195-231.
- 9 Zit. nach *Time Magazine*, 30.8.1993, S. 9 (Übersetzung M.Z.).
- 10 UNCTC, *World Investment Report*, New York 1992.
- 11 Vgl. J. Neyer, *Spiel ohne Grenzen. Jenseits des sozial kompetenten Staates*, Dissertation, Universität Frankfurt a.M. 1995, für eine sorgfältige Darstellung und Diskussion von Globalisierungstendenzen in der Weltwirtschaft.
- 12 Vgl. hierzu M. Zürn, *Globale Gefährdungen und internationale Kooperation. Auf dem Weg in eine Weltrisikogesellschaft*, in: *Bürger im Staat*, 45 (1995) 1, S. 49-56.
- 13 B. Barber, *Jihad vs. McWorld*, in: *Atlantic Monthly*, March 1992, S. 54-55 (Übersetzung M.Z.).
- 14 R. Reich, *The Work of Nations. Preparing Ourselves for 21st Century Capitalism*, New York 1991, S. 8 (Übersetzung M.Z.).
- 15 Die Auswirkungen der Globalisierung auf den Nationalstaat und national definierte Gesellschaften werden ausführlicher diskutiert in M. Zürn, *The Challenge of Globalization and Individualization. A View from Europe*, in: H. H. Holm/G. Sørensen (Hrsg.), *Whose World Order. Uneven Globalization and the End of the Cold War*, Boulder 1995, S. 137-164.
- 16 Vgl. hierzu W. Eichwede, *Gorbatschow und die Eigendynamik der Perestrojka*, in: E. Schewardnadse u.a. (Hrsg.), *Revolution in Moskau*, Reinbek 1991, S. 93-110; F. Hoffer, *Perestrojka: Die unfreiwillige Zerstörung des sowjetischen Gesellschaftszusammenhangs oder warum das letzte Gefecht verloren ging*, Marburg 1992; grundlegend ist immer noch K. Segbers, *Der sowjetische Systemwandel*, Frankfurt a.M. 1989.
- 17 Vgl. hierzu generell V. Lee/P. Lian, *Sleeping with the Enemy: A Dynamic Model of Declining Political Commitment in State Socialism*, in: *Theory and Society*, 23 (1994) 2,

- S. 253-296 und I. Szelenyi/B. Szelenyi, *Why Socialism Failed: Towards a Theory of System Breakdown - Causes of Disintegration of East European State Socialism*, in: *Theory and Society*, 23 (1994) 2, S. 211-231.
- 18 A. Giddens, *The Consequences of Modernity*, Stanford, Cal., 1990, S. 164 (Übersetzung M.Z.).
- 19 N. Swain, *Global Technologies and Political Change in Eastern Europe*, in: A. McGrew/ P. G. Lewis u.a. (Hrsg.), *Global Politics. Globalization and the Nation State*, Cambridge 1992, S. 144.
- 20 Vgl. Tilmann Evers, *Grenzen der Demokratie und Politische Union. Schritte zu einem europäischen Gesellschaftsvertrag*, in: R. Erne u.a. (Hrsg.), *Transnationale Demokratie. Impulse für ein demokratisch verfaßtes Europa*, Berlin/Zürich 1995, i.E.
- 21 Vgl. hierzu M. Zürn, *Das Projekt „Komplexes Weltregieren“*. Wozu Wissenschaft von den Internationalen Beziehungen?, in: C. Leggewie (Hrsg.), *Wozu Politikwissenschaft? Über das Neue in der Politik*, Darmstadt 1994, S. 77-88.

Buchbesprechungen

Kurt Nowak, Der umstrittene Bürger von Genf. Zur Wirkungsgeschichte Rousseaus im deutschen Protestantismus des 18. Jahrhunderts, Akademie Verlag, Berlin 1993, 48 S. (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-Historische Klasse; Bd. 132, H. 4).

Unbestritten ist heute die Tatsache, daß die Rousseau-Forschungsliteratur, zu der die verschiedensten Fachdisziplinen aus ihrer Perspektive beitragen, von einem Einzelnen kaum mehr zu überschauen ist und daß jeder neu hinzukommende Text, nachdem „alles gesagt“ zu sein scheint, einen weiteren *Vorschlag* unterbreiten kann, der die im steten Wandel begriffene Aneignung des französischen Denkers durch die Nachwelt illustriert. Zu einer solchen, gleichsam doppelten Selbstvergewisserung gehören auch Texte, die die eigene Disziplin-geschichte auf ihr Verhältnis zu Rousseau, zur Aufklärung befragen. Der protestantische Theologe und Kirchenhistoriker *Nowak* unternahm diese Befragung in der „kleinen Form“.

Die Ausgangsfeststellung, daß es in der deutschen protestantischen Theologie- und Kirchengeschichtsschreibung keine intensive (und der geistesgeschichtlichen Bedeutung Rousseaus für die Neuzeit und Moderne adäquate) Rousseau-Forschung gebe, führt *Nowak* zunächst zur Rekonstruktion einzelner Wortmeldungen aus dem 18. Jh.: die Berufstheologen Wilhelm Abraham Teller, Gottfried Leß und Johann Joachim Spalding „stehen als Beispiele für eine sofort und nach allen Seiten erweiterungsfähige Rezeptionsgeschichte“ (S. 10). Neben dem Kulturkritiker steht der religiöse Denker und Laientheologe Rousseau (der von Leß auf einen Deisten zurechtgestutzt wird) im Mittelpunkt der Auseinandersetzung bei den beiden erstgenannten. Spalding dagegen wird als positiv aufgeschlossen für direkte und indirekte Einflüsse Rousseaus, besonders dessen Zivilisationskritik, die er jedoch vom europäischen Horizont herabholte und allein auf Frankreich münzte, gezeigt.

Nowak entwirft dann einen Weg der Aufarbeitung des konstatierten wissenschaftlichen Rezeptionsdefizits. Schon bei der Auf-

nahme von Nichttheologen, die in der protestantischen Theologie- und Kirchengeschichte dennoch einen wichtigen Platz einnehmen, erweitere sich das Feld der Untersuchung erheblich. Ein so komplexes Phänomen wie das Rousseausche Denken verlangt aber ein pluri- wenn nicht interdisziplinäres Herangehen, das neuer Methoden bedarf. Ein Verdienst der Studie *Nowaks* besteht darin, daß sie über die konventionelle Frage nach dem Aufspüren von – wie auch immer gearteten – „Einflüssen“ hinausgeht und das Bewußtsein für die Rezeptionsbedürfnisse der deutschen Leser schärft, die sich Rousseau mit bestimmten Absichten aneignen, indem sie ihn parzellieren oder potenzieren, in jedem Fall aber vor „interkulturellen Mißverständnissen“ nicht gefeit sind, und zwar gerade dort, „wo man meinte, verstanden zu haben!“ (S. 44) Damit wird der Einzelfall auf die allgemeine Problematik von deutscher und französischer Aufklärung angehoben.

Die im Titel apostrophierte Wirkungsgeschichte bleibt ein Desiderat, dessen Konturen von *Nowak* deutlich umrissen wurden.

Katharina Middell

Arlette Farge, Lauffeuer in Paris. Die Stimme des Volkes im 18. Jahrhundert. Aus dem Französischen von Grete Osterwald, Klett-Cotta, Stuttgart 1993, 336 S.

Während für die Philosophen der Struktur- (und damit auch der Funktions-) wandel der Aufklärung längst außer Frage steht, hat es der Historiker, der nur selten empirisch Spuren der von einer anonymen Bevölkerung geäußerten Kritik findet, in der Regel schwer, dies immer nachvollziehbar zu dokumentieren.¹ Hier liegt ein erstes Verdienst der vorliegenden Arbeit, deren Gegenstand neben irrationalen Phänomenen aus sehr faßbaren Dingen besteht: Hunger, Unterdrückung und die Stimme(n) des Volkes, die der Monarch offiziell nicht ernstnahm und für die er doch einen beträchtlichen Teil seiner Repressivorgane einsetzte. *Farge* weist nach, wie durch den Einsatz des Polizeiapparates „Gerede“, „Meinungen“ und „Stimmungen“ politische Antworten der Gegenseite erheischen und so selbst zu politischen Faktoren mutierten.

Angeregt wurde diese Publikation² u.a. durch Jürgen Habermas' „Strukturwandel der Öffentlichkeit – Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft“ (1962, 1991). *Farge* ergänzt gewissermaßen

Habermas, indem sie die von ihm seinerzeit vernachlässigte „unterdrückte Variante einer plebejischen Öffentlichkeit“ nun nachreicht. Folglich besteht ihr Anliegen darin, dieses plebejische Pendant zu den bürgerlichen aufgeklärten Eliten wie die politischen Formen der Zustimmung oder Mißbilligung des Volkes zu Politik und allgemeinen Zuständen der Monarchie zu erhellen.

Vornehmlich anhand von unter diesem Gesichtspunkt noch nicht erschlossenen Quellen aus den Bastille-Archiven, aus Notizen, Chroniken, der Presse und Polizeiberichten geht die Autorin in drei großen Abschnitten der Genesis, Funktion und Rolle der sogenannten öffentlichen Meinung (hier von ihr als „Volksmeinung“ begriffen) im Ancien Régime und der am Vorabend der Französischen Revolution anschwellenden (behördlich eifrig denunzierten) Redeflut nach, mit der sich das einfache Volk zu Fragen der Zeit zu Wort meldete. Zu Recht unterstreicht sie dabei, das verfolgte Wort zu verfolgen mache nur Sinn, wenn man die Tiefe der Empörung und die Konkretheit wie den allgemeingesellschaftlichen Hintergrund der „zur Rede gestellten“ Zustände findet, erkennt und erklärt (S. 7). Im ersten Abschnitt werden von den Behörden registrierte Wortmeldungen und die Reaktion der

Herrschenden analysiert; im zweiten steht die Funktion von Urteilen und Bemerkungen zur Debatte, die sich – wie *Farge* nachweist – in Abhängigkeit konkreter gesellschaftlicher Situationen „wie ein Lauffeuer“ verbreiteten und von der Mobilität kursierender Meinungen kündeten; im dritten Abschnitt geht sie auf Worte gegen den König und auf das Entstehen unterschiedlicher Königsbilder zwischen 1744 und 1775 ein. Bei alledem trifft *Farge* auf einen treffenden Widerspruch in der Haltung der altherrschenden Klasse. Der von oben deklarierten Nichtexistenz der Meinung des Volkes (das nicht zu schwadronieren habe) steht die von gleicher Stelle verfolgte Existenz des gesprochenen Wortes gegenüber: „Aus lauter Angst vollbringt die Monarchie sogar die Glanzleistung, Archive anzulegen, in denen sich ihre eigenen Befürchtungen besser spiegeln als die Meinungen, die erfaßt werden sollen“ (S. 317) – sei’s drum: Der Historiker wird den Bourbonen ob ihrer Sorgen Dank zollen müssen.

Für sein Thema legt das Buch, das in beeindruckender Weise die machbare Einheit von hohem wissenschaftlichen Anspruch und Lesbarkeit der Darstellung demonstriert, Zeugnis von der Macht des Volkes ab, selbst wenn es sich dessen (noch) nicht be-

wußt sein muß. Auch kann man *Farge* zustimmen, wenn sie die von ihr in den vielfältigsten Formen vorgestellte oppositionelle Volksmeinung nicht als einen *point de départ* begreift, an dessen Ende Bastille-Sturm und Französische Revolution gestanden hätten – indes ist das Wissen des gemeinen Mannes um das Recht auf Informationen und Meinungsäußerung älter, als man gemeinhin annimmt.

Kurt Holzapfel

- 1 Vgl. M. Kossok, Historische Bedingungen der europäischen Aufklärung(en), in: Europäische Aufklärungen. Einheit und nationale Vielfalt. Hrsg. von S. Jüttner u. J. Schlobach (= Studien zum 18. Jahrhundert, hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts, Bd. 14), Hamburg 1992.
- 2 Die französische Originalausgabe erschien 1992 in Paris unter dem Titel „Dire et mal dire. L'opinion publique au XVIIIe siècle“.

Helmut Reinalter (Hrsg.), Aufklärungsgesellschaften, Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1993, 126 S. (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850“, Bd. 10).

Die Erforschung der Aufklärungsgesellschaften des 18. Jhs. hat in den letzten zwei Jahrzehnten eine Anzahl übergreifender und regionaler Ergebnisse zu unterschiedlichen Fragestellungen erbracht. Zusammenfassende Überblicke und Typologisierungen zum Gesamtspektrum der Gesellschaften waren bislang eingebettet in breiter angelegten Publikationen.¹ Erstmals setzt sich der vorliegende Sammelband das Ziel, eine „Zwischenbilanz der Forschung über Sozietäten zur Zeit der Aufklärung“ durch komprimierte Überblicksdarstellungen zu den wichtigsten Vereinsformen des 18. Jhs. vor dem Hintergrund der Aufklärung zu bieten sowie in den einzelnen Studien übergreifende Problemstellungen, wie Organisationsformen oder Zusammenhänge der Sozialstruktur, aufzuzeigen. Das Forschungsgebiet „Aufklärungsgesellschaften“ wird vom Hrsg. in der Einleitung durch drei Kriterien umrissen: zum einen durch die Einordnung der Sozietäten nach der jeweiligen Zweckfunktion (literarische, pa-

triotische Gesellschaften, etc.), zum zweiten nach allgemeinen, allen inhärenten Spezifika (Bekennnis zur Aufklärung, Egalitätsprinzip, etc.) und schließlich drittens nach einer chronologischen Einordnung der Sozietäten, als Pendant zur dreistufigen Aufklärungsgliederung nach Richard van Dülmen: Akademien und Gelehrte Gesellschaften, Patriotische und Gemeinnützige Gesellschaften sowie Geheimgesellschaften und Lese- und Volksgesellschaften.

Dieser Definition folgend, enthält der Band Aufsätze zu den genannten Gesellschaften. Die Arbeiten stellen die Sozietäten in Entwicklung, Charakteristik und Struktur dar und umreißen den erreichten Forschungsstand (z.T. auch anstehende Forschungsaufgaben). So zeichnet sich der Band durch einen komparatistischen Ansatz aus. Die Beiträge zu den verschiedenen Sozietätsformen sind miteinander gut vergleichbar und eröffnen interessante Parallelen, beispielsweise in bezug auf das Egalitätsprinzip (die Praxis des Miteinander von Adeligen und Bürgerlichen wird in fast allen Beiträgen diskutiert), die soziale Zusammensetzung sowie den europäischen Hintergrund der Sozietäten. Einzig der Beitrag von *Helmut Reinalter* über die Jakobinerklubs löst sich etwas aus der vergleich-

baren Perspektive. *Reinalter* legt sein Hauptaugenmerk weniger auf die Sozietäten als solche sowie deren Struktur, sondern konzentriert sich auf das politische, soziale und geistige Umfeld zur Zeit der Französischen Revolution als Nährboden für die Jakobiner, deren divergierende Zielsetzungen er umreißt.

Jürgen Voss arbeitet in seinem Beitrag über Akademien und Gelehrte Gesellschaften die Vorreiterrolle dieser Sozietäten für die folgenden Sozietätsformen heraus und verweist auf die bis ins 16. Jh. zurückreichende Tradition der Akademien. Dabei wird die europäische Dimension deutlich: Über die literarisch-humanistischen Zirkel in Italien, die Wissenschaftsakademien Italiens, Frankreichs und Englands im 17. Jh. reicht der Entwicklungsstrang bis zu den deutschen Gründungen im 18. Jh. Dabei blieb die Zahl der Akademien im Reichsgebiet mit sechs (bei fünf gescheiterten Projekten) übersichtlich (S. 20), wohingegen die Zahl der Gelehrten Gesellschaften deutlich höher war. *Voss* zeigt hinsichtlich der Akademien eine internationale (Berlin) bzw. eine die regionalen und konfessionellen Momente überwindende (München, Mannheim) Perspektive. Demgegenüber betont er den vornehmlich lokalen, am Ende des Jahrhunderts auch regionalen Wirkungs-

bereich Gelehrter Gesellschaften. Als anstehende Forschungsaufgaben konstatiert der Autor u.a. den Vergleich der Akademien untereinander sowie den Vergleich mit anderen Gesellschaftstypen.

Marlies Stützel-Prüsener beschreibt die Gesellschaftsform, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. entstand und etwa ein halbes Tausend zählte (S. 39): die Lesegesellschaften. Als Gründe für die Entstehung dieser Sozietätsform werden von der Autorin die gestiegene Buchproduktion, die Wandlung des Lesestils vom intensiven zum extensiven Lesen sowie der kostengünstige Zugang zur Lektüre herausgearbeitet. *Stützel-Prüsener* beschreibt innerhalb der Lesegesellschaften verschiedene Typen, die chronologisch aufeinander folgten: Lesezirkel, Lesebibliotheken und das Lesekabinett, in welchem gelesen und diskutiert, somit wechselseitig aufeinander Selbstbildung und gegenseitige Aufklärung betrieben wurde.

Rudolf Schlögl konstatiert, ebenso wie *Jürgen Voss* für die Akademien, einen europäischen Hintergrund für die Gründungen Patriotisch-gemeinnütziger Gesellschaften im deutschsprachigen Raum. Er zählt 54 solcher Sozietäten, wobei die meisten zwischen 1761 und 1772 entstanden (S. 61f.). Der Anspruch der Gesellschaften manifestierte sich

in der Förderung des Gemeinwohls, wobei an erster Stelle die Ökonomie stand. Auf dieser Ebene vollzieht *Schlögl* eine Trennung zwischen dem Patriotismus-Begriff der Sozietäten und dem von den Jakobinern gebrauchten. Letzteren diene der Begriff zur Legitimation ihres Handelns als patriotische Pflicht; innerhalb der Patriotischen Gesellschaften war dagegen mit Patriotismus die Mitwirkung am Gemeinwohl im Rahmen der gegebenen Ordnung gemeint. Die Patriotisch-gemeinnützigen Gesellschaften zeichneten sich besonders durch Rationalität aus; man „kreierte eine Gesellschaft des Leistungsprinzips“ (S. 75).

Helmut Reinalter verweist bei der Behandlung der Freimaurerei auf das dem Arkanum der Logen innewohnende und sich gegenseitig nicht ausschließende Verhältnis von Geheimnis und Aufklärung. Damit verbunden war das Streben nach Umsetzung von aufklärerischen Postulaten wie dem Gleichheitsprinzip, dessen Ziel ständische Nivellierung war. Damit richtete sich die Freimaurerei zwar gegen das bestehende Sozialgefüge, stand aber noch nicht in einem grundsätzlichen Widerspruch zum absolutistischen Staat und bildete eine „indirekte Gewalt im aufgeklärten Absolutismus“ (S. 93). Besonders betont *Reinalter* die demokrati-

schen Ansätze innerhalb der Logen, die sich über die Formen der Willensbildung (Mehrheitsprinzip) manifestierten. Unter den neueren Forschungen hebt der Autor jene hervor, die sich mit den Beziehungen der Freimaurerei zu anderen (nicht arkanen) Sozietäten beschäftigen. Im Rahmen der Geheimgesellschaften stellt *Reinalter* den Illuminatenorden und dessen politische Dimension vor. Im Vergleich zur Freimaurerei betont er, daß der Illuminatenorden diese in programmatischer Hinsicht überschritt, da die Ordensgrundsätze und -ziele direkt auf die Gesellschaft projiziert wurden (ohne allerdings eine Revolution anzustreben), wohingegen die Freimaurerei nie direkt gesellschaftsverändernd wirken wollte. Leider verzichtet *Reinalter* auf die Darstellung von Karl Friedrich Bahrdts Geheimbund, die „Deutsche Union“ (1786/87 gegründet), und baut das Spannungsverhältnis zwischen dem „antiaufklärerischen“ Bund der Gold- und Rosenkreuzer (S. 10) und den Illuminaten, das er in der Einleitung konstatiert, nicht weiter aus.

Den Abschluß der Aufsätze bildet der bereits oben erwähnte Beitrag *Reinalters* zu den Jakobinerklubs. Der Verfasser unterstreicht dabei, daß diese zwar auf den Erfahrungen älterer aufgeklärter Sozietätsformen basierten,

sich aber andererseits als Klub mit radikal-demokratischer Ordnungsstruktur deutlich von diesen abhoben.

Abgerundet wird das Buch durch eine Auswahlbibliographie, die in ihrem Aufbau der thematischen Gliederung des Buches folgt. Mit dem Band liegt dem Interessierten ein sehr nützliches Kompendium vor, das einen zusammenfassenden Überblick zu bisherigen Forschungsergebnissen sowie anstehenden Aufgaben anbietet. Diese liegen im Spektrum zwischen regionalen Studien und übergreifender Thematik, in methodischer Hinsicht vornehmlich in bezug auf sozialgeschichtliche Fragestellungen (S. 13f.). Es wird deutlich, so der Herausgeber, daß die Geschichtswissenschaft am Beginn einer breit einsetzenden Sozietätenforschung steht (S. 15).

Holger Zaunstock

- 1 Vgl. U. Im Hof, *Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung*, München 1982, und R. van Dülmen, *Die Gesellschaft der Aufklärer*, Frankfurt a. M. 1986.

Konrad Ratz, Maximilian in Querétaro. Bilddokumentation über den Untergang des zweiten mexikanischen Kaiserreiches, Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, Graz 1991, 424 S., Abb.

Hartwig A. Vogelsberger, Kaiser von Mexiko. Ein Habsburger auf Montezumas Thron, Amalthea Verlag, Wien/München 1991, 360 S., Abb.

Habsburger haben Hausse. Die Tendenz, sich des bedeutendsten europäischen Fürstengeschlechts der Neuzeit zu erinnern, dürfte mit dem weiteren Ausbau des „modernen“ Europa nur noch zunehmen, zumal im Jahre 2000 die 500. Wiederkehr des Geburtstages des größten Habsburgers, Karl V., unmittelbar ins Haus steht.

Beide vorliegende Arbeiten sind Biographien eines Seitensprosses der Familie, des jüngeren Bruders von Kaiser Franz Joseph I. von Österreich-Ungarn, Erzherzog Ferdinand Max (geb. 6.7.1832 in Schönbrunn). Einem breiten Publikum besser bekannt ist dieser glücklose Habsburger als Kaiser Maximilian I. von Mexiko. Sein tragischer Tod vor einem republikanischen Erschießungspeloton am 19. Juni 1867 rührte schon die Zeitgenossen und seit den sechziger Jahren unseres

Jahrhunderts ganze Generationen von Lesern des Opus „Die Kaiserin“ von Norbert Fryd zu Tränen.

Beide hier rezensierte Arbeiten sind höchst unterschiedlich, präsentieren aber jeweils auf spezielle Weise Annäherungen an das Thema „Maximilian und das zweite mexikanische Kaiserreich“.

Beim Werk von Ratz handelt es sich um eine fachwissenschaftliche, extrem materialdichte Arbeit, die die wesentlichen Ergebnisse eines 1988-1990 durchgeführten österreichisch-mexikanischen Forschungsprojektes („Maximilian in Querétaro“) vorstellt. Das Werk konzentriert sich nach einer biographischen Einleitung und einer Bilddokumentation des maximilianischen Reiches thematisch auf die Endphase des „Kaiserlichen Abenteurers“ (Joan Haslip), in der Maximilian in Querétaro ohne seinen französischen Waffenmeister Bazaine (20.2. bis 19.6.1867) den Oberbefehl gegen die republikanischen Truppen innehatte. „Die Neuheit der Darstellung“, schreibt Ratz, und der Rezensent möchte dies unterstreichen, „liegt ... in der Schließung der bisher fast totalen visuellen Lücke.“ (S. 8). Die Arbeit ist eine „Bild-Biographie“. Nicht nur Aktenmaterial aus mexikanischen, österreichischen und belgischen Archiven sowie wichtigen Privatsammlungen ist in der

Arbeit zu finden. Das Werk bietet eine fast vollständige bildliche Darstellung zweier Gruppen politischer Akteure, die in einem wichtigen politischen Prozeß lateinamerikanischer und mexikanischer Geschichte des 19. Jhs. gegeneinander kämpften. Das Skelett der „filmähnlichen Bild-dichte“ (S. 25) wird durch die Daguerreotypien des Hof-fotografen Maximilians, François Aubert, gebildet. Aubert avanciert damit zum „verborgenen zweiten Protagonisten“ (S. 11) der Geschichte Maximilians in Querétaro und des Buches von Ratz. Medienhistorisch wird diese breite Einbeziehung des damals absolut modersten technischen Mediums nur kurz analysiert: Geschichte „geschieht“ nicht nur, Niepces Photographie und die Lichtkünstler „machen“ sie (S. 20ff.). In Erweiterung der Arbeit von Aichelburg¹ geht Ratz aber weit über den Einzelakteur Maximilian und über die zeitgenössische visuelle Repräsentation hinaus, indem er etwa auch Schicksale nach 1867, Gedenkstätten und heutige Zustände dokumentiert.

Politikhistoriker werden freilich an der gelungenen Dokumentation und Kurzbiographie über die gelegentlichen Bemerkungen über die Endphase des „Maximilianischen Staates“² hinaus Beziehungslinien zum komplizierten

Thema „Monarchie“ und Legitimität oder – allgemeiner gefaßt – politische Modelle und Machtssysteme im wichtigsten Vizekönigreich des ehemals iberischen Amerika während der komplizierten Zeiten des „nation-building“ vermissen. Zwischen 1821 und 1872 hatte Mexiko 30 Präsidenten, kurzzeitig auch schon einen Kaiser (Agustín I.), dazu kamen nicht weniger als 48 Außen-, 61 Innen-, 57 Finanz- sowie 41 Kriegs- und Marine-minister. Allein zwischen 1837 und 1851 hatten 16 Politiker 22 Regierungen geführt, davon allein elf Antonio López de Santa Anna zwischen 1833 und 1855; Gegenregierungen und lokale Machthaber sind in dieser Rechnung nicht enthalten.³ Mexiko zwischen 1821 und 1867 ist das klassische Beispiel für die „amorphen Sternbilder der Anarchie“ der Nachindependencia; es hatte wirklich alle denkbaren Regierungs- und Herrschaftssysteme durchexerziert.⁴ In der Eskalation der Machtkämpfe, die zu dem verheerenden Bürgerkrieg von 1857-1860 („Guerra de la Reforma“) und zur französischen Intervention 1862-1867 führten, hat die Rückbesinnung auf die monarchische und imperiale Tradition einigen Einfluß gehabt.⁵

Auch die Bruchlinien zwischen dem eher liberalen Mexiko-Projekt Maximilians, den me-

xikanischen Konservativen einerseits und den Juaristas andererseits sowie dem Protektor Napoleon III. bleiben eher unklar.

Nichts hat dann die Akzeptanz des chaotischen republikanischen Systems in einem Riesenland – in dem fast jeder Stabilitätspolitiker im 19. Jh. mit einem monarchischen System liebäugeln mußte – mehr zementiert als die „Niederlage der ausländischen Intervention“.⁶ Immerhin aber konnte sich der „Operettenkaiser“, als den ihn die republikanische Ideologie verunglimpfte, vier volle Jahre halten, und die Monarchiegegner hielten es für notwendig, ihn zu erschießen.⁷ Eine fast hegelianische List der Geschichte besteht darin, daß das imperial-französische Projekt eines lateinisch-katholischen Kulturimperialismus⁸, im Umfeld der Mexiko-Intervention entstanden⁹, mit dem Begriff „Lateinamerika“ noch heute in aller Munde ist.

Diese Einwände sollen auf keinen Fall den Wert dieser ungewöhnlich erfolgreichen Forschung und ihrer Darstellung in vorliegendem Buch schmälern.

Die Biographie *Vogelsbergers* soll einen ganz anderen Leserkreis ansprechen. Seine Narratio schlägt einen großen Bogen von Montezuma zu Maximilian (Kap. I), um das historische Szenario für den kaiserlichen Akteur auszu-leuchten. Der Bogen spannt sich

weiter über „Napoleon III. und seine politischen Ambitionen“ (Kap. II), „Erzherzog Ferdinand Max und sein(en) Kaisertraum“ (Kap. III), den „langen Weg nach Mexiko“ (Kap. IV) und den mexikanischen Teil des „Abenteurers“: „Maximilian auf Montezumas Thron“ (Kap. V), um schließlich im unaufhaltsamen Abstieg in den Unterabschnitten „Zwischen allen Fronten“ (Kap. VI), „Die Insel im Sturm“ (Kap. VII) und der „Reise in den Wahnsinn“ (Kap. VIII) Charlottes, die ihren Mann um 60 Jahre überlebte und erst 1927 umnachtet starb, den „Sturz des Adlers“ (Kap. IX) und „Die Schüsse auf dem Glockenhügel“ (Kap. X) sowie einem Epilog zu enden.

Wie an der Gliederung zu erkennen, hat die Erzählung den nötigen langen Atem gerade für die Tragik des Endes, und ist flott geschrieben. Das Buch lebt allerdings oft von Sprach- und Darstellungsklischees. Die Konzentration auf das „Ereignis“ mexikanisches Kaiserreich läßt auch hier die allgemeineren Umstände der politischen Geschichte Lateinamerikas im 19. Jh. weitgehend außer acht, wie ein Beispiel zeigen mag: „Erstaunlicherweise war die neu ins Leben gerufene Monarchie bei Mexikos Nachbarn anfänglich äußerst populär.“ (S. 22) Nicht nur dort! – möchte der Historiker angesichts solcher

Unkenntnis ausrufen. Insgesamt aber ist Historikerschelte an historisierenden Literaten nach dem Motto „Wer schreibt die bessere Geschichte?“ durchaus fehl am Platz; vor allem weil keine Geschichte Mexikos aus der Feder eines deutschsprachigen Fachhistorikers vorliegt. Die habsburgische Epik des Mexikoabenteurers hat immer wieder Literaten gereizt und die Interessen einer romantischen Leserschaft vor allem in Süddeutschland, in Böhmen und in Österreich angesprochen. Kurz, das Buch ist interessante Lektüre, aber weniger eine Historie im strengen Sinne.

Vogelsbergers Quellen sind denn auch seine mit Ausnahme von Hamann¹⁰ und Conte Corti¹¹ (grundlegend!) eher literarischen Vorgänger wie der unverwüsthche Fryd¹² sowie Haslip¹³, Gamillscheg¹⁴ und Mesenhol¹⁵, aber auch die Flut der Memoirenliteratur (Samuel Basch, José Blasio, Baron Carl von Malortie, Wilhelm von Monthlong und Felix Prinz zu – nicht „von“ – Salm-Salm und seine Frau sowie Alfred van der Smissen, um nur die wichtigsten Memoirenschreiber zu erwähnen) sowie diplomatische Berichte¹⁶ (seriöse Werke zur mexikanischen Gesamtgeschichte des 19. Jhs. wie Kahle, Brading oder Guerra fehlen völlig); von der Zitierung und von der Auseinandersetzung mit deren Thesen bzw.

von ihnen z.T. kolportierten Gerüchten über Maximilian und Charlotte lebt das Buch über weite Strecken. Aber auch *Vogelsberger* selbst fügt den Gerüchten einige neue hinzu; es sei nur auf Stelle verwiesen, wo er sich in Vermutungen über den Entschluß von Juárez ergeht, den Kaiser „gnadenlos hinrichten zu lassen“, wobei sich „seine Indio-Augen verengen“ (S. 304). Die Detailkenntnisse und Histörchen, die der Autor ausbreitet und, meist kritisch, manchmal auch völlig unkritisch, in die Darstellung einbezieht, sind Legion und dürften einem an Hofgeschichten interessierten Publikum wahre Freude bereiten. Selbst hartgesottene Konsumenten solcher „Geschichte“ jagen sicherlich noch wohlige Schauder über den Rücken bei der breiten Sichtung der Intimverhältnisse des mexikanischen Kaiserpaares oder bei Details wie dem folgenden: Charlotte, die Kaiserin, besaß „offenbar die merkwürdige Angewohnheit..., ihre Taschentücher in den Mund zu nehmen, an ihnen zu kauen und sie oftmals regelrecht durchzubeißen.“ (S. 187)

Der Rezensent hat die Pflicht auf einige kleinere („1858“ statt richtig 1848, S. 41; „Mejis“ statt richtig Mejia, S. 329) und größere Fehler, speziell bei der Benutzung von Begriffen aus dem Spanischen, hinzuweisen („Juáristas“

wird konsequent falsch, nämlich mit Akzent geschrieben, richtig muß es Juaristas heißen; „Haziendado“ statt richtig Hacendado, passim; „Emerador“ bzw. „Emparador“ statt richtig Emperador, S. 135, 279; „Viva los emperadores! Viva Meciko [sic]“, statt richtig: ¡Vivan los emperadores! ¡Viva México!). Zum Schluß: es ist mehr als ungeschickt, in Kenntnis (?) der Mentalität eines Meztizen-Landes den Zapoteken Benito Juárez immer wieder mit der – in Mexiko und anderswo in Lateinamerika pejorativen – Bezeichnung „indio“ in Verbindung zu bringen und zusammen mit diesem Kastenbegriff Epitheta wie „klein und gerissen“ (S. 94), „klein“ (S. 105 sowie S. 304, siehe oben) zu benutzen. Um im speziellen Vergleich nochmals die Bedeutung der Arbeit von *Ratz* hervorzuheben: Die zehn Bilder der Biographie von *Vogelsberger*, auch noch im Block zwischen S. 180 und S. 181 eingeklemmt, scheinen eher lieblos und nach dem Zufälligkeitsprinzip ausgewählt – auch das mag den Wert seriöser Forschung und mehr literarischer Darstellung mit unhistorischer Illustration zu verdeutlichen.

Michael Zeuske

- 1 W. Aichelburg, Maximilian Erzherzog von Österreich, Kaiser von Mexiko in zeitgenössischen Photographien, Wien 1987.
- 2 Siehe J. Lubinski, Der Maximilianische Staat: Mexiko 1861-1867; Verfassung, Verwaltung und Ideengeschichte, Wien 1988; siehe auch G. Stichler, Der Anteil Österreichs an der Unternehmung Erzherzog Maximilians in Mexiko, Diss., Wien 1963.
- 3 Siehe W. L. Bernecker/R. Th. Buve, Mexiko 1821-1900, in: Handbuch der Geschichte Lateinamerikas, Bd. II: Lateinamerika von 1760 bis 1900, hrsg. von Buve/J. R. Fisher, Stuttgart 1992, S. 498.
- 4 Ebenda. Die Angaben sind nicht ganz exakt; hier mögen sie aber zur Veranschaulichung genügen, am genauesten: G. Kahle, Militär und Staatsbildung in den Anfängen der Unabhängigkeit Mexikos, Köln/Wien 1969, S. 10-12.
- 5 Siehe ders., Erzherzog Maximilians Projekt einer Doppelmonarchie in Amerika, in: Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas, hrsg. von G. Kahle/H. Kellenbenz/H. Pohl/H. Pietschmann, Bd. 25, Köln/Wien 1988, S. 169-188.
- 6 D. Cosío Villegas u.a., Historia mínima de México, México D.F. 1983, S. 117. Seit 1973 in etwa 350.000 Exemplaren verbreitete Volksausgabe.
- 7 Eine andere, nach dem Zufälligkeitsprinzip ausgewählte, moderne Geschichte Mexikos erwähnt das „lächerliche Imperium“ in einem Unterkapitel über politische Geschichte in genau einem Satz! Siehe México en el siglo XIX, 1821-1910. Historia económica y de la estructura social, C. Cardoso (coord.), México 1992, S. 82.
- 8 Siehe M. Chevalier, Le Mexique ancien et moderne, Paris 1863. Chevalier war offizieller Ideologe Kaiser Napoleons III. Die Hauptaussage seines Opus lautet, als Erbin der katholi-

schen lateinischen Nationen Europas sei Frankreich berufen, deren Glanz nach Amerika zu tragen und den (lateinisch-) amerikanischen Schwesternationen, speziell aber Mexiko, den Fortschritt zu bringen und zugleich Schutz gegen die Expansion der USA zu leisten.

- 9 Paul Estrade hat erst kürzlich mit Vehemenz – gegen die These von der Schöpfung des Begriffs „Lateinamerika“ durch Chevalier – auf die originäre Schöpfung seitens des Chilenen Francisco Bilbao und des Kolumbianers José María Torres Caicedo, beide zu diesem Zeitpunkt in Paris, aus Anlaß der durch die USA unterstützten Walker-Invasion 1856 verwiesen. Vgl. P. Estrade, Observaciones a don Manuel Alvar y demás académicos sobre el uso legítimo del concepto „América Latina“, in: Rábida, no 13 (1994), Huelva, S. 79-82.
- 10 B. Hamann, Mit Kaiser Max in Mexiko. Aus dem Tagebuch des Fürsten Carl Khevenhüller 1864-1867, Wien/München 1983.
- 11 E. C. Conte Corti, Maximilian von Mexiko. Die Tragödie eines Kaisers, München 1980.
- 12 N. Fryd, Die Kaiserin, Stuttgart 1976.
- 13 J. Haslip, Maximilian. Kaiser von Mexiko. Die Tragödie eines Kaisers, München 1980.
- 14 F. Gamillscheg, Kaiseradler über Mexiko, Graz 1964.
- 15 G. Mesenhol, Im Schatten der Zypresen. Habsburg und der Traum von Mexiko, Gernsbach 1990.
- 16 J. Kühn (Hrsg.), Anton von Magnus: Das Ende des maximilianischen Kaiserreiches in Mexiko. Berichte des königlich-preußischen Ministerresidenten an Bismarck 1866-1867, Göttingen 1965.

Heinrich August Winkler, Weimar 1918-1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie, Verlag C. H. Beck, München 1993, 709 S.

Auf dem traditionell viel beackerten Feld der Geschichte der Weimarer Republik ist *Heinrich August Winkler* heute einer der herausragenden Forscher und Autoren, und namentlich die in den achtziger Jahren erschienenen Bände zu Arbeitern und zur Arbeiterbewegung in dieser Zeit lösten eine beträchtliche Resonanz aus, die damals auch über die Grenze hinweg in der DDR zu verspüren war. Tritt solch profunder Kenner mit einer Gesamtdarstellung an die Öffentlichkeit, sind von vornherein hohe Erwartungen geweckt, die – dies im Vorgriff – in überwiegendem Maße auch erfüllt werden.

Denn die auf umfassender Quellen- und Literaturkenntnis basierende Darstellung bietet in achtzehn Kapiteln eine streng chronologisch angelegte, dicht argumentierende und sich auf genaue Kenntnis der Details stützende Nachzeichnung des politischen Weges, den die deutsche Republik von der Niederlage im Ersten Weltkrieg bis hin zu jenem 30. Januar 1933 gegangen ist, der sehr wahrscheinlich als die tiefgehendste Zäsur in die Nationalgeschichte der Deutschen in diesem

Säculum eingehen wird. Vom Autor selbst ist dabei die Einschränkung vorangestellt worden, keine „Totalgeschichte“ Weimars vorlegen zu wollen. Vielmehr zielten seine Bestrebungen auf eine „Problemgeschichte“, als deren Zentrum die Politik gelten müsse.

Tatsächlich erfährt der Leser über diesen Ausschnitt der Weimarer Gesellschaft bei weitem das meiste. Hier kommt die genaue Kenntnis des Autors in allen Facetten zum Tragen, die Urteile sind in aller Regel durch einführende Kommentierung und wägende Prüfungen auch für den Leser nachvollziehbar begründet. Daß bei der Behandlung des Staatsgeschehens zuvörderst den im schnellen Wechsel agierenden Regierungen und rivalisierenden Parteien seine Konzentration gelten mußte, liegt auf der Hand. Auch gehört zu den akzeptablen Beobachtungen, daß *Winklers* bekannte Sympathien für die SPD in partiell maßvollere Kritik an ihr und ihrer Politik mündet, als sie anderen Parteien zuteil wird. An manchen Stellen wäre allerdings auch denkbar gewesen, daß dieser einführende Blick sämtlichen politischen Kräften zuteil wird, denn unterschiedliche Motivlagen an Weimarer Wegmarken sind selbst dann, wenn man sie nicht teilt, dennoch häufig einsichtig oder zumindest mitteilenswert.

Daß die bestehenden Forschungskontroversen um die Weimarer Republik mit diesem Buch neue Nahrung erhalten, liegt in der Natur der Sache. Entschieden aber werden sie mehrheitlich nicht, denn in der Form zielt der Autor mehr auf eine stringente Erzählung als auf die Diskussion offener Fragen gegenwärtiger Forschung. Im Falle Weimars baut die Fülle heute vorhandener Spezialuntersuchungen noch zusätzliche Barrieren auf. Denn für eine Einzelperson ist ihre Summe längst nicht mehr überschaubar, geschweige denn zur Gänze zu verarbeiten.

Ohne Zweifel lesen sich die achtzehn Kapitel insgesamt mit beträchtlichem Gewinn und auch manch neuen Eindrücken. Es bleibt dennoch bedauerlich, daß den über das politische Geschehen hinausgehenden Gesichtspunkten – etwa zur Charakteristik der deutschen Gesellschaft, wie im Kapitel 10 hier am einprägsamsten verwirklicht – nicht noch an anderen Stellen vergleichbar intensiv nachgegangen worden ist. So bleibt der Blick insgesamt auf die „Königsebene“ fixiert.

Tatsächlich liegen die eigentlich kontrovers diskussionsfähigen Punkte denn wohl auch bei den Erörterungen *Winklers* im abschließenden letzten Kapitel, in dem die Summe der Darstellung resümiert wird. Etwa gilt das für

die unverändert aktuelle Frage, ob Weimar „zu retten“ war oder in Erwägungen, wie der Ort der Zwischenkriegsrepublik in der deutschen Geschichte bestimmt werden könne.

Hier schlägt zu Buche, daß das zuvor Geschriebene freilich nicht die „Geschichte Weimars“ ist, wie uns der Titel ankündigt, sondern eben die ja vom Autor auch selbst so annoncierte partielle Analyse, die man vielleicht auch mit „Staatskunst und Parteienpolitik in Weimar“ überschreiben könnte. Um aber Weimar in der Nationalgeschichte zu verorten, müßte wohl doch die „Totale“ bemüht werden; der Blick vom politikgeschichtlichen Hochstand allein genügt nicht.

Es ist schade, daß *Winkler* hier allzusehr gestützt auf die behandelten Fragestellungen auf einige ihm wichtig scheinende Einschätzungen zusteuert. Große Kontroversen werden ganz bündig abgehandelt, so die bekannte Frage, ob eine Einheitsfront der Linken Weimar hätte retten können. Diese Annahme wird vom Autor sofort ins Reich der Mythen verwiesen, wie auch nach kurzer Erörterung das Interpretationsmuster einer „Selbstpreisgabe“ der Zwischenkriegsrepublik.

Was *Winkler* dagegen als Bilanz zieht, ist das Konstatieren eines fehlenden „antitotalitären Konsenses“ in der Weimarer Re-

publik zu deren Erhaltung bzw. Rettung. Welches substantielle Fundament ihn tragen sollte, bleibt allerdings offen. Zudem werden in dieser Frage neben den recht knapp bedachten Eliten – wobei nach *Winklers* Eindruck die alten Junker durch ihren immensen Einfluß auf Hindenburg zu Hitlers Ernennung zum Kanzler mehr beigetragen hätten als die Großindustrie –, auch all jenen Deutschen die Leviten gelesen, die den Weltkriegsgefreiten gewählt haben.

Diese Fakten sind unstrittig bzw. zumindest diskussionsfähig, und doch erweckt die Argumentation den Eindruck einer allzu starken Fixierung auf nur eine Seite der Medaille. Denn indem gefolgert wird, Weimar sei am erwähnten fehlenden antitotalitären Konsens zerbrochen, und das Volk habe dem auch mehrheitlich zugestimmt, konzentriert sich die Schuld an der folgenden Katastrophe plötzlich vor allem bei der „extremen“ Rechten und Linken.

Die deutsche Zwischenkriegsrepublik gerinnt so zur Lehrstunde, daß nur deren Abwehr Demokratie und Freiheit sichere, künftighin also Weimar dem vereinten Deutschland in dieser Hinsicht als Menetekel therapeutisch dienen könne. Angesichts der faktischen Neuaufgabe einiger politischer Konfliktlinien ist man si-

cher besonders geneigt, seine Gedanken alsbald auf die Folgen für unsere Gegenwart zu richten. Verschenkt werden aber damit Möglichkeiten, den konkreten historischen Phänomenen genauer nachzugehen. Beispielsweise die schon so oft konstatierten tiefen Gräben, die sich zwischen Sozialdemokratie und Kommunisten auftraten, einmal genau zu vermessen und deren ganze Dimension zu analysieren, also zeitgenössische Motivstrukturen umfassend offenzulegen und so die Gemengelage von politischen Optionen einzufangen, tritt demgegenüber auch hier in den Hintergrund.

Reichspräsident Paul von Hindenburg, die Parteien, die Wähler und manch andere mehr – gewiß, das waren die damaligen Akteure auf einer sich nach wie vor als intakt präsentierenden politischen Bühne. Aber um im Bilde zu bleiben: Nach dem Schlußvorhang treten die Akteure vor den Vorhang, um das Urteil des Publikums entgegenzunehmen. Ovationen und Buhrufe sind erlaubt. Die Regie hält sich dabei üblicherweise im Hintergrund. Über sie nachzudenken, bleibt gewöhnlich Zeit auf dem Nachhauseweg.

Gerald Diesener

George L. Mosse, Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben. Aus dem Amerikanischen von Udo Rennert, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1993, 311 S.

G. L. Mosse, der Doyen der historischen Deutschlandforschung in den USA, Nachkomme des legendären Rudolf Mosse, hat ein Buch über die Realität des Todes/Krieges in unserem Jahrhundert vorgelegt. Sein Ziel ist es, „den Wertverlust“ des Sterbens in diesem Jahrhundert besser zu verstehen. In drei Teilen behandelt er, ausgehend von den Revolutionskriegen (1792–1799), vor allem das Kriegserlebnis des Ersten Weltkrieges.

Bereits in der Französischen Revolution wird der „Mythos vom Kriegserlebnis“ als „Ideal einer persönlichen und nationalen Erneuerung“ (S. 22) geschaffen. Der Krieg wird als ehrenhafter Einsatz für die Ideale des Volkes gesehen (vgl. S. 26). Auch in den Befreiungskriegen in Deutschland wird „die Loyalität der Soldaten von der Dynastie auf das Vaterland umgelenkt“ (S. 28). Die Schriftsteller bemühen sich um die Bildung eines Nationalbewußtseins, wofür sie – verstärkt ab 1850 – mit Denkmälern geehrt werden. Zu dieser Zeit entstehen auch die meisten Nationalhymnen. Der Tod wird jetzt zuneh-

mend nationalisiert (S. 47). Während in Frankreich eine innerweltliche Richtung, anknüpfend an römische Traditionen, gepflegt wurde, kämpft man in Deutschland für Glauben/Christentum und Moral/Nationalismus. Die Nationalisierung erweist sich als janusköpfig. Da das Volk im Zeitalter der Massenkriege benötigt wurde, konnte man ihm die Gleichstellung im Tod schlecht verweigern. „Der Mythos des Kriegererlebnisses war ein demokratischer Mythos, in dessen Mittelpunkt die durch die Gefallenen des Krieges symbolisierte Nation stand“ (S. 123).

Sichtbar wird dies in kulturellen Formen des Totengedenkens. Die Toten werden aber nicht individuell geehrt, sondern überdauern ihren individuellen Tod, aufgehoben im „heiligen Raum“ des Kriegerdenkmals. Dabei spielt die äußere Gestaltung eine wichtige Rolle. Man eignet sich die Natur an, die von der Anonymität des technischen Krieges ablenkt und ein Stück Unveränderlichkeit oder Ewigkeit bietet. Nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges soll eine „Trivialisierung“ des Krieges dessen Erträglichkeit erleichtern (vgl. S. 174f.). Mit der Niederlage 1918 setzt eine „Brutalisierung der deutschen Politik“ ein, die einerseits begleitet wird von einem neuen Männlichkeitsideal und

Gemeinschaftsutopien, basierend auf einem Kameradschaftsideal (vgl. S. 210), andererseits von einer Entmenschlichung des Feindes und zunehmendem Antisemitismus (vgl. S. 214ff.). Propagandistin und zugleich Nutznießerin dieser Politik war die politische Rechte. Für sie ist der Krieg noch nicht beendet, sondern sie proklamiert eine „Kontinuität des Krieges“ (S. 223). Auch auf Seiten der Linken ist Anfälligkeit für den Mythos des Kriegererlebnisses zu finden. Hier stellt der spanische Bürgerkrieg 1936 ein Identifikationsangebot bereit, mit dem entscheidenden Unterschied, daß „es kaum eine Glorifizierung des Krieges an sich gab“ (S. 236).

Der Zweite Weltkrieg war realistischer, die Kriegsbegeisterung verflog, behauptet der Autor (vgl. S. 245ff.). Nach 1945 habe der Kriegsmythos in Deutschland in Ost und West stark an Bedeutung verloren. Selbst der VDK vermeide eine Heroisierung der Gefallenen. An die Stelle des Heroen war nun der anständige deutsche Soldat des Zweiten Weltkrieges getreten (vgl. S. 264). Inwieweit dies eine neue Form des Mythos ist, darauf geht *Mosse* nicht ein.

Trotz vieler anregender Einblicke und manch neuer Sichtweisen bleiben bei dieser Aufsatzsammlung einige Fragen offen. So übergeht der Autor die Frage, wer denn den Mythos konkret in-

szeniert hat. Hier wären Aussagen über die Haltung der Kirchen, Schulen und Universitäten erforderlich gewesen. Bei der komparatistischen Methode werden zwar die vier Alliierten des Zweiten Weltkrieges und natürlich Deutschland und Italien berücksichtigt, nicht aber Israel, Polen oder die Tschechische Republik, die ein vielgestaltiges Verhältnis zum Totengedenken entwickelt haben. Aktuelle Betrachtungen, etwa zum Vietnamkrieg oder zu Bitburg, fehlen.

So bleiben insgesamt ein zwiespältiger Eindruck und der Wunsch zurück, daß *Mosse* auch weiter zu diesem Thema forscht und publiziert.

Rolf Rieß

**Hans-Jürgen Lüsebrink (Hrsg.), Nationalismus im Mittelmeer-
raum. Passauer Mittelmeer-
studien, Bd. 4, Passavia Univer-
sitätsverlag, Passau 1994, 167 S.**

Bereits 1991, im Zeichen der Auswirkungen des Golfkrieges, hatte der Arbeitskreis zur Erforschung der Mittelmeerländer der Universität Passau eine Ringvorlesung „Nationalismus im Mittelmeer-

raum“ organisiert, deren Vorträge nun im vorliegenden Band veröffentlicht werden. Durch den Bürgerkrieg im ehemaligen Jugoslawien hat das Thema inzwischen eine neue, andere Aktualität erhalten. Allerdings kommen die Nationalitäten und Nationalitätenkonflikte in diesem Teil des Mittelmeers nur ganz am Rande zur Sprache.

Es versteht sich, daß der Band keine Gesamtdarstellung anstreben kann, vielmehr bieten die einzelnen Beiträge einen Einblick in die verschiedenen und höchst heterogenen Varianten des Nationalismus und der nationalstaatlichen Konstituierung im Mittelmeer-
raum. Am Anfang steht der interessante Versuch von *Hartmut Wolff* (Passau), die ‘Internationalität’ antiker Gesellschaften zu beschreiben. Wohl wissend um das Problematische des Versuchs, den aus der Moderne hervorgegangenen Begriff der Nation ins Altertum zu übertragen und in deutlicher Abgrenzung der verschiedenen Gemeinwesen des Altertums von den Nationalstaaten des 19. und 20. Jhs. diskutiert und beschreibt *Wolff* die relative Offenheit der antiken Staaten für das oder den Staatsfremde(n) sowie die mehr oder minder große Unabhängigkeit des antiken Bürgers von seinem Staat bis hin zur möglichen Existenz zwischen mehreren Staaten.

Hans Jürgen Lüsebrink (Saarbrücken) beleuchtet die französische Mittelmeerpolitik vom Ägyptenfeldzug Napoleons und den nachfolgenden Mittelmeer-Eroberungen Frankreichs bis hin zur unerwarteten Aktualisierung der Konzeption der 'France méditerranéenne' in der Gegenwart. Traditionell wurden zur Begründung der Mittelmeerpolitik historische Mythen herangezogen. So die Idee von der „Grande Nation“, deren aus den Revolutionskriegen stammende Formulierung nicht nur ein auf den Idealen der Französischen Revolution und der Einheit von Sprache und Kultur fußendes integratives und assimilationistisches Nationalkonzept enthielt, sondern auch den Anspruch auf territoriale Ausdehnung. Die Expansion in den Mittelmeerraum sei auch, und nicht zuletzt, als ein „Ersatz“ für die seit den Napoleonischen Kriegen unmöglich gewordene territoriale Ausdehnung in Europa zu sehen. Mitterands pro-amerikanische Außenpolitik im Golfkrieg wird aus dieser Perspektive als fundamentaler Bruch mit der bis dahin verfolgten Traditionslinie gewertet. Die Konzepte für die verstärkte Hinwendung Frankreichs zum Mittelmeerraum seit der deutschen Wiedervereinigung knüpften dagegen unmittelbar an historische Modelle wie de Gaulles „Politique arabe“ von

1962 (und deren Vorläufer) an, die mit Hilfe der Mittelmeerpolitik ein Gegengewicht zur wachsenden Rolle des Nachbarn Deutschland zu schaffen suchten.

Mario Isnenghi (Venedig) setzt sich mit der „Erfindung Italiens“, d.h. den verschiedenen Ausprägungen der Idee der nationalen Identität in Italien auseinander. Das Risorgimento sei in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. von der „offiziellen Kultur“ (leider geht der Autor nicht auf den Begriff ein) zu einem Ursprungsmythos umfunktionierte worden, dem von der „Mystik der wiedergefundenen Einheit“ (Isnenghi) geprägten *Risorgimento Nazionale*. Diejenigen Werke, die sich zu sehr an die Positionen von Mazzini oder Garibaldi annäherten, wurden aus dem öffentlichen Raum verdrängt. Die nationale Kultur sei dennoch nicht so homogen und einseitig, so direkt von der „offiziellen Kultur“ bestimmt, wie es die Nachkriegszeit, auch unter dem Eindruck der damals erschienenen *Quaderni del carcere* von Antonio Gramsci, gesehen hatte. Isnenghi verweist u.a. auf die *Kultur der Zeitschriften* vor dem ersten Weltkrieg (u.a. *La Voce, Unità, Poesia*). Auch die Ideenwelt des italienischen Faschismus, die durch ein „Schema ungelöster Polaritäten“ (zum Beispiel Traditionalismus und Futurismus) geprägt sei, entspreche

kaum dem Stereotyp *der* „offiziellen Kultur“, sondern vermittelt eher ein Bild der Vielfalt.

Jenny Brumme (Leipzig) untersucht das Verhältnis von Nationalsprache und Regionalsprachen in Spanien und liefert damit den einzigen Beitrag, der sich ausführlicher mit der Problematik des Regionalismus innerhalb einer Nation befaßt. Die sprachliche Unifizierung war in Spanien, ähnlich wie in Frankreich, Teil der absolutistischen Strategien zur Formierung eines Einheitsstaates. Der Absolutismus hatte jedoch das Spanische nur auf politisch-institutioneller Ebene landesweit durchsetzen können und damit in den Regionen einen latenten Sprachkonflikt geschaffen. Für den politischen Regionalismus, der mit dem Einsetzen der industriellen Revolution erstarkte, hatte und hat die Wiedereinführung der Nationalsprachen hohe Symbolfunktion. *Brumme* zeichnet im weiteren ausführlich die Fortschritte im gesetzlichen Rahmen für Gebrauch und Entwicklung der Regionalsprachen und die Probleme bei der Emanzipierung der verschiedenen Sprachen nach.

Über das Problem des Nationalismus in den französischsprachigen Literaturen des Maghreb referierte *Fritz Peter Kirsch* (Wien). Die Entfaltung „nationaler“ Literaturen in den drei gro-

ßen Maghrebländern Marokko, Algerien und Tunesien hängt unmittelbar mit dem Phänomen des Kolonialismus zusammen. Vor der Eroberung gründete sich das Gemeinschaftsgefühl der arabisch-berberischen Bevölkerung auf den Islam; nach 1830 entwickelt sich als „Antwort“ auf die Eroberungsdynamik der französischen Nationalmythen ein maghrebischer Nationalismus mit ausgeprägt defensivem Charakter. *Kirsch* umreißt die traumatische Situation der literaturschaffenden maghrebischen Eliten, die die koloniale Situation zwang, sich zwischen dem Rückzug ins Konservative (z.B. die islamische Renaissance des Maghreb) oder einem Modernisierungsstreben, das weitgehend der Anpassung an französische Kulturnormen gleichkam, zu entscheiden.

Thomas Philipps Beitrag „Nationale Einheit und politische Mehrstaatlichkeit der Araber in der Gegenwart“ gibt eine überzeugende, historisch fundierte und luzide Darstellung der Rolle von arabischer Kultur (besonders der Sprache), Islam und Kolonialismus bei der Herausbildung des arabischen Nationalismus. Erstmals in dem Band werden die Begriffe Nation und Nationalismus diskutiert und kritisch hinterfragt. Nationalismus wird von *Philipp* unter Bezug auf Hobs-

bawm und Kedourie als eine in Europa entwickelte Doktrin betrachtet, die meint, „daß sich die Menschheit nach einem Naturgesetz in Nationen gliedert, sich Nationen nach bestimmten, objektiv faßbaren Merkmalen unterscheiden und die einzige rechtmäßige Regierungsform auf einer nationalstaatlichen Ordnung beruht“. (Kedourie) *Philipp* unterstreicht, daß Nationen Produkt der menschlichen Geschichte sind, im Mittelmeerraum teilweise erst der allerjüngsten Geschichte. Das geringere historische Alter solcher Nationen könne deren Legitimität jedoch keinesfalls in Frage stellen.

Den Abschluß des Bandes bildet eine vergleichende Studie zur Nationalstaatsbildung und zu innergesellschaftlichen Konflikten im Mittelmeerraum von *Peter Steinbach* (Berlin). Vorangestellt ist eine kritische Auseinandersetzung mit den lange tradierten, jetzt obsolet gewordenen Nationalismuskonzepten der Modernisierungstheorie und verschiedener Befreiungstheorien der Dritten Welt. Diese Konzepte, die Nationalismus und Nationalstaatlichkeit als Bedingung und Mittel der politischen Befreiung und nachholenden Modernisierung interpretierten, trugen wesentlich bei zu einer gestörten Wahrnehmung der existierenden innerstaatlichen ethnischen und Natio-

nalitätenkonflikte. Das folgende Resümee der Nationalstaatsgründungen im Mittelmeerraum beschränkt sich auf knappste historische Aufrisse, die jeweiligen „Wir-Gruppen-Prozesse“ (*Steinbach*) werden dabei leider kaum berührt.

Nach der Lektüre stellen sich weitere Fragen fast von selbst: Wie stehen die regionalistischen Kräfte in Südfrankreich zur französischen Mittelmeerpolitik? Welchen Einfluß hat die türkische Diaspora in Deutschland auf den türkischen Nationalismus? Welchen die nach Millionen zählende arabische Diaspora in Frankreich auf den arabischen Nationalismus in den Herkunftsländern? Wie funktionierte jene „gelebte Utopie multikultureller Gesellschaften“, die *Lüsebrink* in Teilen des Mittelmeerraums bis in unser Jahrhundert hinein lebendig sieht? Gab es sie überhaupt? Und schließlich: Ist die Einheit des Mittelmeerraums, die übrigens auch Braudel „quer“ zur gängigen nationalstaatlichen Betrachtung herausgearbeitet hatte, angesichts der heutigen Migrationsströme, Warenströme und zunehmenden Kulturtransfers tatsächlich infragegestellt, wie das Vorwort meint? Der Band bestätigt einmal mehr, daß gerade in Zeiten sich verändernder Perspektiven und Paradigmen empirische Einzelstudien ein wesentlicher Ausgangspunkt

für neue Fragen und neue Wahrnehmungen sind.

Cornelie Kunze

Formen des nationalen Bewußtseins im Lichte zeitgenössischer Nationalismustheorien, hrsg. von Eva Schmidt-Hartmann, Oldenbourg, München 1994, 335 S. (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum, Bd. 20).

Der Band enthält 20 Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee im Oktober/November 1991. Er ist in vier thematische Sektoren gegliedert: a) Die Wahrnehmung und Konzeptualisierung der Nationalismuserfahrung; b) Forschungsansätze, Modelle, Theorien; c) Vergleichende historische Nationalismusforschung; c) Das Zeitalter des Nationalismus als eine Epoche der böhmisch-slowakischen Geschichte. Der Band ist ein Versuch, eine allgemeine Überlegung zur Nationalismusproblematik auch in bezug auf die östlichen Länder zu liefern. Die Beiträge erfassen disparate Themenbereiche. *Loewenstein* konzentriert sich auf das Verhältnis zwischen Nationalismus und Massen-

psychologie, während *Štřítecký* versucht, das Problem der „Identität“ durch das Instrumentarium der sozialen Anthropologie zu berücksichtigen. *Brenner* wendet die klassischen Modelle von Otto Bauer und Karl W. Deutsch zur Erklärung des Integrations- und Desintegrationsprozesses in der multinationalen Gesellschaft an. *Seibt* setzt den Akzent auf die Untersuchung des Nationalismus in der Mediävistik. Er kommt zu dem Schluß, daß durch die Theoreme der Mediävistik die historischen Dimensionen des „Nation-Building“ beleuchtet werden können (S. 86). *Schamschula* untersucht die Konstruktion und die Rolle von Mythen und Mythologie in einer nationalistischen Ideologie.

Erwähnenswert aber sind vor allem die Beiträge von *John Breully* „Approches to Nationalism“ (S. 15-39) und von *Miroslav Hroch* „Nationales Bewußtsein zwischen Nationalismustheorie und der Realität der nationalen Bewegung“ (S. 39-52). Der englische Historiker aus Manchester ergänzt sein Nationalismuskonzept, das er bereits 1993 in seinem Werk „Nationalism and State“ dargestellt hatte. In Anlehnung an die von Kedurie entworfene Kategorie des Nationalismus als „politischer“ Doktrin begreift *Breully* den Nationalismus als eine zur

staatlichen Macht hin ausgerichtete politische Bewegung. Seiner Ansicht nach soll der Nationalismus in Relation zu Staat und Gesellschaft gesetzt werden. Es läßt sich eine Konvergenz zwischen der Entstehung des Nationalismus und des modernen Staates erkennen. Die nationalistische Ideologie ist kein Produkt eines politischen Kalküls gewesen, sondern als eine Form der Politik ist sie auf den Verlauf der Modernisierungsprozesse im 19. Jh. zurückzuführen. Sie erfüllt vor allem drei Funktionen: Legitimierung, Koordinierung und Mobilisierung. Diese sind an die Ebenen gebunden, in denen die politischen Handlungen stattfinden: Gemeinschaft, Gesellschaft und internationales Staatswesen. Der Nationalismus sei die politische Antwort auf die Unterscheidung der Modernität zwischen Staat und Gesellschaft gewesen. Er versucht, diese Unterscheidung zu überwinden. *Breullys* Interpretation ist einer der zentralen Ansätze der aktuellen historischen Forschung. Im Gegensatz zu den meisten Nationalismusforschern, die den Nationalismus mit der politischen Unabhängigkeit in Verbindung bringen (Gellner, Hobsbawm), insistiert *Miroslav Hroch* zur Erklärung der Entstehung der „nationalen“ Bewegungen auf der Konsequenz langfristiger sozialer Prozesse im Über-

gang von einer feudalen zu einer kapitalistischen Gesellschaft. Deshalb greift *Hroch* auf sein berühmtes dreifaches Modell wieder zurück: Phase A, die Periode, in der das Phänomen auf das Interesse der Intellektuellen beschränkt ist; Phase B, die Periode der nationalen Agitation; Phase C, die Entwicklung einer nationalen Massenbewegung. Diese Typologie wird vervollständigt durch die Unterscheidung zwischen dem ersten Stadium (die Periode des Aufstiegs des Kapitalismus) und der zweiten Phase (die Periode einer stabilisierten modernen kapitalistischen Gesellschaft). Der Rekurs auf diese Typologie ermöglicht es seiner Ansicht nach, den „Nationsbildungsprozeß horizontal wie vertikal in seinen Kontext einzubetten und ihn zu periodisieren“ (S. 43).

Die zweite Sektion des Bandes enthält interessante Überlegungen von *Thomas Weiser* über Karl W. Deutschs Nationalismustheorie. Der amerikanische Politologe hatte bereits 1953 in „Nationalism and Social Communication“ darauf hingewiesen, daß verbesserte Kommunikation, begünstigt durch Alphabetisierung, Ausweitung des Pressewesens und neue Verkehrsmittel usw., eine wichtige Voraussetzung für die Verbreitung des Nationalismus in einer Bevölkerung ist. Weiser hebt in seiner informa-

tionsreichen Darstellung hervor, daß, obgleich Deutschs Modell in der heutigen Form nur eine quantitativ konzipierte Nationalismustheorie anbietet und dazu andere Methoden, Modelle und Verfahren herangezogen werden müßten, viele Postulate seines Kommunikationsansatzes noch zu diskutieren seien. Das gilt vor allem für die folgenden: a) Die Mobilisierung bricht den bisherigen Kommunikationszustand einer (agrarischen) Gesellschaft auf und schafft Bedarf für neue Loyalitätsmuster, insbesondere innerhalb des mobilisierten Bevölkerungsanteils; b) Ein gewisses Minimum an Mobilisierung stellt eine notwendige, wenn auch nicht immer hinreichende Voraussetzung für die Verbreitung des Nationalismus dar. (S. 141).

Schließlich sind unbedingt erwähnenswert die Beiträge der Sektion zur vergleichenden historischen Nationalismusforschung, insbesondere über die Frage nach der Anpassungsfähigkeit an einen real-historischen Kontext des Nationalismuskonzeptes von John Greully, Ernest Gellner und Benedict Anderson. Die allgemeine Akzeptanz der Verwendbarkeit dieser Kategorien in den Beiträgen von *Kizwalter* (Ernest Gellner: Nationalismustheorie und die polnische nationale Bewegung im 19. Jh.), *Vári* (Fremde im Spiegel: Die Palette ethnischer Stereo-

typen in Ungarn 1780-1848. Überlegungen zu den Thesen John Breullys) und *Osterrieder* (Von der Sakralgemeinschaft zur modernen Nation. Die Entstehung eines Nationalbewußtseins unter Russen, Ukrainern und Weißruthenen im Lichte der Thesen Benedict Andersons) zeigt, daß die theoretisch-idealtypische Theorienanwendung eines der zentralen Momente der historischen Sozialwissenschaft sein muß.

Insgesamt bietet der Band eines der sachkundigsten und informationsreichsten Beispiele zur Nationalismuskonzeption der letzten Jahre.

Vito Francesco Girona

Conceptions of National History. Proceedings of Nobel Symposium 78, ed. by Erik Lönnroth, Karl Molin, Ragnar Björk, Walter de Gruyter, Berlin/New York 1994, 316 S.

Wie manch andere Tagung des Jahres 1990 wurde auch das Nobel-Symposium über Fragen der Nationalgeschichte vom Einbruch der Geschichte in die Geschichtswissenschaft überrascht. Bei der Konzipierung der Tagung, die

sich auf die Möglichkeiten der Bildung multinationaler Einheiten jenseits militärischer Unterwerfung konzentrieren sollte, war an einen so raschen Zerfall multi-ethnischer Gemeinschaften in Osteuropa noch nicht gedacht, war die Geschwindigkeit, mit der das Thema von Nation und Nationalstaat durch die Historiker wieder aufgegriffen wurde, noch nicht abzusehen.

In seinen Schlußbemerkungen sieht *Theodore Zeldin* die Nationalgeschichtsschreibung in einer tiefen Sinnkrise – das Kolloquium sei ein Beweis dafür: die Historiker benähmen sich wie Gefangene, von denen einige das angestammte Gefängnis einfach zu einem komfortablen Platz erklärten, den zu verlassen nicht lohne, während andere die Gitterstäbe schon als Störung ihrer Bewegungsfreiheit bemerkten, indes keine brauchbare Alternative als Motiv für die Flucht aus dem Gefängnis erkennen könnten. Sein Plädoyer für eine Geschichtsschreibung als Orientierungswissenschaft gegenüber der Menschheit, die in der Fragmentierung von Geschichte zu Nationalgeschichte um die Einsicht in die Zusammenhänge ihres ganzheitlichen Erbes betrogen würde, erfuhr keinen Widerspruch, wohl aber offenkundiges Mißverständnis. Die einen halten Nationalgeschichte für die normale Form

von Historiographie, andere schlußfolgern von der unleugbaren Existenz des Nationalismus auf die Wirklichkeit der Nation.

Kare Tønnessons vermittelnde Position, daß es nicht so sehr darauf ankomme, den Konstruktionscharakter der Nation zu bestreiten oder zu bekräftigen, sondern über die Bedingungen ihrer Wirkungsmacht nachzudenken („That nation, like so much else in man's social and physical environment, is an artificial creation, is irrelevant; artifice being the nature of man“ S. 305), leitet keineswegs die Mehrheit der Beiträge dieses Bandes, kann aber als Hinweis zum Lesen „gegen den Strich“ benutzt werden.

Insofern lohnt die Lektüre der zahlreichen Fallstudien (keineswegs nur über europäische Beispiele wie Katalonien, Belgien, Finnland, das Heilige Römische Reich deutscher Nation und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg oder Rußland, Polen und Skandinavien, sondern auch das postkoloniale Afrika, China, Japan und Indien) über den beträchtlichen Informationsgewinn im einzelnen hinaus, weil die insgesamt 27 Artikel und Kommentare zu vorherigen Diskussionsbeiträgen das gesamte Spektrum jener theoretischen Fragen aufwerfen, in dem sich die Nation-Debatte im letzten Jahrzehnt verfangen hat.

An verschiedenen Stellen wird deutlich, daß die Sonderwegs-Debatte, die in der (west-)deutschen Historiographie mit soviel Emphase geführt wurde, keineswegs eine deutsche Besonderheit ist. *Francis Sejersted* geht sogar soweit zu schlußfolgern, daß eine bestimmte Sonderwegs-Inszenierung Bestandteil jeder nationalen Meistererzählung sei und plädiert für eine genaue Unterscheidung zwischen Sonderwegs-Theoretikern, die den (zumeist eigenen) nationalen Fall als Abweichung von einer unterstellten Idealentwicklung annehmen und jenen, die unterschiedliche historische Wege innerhalb eines allgemeinen Trends der modernen Geschichte unterstellen. In jedem Fall sind die Folgerungen aus dieser Grundentscheidung für eine im Bereich des traditionellen Nationenvergleichs verbleibende Komparatistik erheblich: sowohl hinsichtlich der Möglichkeit, weltgeschichtliche Synthesen als überhaupt schreibbar anzunehmen, als auch hinsichtlich des Gebrauchs, der von Geschichtsschreibung in der Gesellschaft gemacht werden kann.

Konferenzen lösen keine wissenschaftlichen Probleme, aber sie können bei konzentrierter Vorbereitung und der Möglichkeit, kundige Referenten einzuladen, einen weitgehend kompletten Problemauflöß bieten. Dies ist den

schwedischen Organisatoren dieser Tagung vollauf gelungen. Der Kolloquiumsband gehört auf keinen Fall zu jenen Buchbinder-synthesen, aus denen man nur ein oder zwei Beiträge kopieren wird.

Matthias Middell

Reinhard Schulze, Geschichte der islamischen Welt im 20. Jahrhundert, Verlag C. H. Beck, München 1994, 437 S.

Um es vorweg zu nehmen, der Autor wird dem anspruchsvollen Titel des Buches gerecht. *Schulze* beschreibt die kulturellen, sozialen und politischen Entwicklungen des Islam vom Beginn der Entkolonisierung bis zur jüngsten Entwicklung des Krieges in Bosnien-Herzegowina. In der Einleitung hält er fest: „Wird die islamische Welt als eigenständiger Kulturraum oder als Weltkultur beschrieben, so steht sie zum Beispiel Europa bzw. ‚der westlichen Welt‘ gegenüber. Doch während meist darauf verzichtet wird, die Einheit des Westens nach der Säkularisierung des christlichen Abendlandes religiös zu definieren, wird mit dem Islam weiterhin eine Religion zur Grund-

sich auf die Möglichkeiten der Bildung multinationaler Einheiten jenseits militärischer Unterwerfung konzentrieren sollte, war an einen so raschen Zerfall multiethnischer Gemeinschaften in Osteuropa noch nicht gedacht, war die Geschwindigkeit, mit der das Thema von Nation und Nationalstaat durch die Historiker wieder aufgegriffen wurde, noch nicht abzusehen.

In seinen Schlußbemerkungen sieht *Theodore Zeldin* die Nationalgeschichtsschreibung in einer tiefen Sinnkrise – das Kolloquium sei ein Beweis dafür: die Historiker benähmen sich wie Gefangene, von denen einige das angestammte Gefängnis einfach zu einem komfortablen Platz erklärten, den zu verlassen nicht lohne, während andere die Gitterstäbe schon als Störung ihrer Bewegungsfreiheit bemerkten, indes keine brauchbare Alternative als Motiv für die Flucht aus dem Gefängnis erkennen könnten. Sein Plädoyer für eine Geschichtsschreibung als Orientierungswissenschaft gegenüber der Menschheit, die in der Fragmentierung von Geschichte zu Nationalgeschichte um die Einsicht in die Zusammenhänge ihres ganzheitlichen Erbes betrogen würde, erfuhr keinen Widerspruch, wohl aber offenkundiges Mißverständnis. Die einen halten Nationalgeschichte für die normale Form

von Historiographie, andere schlußfolgern von der unleugbaren Existenz des Nationalismus auf die Wirklichkeit der Nation.

Kare Tønnessons vermittelnde Position, daß es nicht so sehr darauf ankomme, den Konstruktionscharakter der Nation zu bestreiten oder zu bekräftigen, sondern über die Bedingungen ihrer Wirkungsmacht nachzudenken („That nation, like so much else in man’s social and physical environment, is an artificial creation, is irrelevant; artifice being the nature of man“ S. 305), leitet keineswegs die Mehrheit der Beiträge dieses Bandes, kann aber als Hinweis zum Lesen „gegen den Strich“ benutzt werden.

Insofern lohnt die Lektüre der zahlreichen Fallstudien (keineswegs nur über europäische Beispiele wie Katalonien, Belgien, Finnland, das Heilige Römische Reich deutscher Nation und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg oder Rußland, Polen und Skandinavien, sondern auch das postkoloniale Afrika, China, Japan und Indien) über den beträchtlichen Informationsgewinn im einzelnen hinaus, weil die insgesamt 27 Artikel und Kommentare zu vorherigen Diskussionsbeiträgen das gesamte Spektrum jener theoretischen Fragen aufwerfen, in dem sich die Nation-Debatte im letzten Jahrzehnt verfangen hat.

die Geistes- und Ideengeschichte in der islamischen Welt von einer kulturspezifischen Verarbeitung europäischer Gesellschaftsentwürfe geprägt wurde. Hier zeichnet sich schemenhaft eine eurozentristische Sichtweise ab. In Kapitel 1 (Islamische Kultur und koloniale Moderne 1900-1920) geht *Schulze* u.a. auf die Wiederbelebung des Kalifats im Osmanischen Reich ein und verweist auf den Vertrag von Küçük Kainarca 1774, wo erstmals der osmanische Anspruch auf das Kalifat schriftlich fixiert wurde. (S. 27) Besondere Beachtung verdient seine Wertung: „Aus dem Optimismus der Jahre vor 1870, als die islamischen Intellektuellen noch glaubten, eben wegen ihrer islamischen Tradition an der Moderne teilhaben zu können, war nun ein tiefer Pessimismus geworden: die islamische Tradition wurde – in Analogie zur europäischen Kritik an der „Modernitätsfeindlichkeit des Islam“ – nun als Begründung für die eigene Andersartigkeit angesehen.“ (S. 31) Beachtung findet auch die Entwicklung auf der arabischen Halbinsel. Kritisch angemerkt werden muß der zeitliche Ansatz des zweiten saudischen Staates (bei *Schulze* 1848-1886); üblicherweise wird der zweite saudische Staat von 1821 oder 1824 (Eroberung von ar-Riyād) bis 1891 (Schlacht von Mulaida) datiert, während das

Ende der ersten saudischen Dynastie (Eroberung Dar' iyyas durch Ibrāhīm Pascha 1818 – bei *Schulze* 1808) sicher nur ein Druckfehler ist. (S. 41) Auf gemeinsame Interessen von Kolonialmacht und einheimischer Elite eingehend, schlußfolgert er: „Die koloniale Staatsverwaltung hatte durch Steuerhoheit, Recht und Militärgewalt geographisch begrenzte, überschaubare Räume gesichert, die vielfach schon seit dem 18. Jh. die Grundlage für eine nationalstaatliche Identität der Eliten gewesen waren. Auf eine merkwürdige Art bestätigte so der Kolonialismus die territorialstaatliche Tradition vieler islamischer Gesellschaften, die sich im 18. Jh. durchgesetzt hatte.“ (S. 44) Der Autor setzt sich kritisch mit der Effizienz des Kolonialismus auseinander und verweist dabei auf ein „Ende des kolonialen Entwicklungsbooms“ (S. 48). Er gelangt zu dem Fazit, daß in den islamischen Gesellschaften des späten 19. und frühen 20. Jhs. politische Tendenzen entstanden, die deutliche Analogien zur politischen Parteienlandschaft in Europa aufweisen und die der Autor als nationalistisch, liberal-konservativ und sozialistisch bezeichnet. Durch den Gebrauch der islamischen Sprache des Politischen wurde diese Analogie allerdings relativiert. (S. 50) *Schulze* geht desweiteren auf soziale Herkunft

und Legitimierung des für die weitere Geschichte der arabischen Halbinsel bedeutungsvollen Antagonismus zwischen Scherif Hūsain, dem Emir von Mekka, und Ibn Saʿūd, dem Herrscher des Naūd ein. In Kapitel 2 (Bürgerlicher Nationalismus und staatliche Unabhängigkeit 1920-1939) referiert er unter anderem die tripolitanische Republik und die Rif-Republik unter ʿAbd al-Karīm al-attābī. Weitere Themen des Kapitels sind die Gründung der ihwān-Bewegung im Naǧd durch den saudischen Staatsgründer Ibn Saʿūd, die islamischen Kongresse von Mekka 1926 und die von Ibn Saʿūd und Teilen der ʿulamāʿ betriebene Annäherung zwischen wahnābīya und salafīya, in deren Verlauf die letztere sich einer Ibn Saʿūd-freundlichen Politik öffnete, während die salafīya eine Mäßigung der wahnābīya erreichte. (S. 96) In weiteren Fallbeispielen erörtert *Schulze* die Entwicklungen in Turkestan, Afghanistan, Persien, Algerien, Indonesien und Palästina. Weltwirtschaftskrise und massive Landflucht rissen Millionen Landbewohner aus traditionellen Strukturen: „Für die Neuankömmlinge war die Loslösung aus der traditionellen Ordnung in den Provinzen und Städten ein einschneidender Prozeß gewesen. Sie hatten ihn auch islamisch begründet: sie mußten, entsprechend des Loslösungs-

prozesses, die alte Ordnung als „falsche Tradition“ diffamieren; alle Symbole der kulturellen Zugehörigkeit zur „alten Ordnung“ galt es nun zu zerstören. Hierzu zählten Kleidung, sprachliche Eigenschaften, Umgangsformen und vor allem die kultischen Verehrungen lokaler Heiliger, die den Gemeinschaften zu einer von anderen unterschiedenen Identität verholfen hatten. Der gesamte soziale Code wurde hinterfragt, kritisiert und verworfen in der Hoffnung, sich dem ‚europäischen‘ Diskurs anpassen zu können. Da nun aber die koloniale Gesellschaft abgeschottet erschien, war den Neuankömmlingen der Zugang zu ihrer Vision versperrt; sie interpretierten die Abschottung als Absage und argumentierten, da sie kaum bereit waren, dies als persönliches Scheitern anzuerkennen, daß die koloniale Gesellschaft ebenfalls eine ‚falsche, unislamische Ordnung‘ darstellte.“ (S. 123) In Kapitel 3 (Die Zeit der Restauration 1939-1958) behandelt der Autor die islamische Welt im Zweiten Weltkrieg und die Kriegsfolgen für die Bevölkerung des Nahen und Mittleren Ostens. Sehr sachlich geht er auf die Affinität von Nationalsozialismus und arabischem Nationalismus ein und resümiert, daß die Kriegsgeschehnisse und Kriegsfolgen die Nationalisten in dem Glauben bestärk-

ten, daß die Souveranität nur noch gegen die europäischen Mächte durchgesetzt werden könne. Die Propaganda der Achsenmächte wurde indes nur von wenigen Nationalisten positiv aufgegriffen, wobei sich städtische Nationalisten eher zu den Achsenmächten hingezogen fühlten als die Nationalisten des Landes. (S. 148) Bei der vielschichtigen Problematik Palästina-Konflikt referiert der Autor auch die kurzfristige Installation einer „Regierung von Ganzpalästina“ und kommt zu dem Schluß, daß auf dem Territorium Palästinas unterschwellig der alte Konflikt zwischen Ägypten und dem häšimitischen Transjordanien ausgetragen wurde. (S. 172) Im vierten Kapitel (Islamische Kultur und Republikanismus der Dritten Welt 1956-1973) behandelt der Autor die nationalistische Politik Gamal ʿAbdannāširs (Nassers) und das Interessenkonglomerat der verschiedenen sozialen Kräfte in der Vereinigten Arabischen Republik (staaliche Vereinigung zwischen Ägypten und Syrien 1958-1961). (S. 197) Im weiteren Verlauf behandelt *Schulze* den siegreichen Militärputsch im Irak 1958, die Kultur des Algerischen Befreiungskrieges 1954-1962 und den Weg Algeriens zum Einparteiensstaat. Weitere Schwerpunkte des Kapitels sind die Bildung des islamischen Blocks und der Beginn der saudi-

arabischen Hegemonie in der islamischen Welt. Kapitel 5 (Die Durchsetzung der islamischen Ideologien 1973-1989) beschreibt den Beginn der politischen Sezession in der islamischen Welt. *Schulze* betont: „Der Zusammenbruch des Republikanismus der Dritten Welt hatte vor allem strukturelle Ursachen gehabt. Eine auf die Stadt zentrierte ökonomische und soziale Entwicklung verlangte den Volkswirtschaften mehr ab, als sie zu leisten imstande waren. Die Projektion einer ‘Idealstadt’ der Nationalisten auf die Gesamtgesellschaft mußte fast zwangsläufig die traditionellen Sektoren der Gesellschaft ausklammern und die agrarischen Gemeinschaften dem Dikat der Stadt unterwerfen. Zwar verfügten die städtischen Nationalisten nun über die innenpolitische Hoheitsgewalt; doch der Kapitalmangel schränkte diese Herrschaft stetig ein, da der Staat mit der Kreditaufnahme in ein Gewirr von Abhängigkeiten geriet. Das knappe Kapital wurde so zunehmend in den Sektoren der Gesellschaft investiert, die als Hochburgen der Nationalisten galten: Armee, öffentliche Verwaltung und Industrie.“ (S. 245) Der Autor analysiert die Öffnungspolitik Anwār as-Sādāts in Ägypten, die islamische Revolution im Iran und die innenpolitische Entwicklung in Saudi-Arabien. In Kapi-

tel 6 (Islamische Kultur und zivile Gesellschaft 1989-1993) verfolgt er das Ziel, eine mythische Erneuerung des Nationalismus nachzuweisen und schlußfolgert auf eine verstärkte Ethnifizierung des Islam. Durch das Ende des Ost-West-Gegensatzes habe der Nationalismus in der islamischen Welt eine andere Identität angenommen. (S. 311) *Schulze* gibt folgenden Ausblick in die Zukunft: „Schon die Ideologisierung des Islam, welche die islamischen Kulturen in weiten Bereichen nachhaltig säkularisiert hat, hat zu einer weitgehenden Transformation der Religion geführt.“ (S. 349 f.) Unausgesprochen meint er, daß der islamische Fundamentalismus der Wegbereiter der Moderne ist. Dieser untergrabe die Aura traditioneller Religiosität. Der Auffassung, die islamische Ideengeschichte sei eine Reflexion westlicher Ideologien und Vorstellungen, wird jedoch von vielen arabischen Intellektuellen mit dem Hinweis widersprochen, die islamische Welt habe selbst eine bedeutende Zahl von Säkularisten und „Aufklärern“ hervorgebracht, die einen spezifisch islamischen Weg in die Moderne öffnen könnten. Der Versuch, die Geschichte der islamischen Welt als Teil der Weltgeschichte zu verstehen, gerät jedoch in Konflikt mit dem Titel des Buches, der eine eigenständige „islamische Welt“ suggeriert.

Der Anmerkungsteil, mehrere Tabellen, sechs Karten, eine Zeittafel, Literaturverzeichnis und ein Glossar vervollständigen dieses hochinteressante und auch für den Laien verständliche Buch.

Uwe Pfullmann

Ulrich Raulff, Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1995, 510 S.

„Von Anfang an war es meine Absicht, ein intellektuelles Portrait Marc Blochs zu schreiben, in dem das Biographische zurücktreten sollte zugunsten jener intellektuellen Züge, durch die der französische Historiker emblematischen Wert für die Historie und die Situation des Historikers im 20. Jahrhundert gewann. Nicht der Chronologie eines Lebens und eines Werks wollte ich erzählend folgen, sondern [...] ich wollte eine intellektuelle Problemgeschichte erzählen. Aber wie jede Entscheidung für eine spezifische Verfahrensweise hat auch diese ihren Preis“ (S. 12). *Ulrich Raulff*, Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und ausgewiesener Kenner der französischen Historiographiegeschichte, wen-

det sich mit dieser Programmatik sowohl gegen den in seinen Worten „kalzerisierten Methodendiskurs“ (S. 23) Rüsenscher Provenienz wie auch gegen die seiner Ansicht nach „kryptomarxistische“ (S. 25) Wissenschaftsgeschichte im Sinne Bourdieus. Beiden Ansätzen wirft er vor, sich zu sehr auf die akademische Wissenschaft zu beschränken und deren Entwicklung in erster Linie immanent zu betrachten. *Raulff* hingegen plädiert für eine Historiographiegeschichte, die die äußeren, nichtwissenschaftlichen Einflüsse auf die Themen- und Methodenwahl der Historiker in den Mittelpunkt stellt.

Mit dieser Sichtweise kommt der Autor zu durchaus interessanten Entdeckungen: So spürt er beispielsweise den Auswirkungen der Kriegserfahrungen Blochs auf dessen thematische Schwerpunktsetzungen nach. Dabei führt *Raulff* Blochs Beschäftigung mit vormodernen, auf mündliche, fehlbare Kommunikation angewiesenen Gesellschaften auf das von diesem selbst beobachtete Phänomen der Gerüchte in der „Grabengesellschaft“ des Ersten Weltkrieges zurück. Er arbeitet auch heraus, wie die durch den Krieg verursachten landschaftlichen Veränderungen und die im Krieg für die militärische Aufklärung angewandte Technik der

Luftphotographie Blochs Blick für geographische Gegebenheiten und Kulturlandschaften schärfte. Allgemeiner gesagt, führten die Kriegserfahrungen dazu, daß Bloch die Bedeutsamkeit der „sichtbaren Sachen“ als Quelle historischer Forschungen stärker betonte.

Der Entdeckungspfad, den *Raulff* in seiner Studie benutzt, ähnelt der Forschungspraxis des von ihm Porträtierten: Wie Bloch dies u.a. in seiner Arbeit über die „Rois thaumaturges“ vorexerzierte, beobachtet *Raulff* eine scheinbar nebensächliche Geste, ein bisher nicht beachtetes Detail, postuliert es als bedeutsam und sinnfällig und baut auf der Analyse dieses Details eine große historische Interpretation auf. Dies ist der Fall, wenn er feststellt, daß Bloch in seinem Bemühen, die Rolle des Historikers in der Gesellschaft zu beschreiben, auffällig häufig das Bild des „juge d'instruction“, des Untersuchungsrichters, benutzt. Auf dieser Beobachtung aufbauend, kennzeichnet *Raulff* dann im folgenden das Erkenntnisethos Blochs, welches sich dadurch ausgezeichnet habe, daß Bloch nicht (ver-) urteilen, sondern nur Zeugenaussagen und materielle Indizien sammeln und überprüfen wollte. Auch die rein hermeneutische Methodologie Blochs führt *Raulff* auf dasselbe Leitbild zurück. Das Verfahren,

scheinbar „Nebensächliches“ zu „Emblematischem“ zu erklären, benutzt er auch, wenn er auf das Exlibris Blochs eingeht: Dieses stellt einen Arbeiter in einem Weinberg dar, und daraus leitet *Raulff* sowohl die thematische Schwerpunktsetzung der „Annales“ – der arbeitende Mensch, die Technikgeschichte usw. – wie auch das Selbstverständnis der „Annales“-Historiker als (Geistes-) Handwerker ab. Hier zeigt sich die Schwierigkeit von *Raulffs* „wohl nicht anders als essayistisch und gelegentlich experimentell“ (S. 13) zu bezeichnender Methode: Einen Beleg dafür, daß sich in den von ihm als symptomatisch – oder wie er sagen würde „emblematisch“ – herausgestellten Gesten oder Details der Makroebene die „Totale“ wirklich verdichtet oder spiegelt, kann *Raulff* nicht vorlegen. Ebenso-

nig kann er das Entscheidungskriterium benennen, nach welchem er das Beobachtens- und Erwähnenswerte in Blochs Leben und Werk auswählt. Es ist somit zweifelhaft, ob die von *Raulff* aufgezeigten „Details“ und die an diese sich anknüpfenden Assoziationsketten in ihrer Summe das angestrebte „unverkürzte intellektuelle Porträt“ (S. 19) Blochs ergeben. Ebenso zweifelhaft ist dann auch der Anspruch, ausgehend von dem Porträt Blochs einen Beitrag zur politischen Kulturgeschichte der Dritten Republik zu leisten. Dies ist wohl der von *Raulff* selbst erwähnte „Preis“ (s.o.), den man bezahlen muß, wenn er der Historiographiegeschichte neue Wege zur Erschließung ihres Gegenstandes eröffnen will, ohne diese auf ihre epistemologische Tragfähigkeit hin zu überprüfen. Vielleicht ist dieser Preis zu hoch.

Gabriele Lingelbach

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Thomas Adam, Universität Leipzig, Historisches Seminar, Arbeitsgruppe Sachsen im 20. Jahrhundert

Werner Bramke, Prof. Dr., Universität Leipzig, Historisches Seminar, Arbeitsgruppe Sachsen im 20. Jahrhundert

Detlef Briesen, Dr., Universität GH Siegen, Fachbereich Geschichte, Institut für Europäische Regionalforschung (IFER)

Gerhard Brunn, Prof. Dr., Universität GH Siegen, Fachbereich Geschichte, Direktor des Instituts für Europäische Regionalforschung (IFER)

Gerald Diesener, Dr. sc., Institut für Universal- und Kulturgeschichte Leipzig e. V.

Vito Francesco Gironda, stud. phil., Universität Bologna

Ulrich Heß, Dr. sc., Universität Leipzig, Historisches Seminar, Arbeitsgruppe Sachsen im 20. Jahrhundert

Kurt Holzapfel, Prof. Dr., Leipzig

Manfred Jahn, Dr. phil. habil., Wissenschaft und Technik Dresden e. V.

Cornelie Kunze, Dr. phil., Universität Leipzig, Institut für Internationale Wirtschaftsbeziehungen

Christian Kurzweg, M. A., Universität Leipzig, Historisches Seminar

Gabriele Lingelbach, M. A., Freie Universität Berlin, Friedrich-Meincke-Institut

Katharina Middell, Dr. phil., Universität Leipzig, Historisches Seminar

Matthias Middell, Dr. phil., Universität Leipzig, Zentrum für Höhere Studien

Uwe Pfullmann, Dr. phil., Förderungsgesellschaft wissenschaftliche Neuvorhaben mbH Berlin, FSP Moderner Orient

Autorinnen und Autoren

Ljudmila A. Piemenova, Dr., Lomonossov-Universität Moskau, Historische Fakultät

Martina Pietsch, Technische Universität Dresden, Institut für Geschichte, Abteilung Sächsische Landesgeschichte

Rolf Rieß, Regensburg

Karl Heinz Schneider, Dr. phil., Universität Hannover, Historisches Seminar

Frank Schulz, M. A., Universität Leipzig, Historisches Seminar, Arbeitsgruppe Sachsen im 20. Jahrhundert

Rolf-Peter Sieferle, Prof. Dr., Universität Mannheim, Historisches Institut

Holger Zaunstück, M. A., Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Institut für Geschichte der Frühen Neuzeit

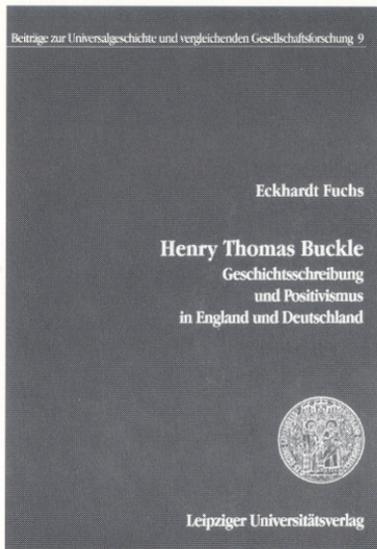
Michael Zeuske, Prof. Dr., Albertus-Magnus-Universität Köln, Historisches Seminar

Michael Zürn, Prof. Dr., Universität Bremen, Fachbereich Sozialwissenschaften

Beiträge zur Universalgeschichte und
vergleichenden Gesellschaftsforschung,
Band 9

Eckhardt Fuchs
Henry Thomas Buckle.
Geschichtsschreibung und
Positivismus in England und
Deutschland

1994, 400 Seiten
Geb., DM 58,-
ISBN 3-929031-27-2



Die Monographie widmet sich den gesellschaftspolitischen, geschichtstheoretischen und -methodologischen Auffassungen des englischen Amateurchistorikers Henry Thomas Buckle (1821-1862), des Hauptvertreters einer positivistischen Geschichtskonzeption. Nach einer historisch-semantischen Analyse des Positivismusbegriffs, die von Auguste Comte ausgeht, wird die Biographie Buckles dargestellt und die englische Geschichtsschreibung im frühviktorianischen England im Überblick skizziert. Im Mittelpunkt des Bandes stehen Buckles Geschichtskonzept, seine Freiheits- und Religionsauffassung, seine Handlungstheorie sowie die wesentlichen theoretischen Kategorien im fragmentarisch gebliebenen Hauptwerk „Geschichte der Zivilisation in England“. Schließlich wird ein Ausblick auf die Entwicklung der englischen Geschichtsschreibung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gegeben.

Der Verfasser zeigt durch seine vergleichende Betrachtung, wie die positivistische Geschichtsauffassung als ein wichtiges Moment bei der Herausbildung einer wissenschaftlichen Geschichtsschreibung in England und Deutschland wirkte.

Bestellungen an Ihre Buchhandlung oder direkt an den

Leipziger Universitätsverlag GmbH
Augustusplatz 10/11
04109 Leipzig
Tel. + FAX 03 41/2 61 99 64 oder 03 41/69 58 81

Aus dem Inhalt

Editorial

Aufsätze

- Gerhard Brunn* Regionalismus in Europa
- Rolf-Peter Siefert* Naturlandschaft, Kulturlandschaft, Industrielandschaft
- Ulrich Heß* Landes- und Raumforschung in der Zeit des Nationalsozialismus. Die Leipziger Hochschularbeitsgemeinschaften für Raumforschung (1936-1945/46)
- Karl Heinz Schneider* Schaumburg – Beispiel einer erfolgreichen regionalen Industrialisierung
- Detlef Briesen* Warum Bundeslandsgeschichte? Reflexionen am Beispiel einer „Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte des Rheinlandes und Westfalens 1955-1995“
- Martina Pietschl*
Manfred Jahn Regionale Spezifika der Ansiedlung vertriebener Deutscher in Sachsen 1945-1948. Eine Fallstudie zum Kreis Borna
- Thomas Adam* Vom Industriedorf zum Stadtteil - die Geschichte zweier Leipziger Stadtteile in der Jahrhundertwende
- Frank Schulz* Elitenwandel in der Leipziger Wirtschaftsregion 1945-1948. Von den Leipziger „sächsischen Industriefamilien“ zu Kadern aus dem Leipziger Arbeitermilieu
- Christian Kurzweg* Unternehmeridentität und regionale Selbstthematisierung. Auseinandersetzungen um die maschinelle Herstellung von Zigarren im sächsischen Döbeln